

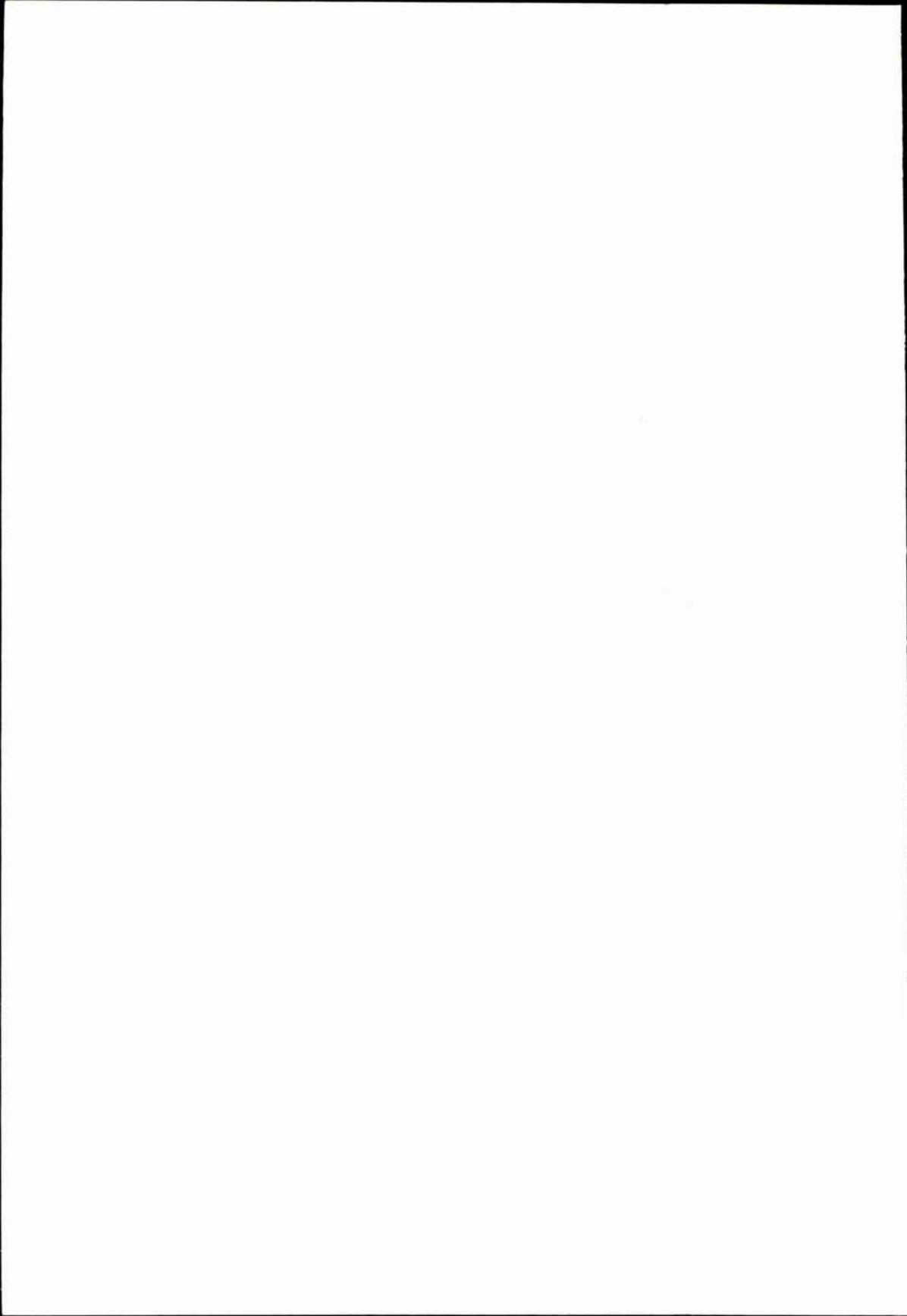
SCHRIFTEN des Vereins für Geschichte  
und Naturgeschichte

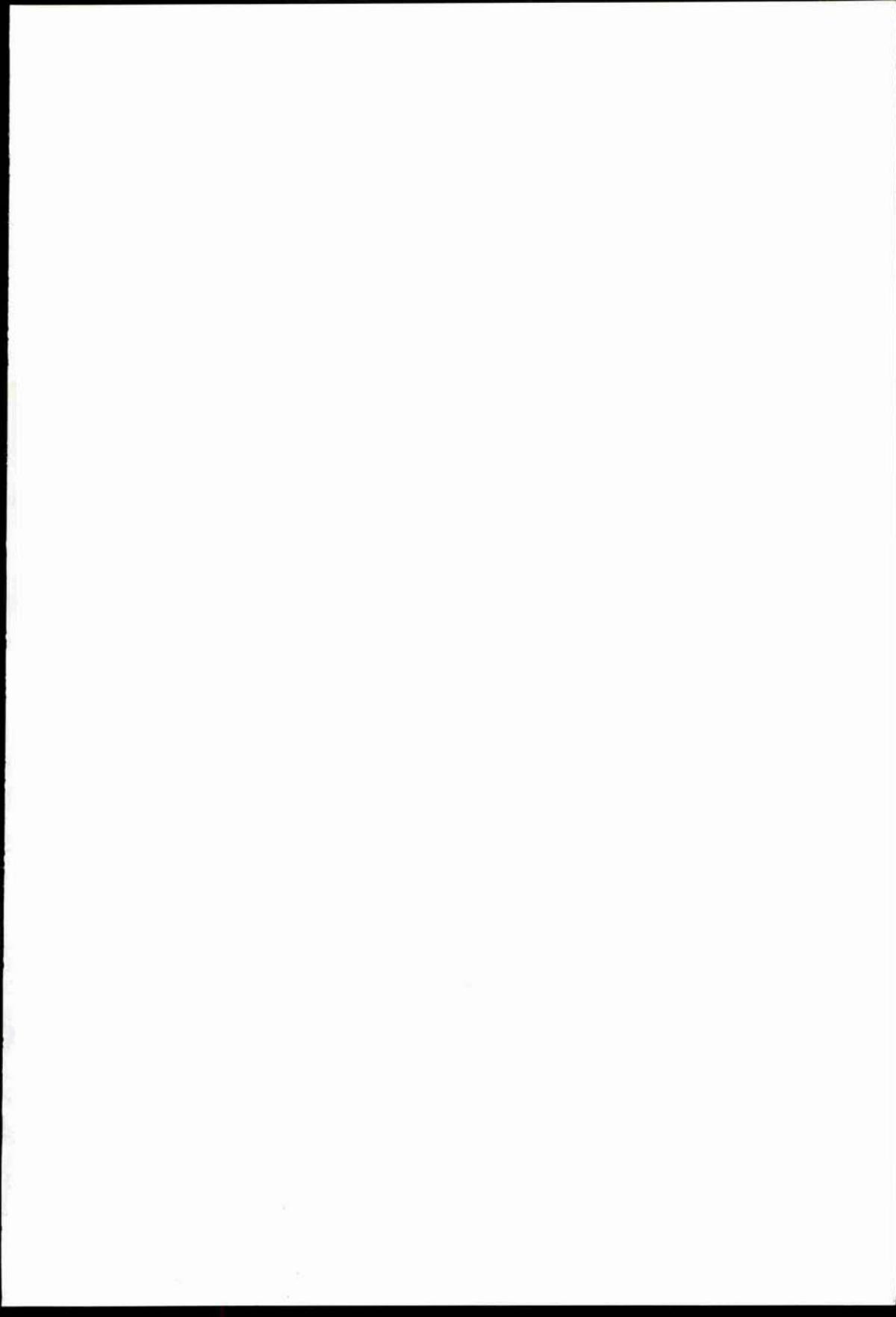
DER BAAR

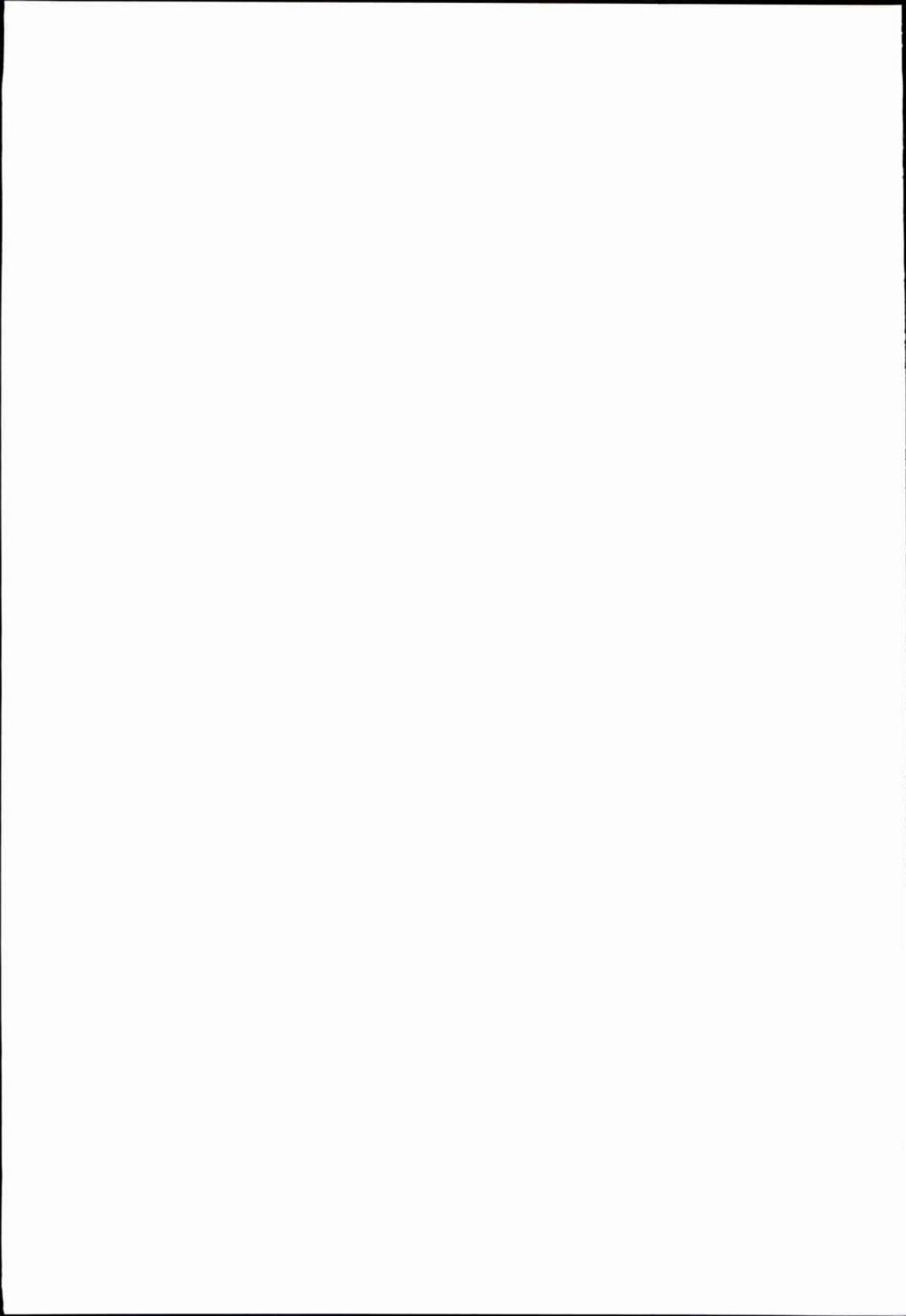


39. Band 1996

ISSN 0340-4765







SCHRIFTEN  
des  
Vereins für Geschichte  
und Naturgeschichte der Baar  
in Donaueschingen

39. Band – 1996

---

Selbstverlag des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar  
78166 Donaueschingen 1996

Schriftleitung: Günther Reichelt

Die Autoren sind für den Inhalt ihrer Arbeit selbst verantwortlich

Zitervorschlag: Schriften der Baar, Bd. 39, 1996

ISSN 0340-4765

Satz: too much design, Freiburg

Druck: Moog-Druck, Hüfingen

100 % chlorfrei gebleichtes Papier

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	6
Forstdirektor Wilhelm Meister gewidmet	8
FRIEDEMANN MAURER: Ein fürstenbergisch gesinnter Altbadener	9
GABRIELE BRUGGER: Martin Hertrampf - das Werk eines Einzelgängers	17
KUNO FRITSCHI: Martin Hertrampf - Versuch eines Lebensbildes	36
KONRAD SCHRÖDER: Erinnerungen an den Maler Martin Hertrampf	47
GABRIELE BRUGGER: Vorläufiges Werkverzeichnis Martin Hertrampf	53
PETER FRANKENBERG u. ALEXANDER SIEGMUND: Das Klima der Südbaar - eine Zwischenbilanz fünfjähriger Messungen der Klimastation Fürstenberg	59
HELMUT GEHRING: Der Flußregenpfeifer ( <i>Charadrius dubius</i> ) - eine neue Brutvogelart im Schwarzwald-Baar-Kreis	83
RAIMUND ADAMCZYK: Trachtenschmuck aus dem Schwarzwald und der Baar	92
EDGAR HERM. TRITSCHLER: Hans Hauser - Dichter alemannischer Mundart	145
HELMUT GEHRING: Die Gewässer der Riedbaar als Überwinterungsgebiet für Wasservögel	158
LIANE DOMDEY-KUNZ: Renaturierung eines Teilabschnitts der Aitrach	175
GÜNTHER REICHELT: Zum eiszeitlichen Geschehen im Mittelschwarzwald (1) - Interpretation einer geomorphologischen Karte	182
WOLF-INGO SEIDELMANN: Die Eisenerze der Baar im Interessenfeld von Montanindustrie, badischem Staat und Haus Fürstenberg	190
FRANK LANG: Das Uhrenindustriemuseum in Villingen/Schwenningen	212
Neues Schrifttum der Baar	217
Vereinschronik	227
Anschriften der Verfasser	230

## Vorwort

Wenige Monate nach der Ausgabe von Band 38 (1995) können wir nunmehr auch Band 39 der "Schriften der Baar" pünktlich zur Mitgliederversammlung 1996 vorlegen. Band 40 befindet sich in Vorbereitung, Band 41 zeichnet sich am Horizont im Zusammenhang mit einer Tagung ab, die gemeinsam mit dem Alemannischen Institut Freiburg für Herbst 1997 in Donaueschingen vorgesehen ist.

Diese zügige Entwicklung ist durch den Entschluß des Vorstandes möglich geworden, die redaktionelle Arbeit neu zu organisieren. Dabei wurde ein Redaktionsstab gebildet, wie er bei vielen Zeitschriften längst üblich ist. Seine Aufgabe ist es, die eingegangenen Manuskripte auf ihre Eignung zur Veröffentlichung in den "Schriften der Baar" zu prüfen. Für die historische Abteilung sind die Herren W. HILPERT und G. GOERLIPP, für die naturwissenschaftliche Dr. K. KWASNITSCHKA und Prof. Dr. G. REICHELTS zuständig. Letzterer übernimmt auch im Auftrag des Vorstands die Schriftleitung. Zur Straffung dieser Arbeit wird zunehmend auf den Einsatz der neueren technischen Möglichkeiten gesetzt. Darum ergeht die Bitte an die Autoren, Manuskripte möglichst nicht nur maschinenschriftlich, sondern auch auf Diskette unter Angabe des Benutzersystems einzureichen. Der Satz erfolgt nunmehr direkt von der Diskette, wobei das Schriftstück selbst für die Redaktion wichtig bleibt und beim Satz als zusätzliche Hilfe z.B. zur Ausführung besonderer Schriftarten dient. So zu verfahren, spart erheblich Zeit und auch Geld. Schon der vorliegende Band 39 wurde größtenteils auf diese Weise hergestellt. Dafür danken wir den betreffenden Autoren, möchten aber künftig auch diejenigen nicht zurückweisen, denen die technischen Voraussetzungen nicht zu Gebote stehen.

Der vorliegende Band 39 bietet wieder eine Vielzahl von Themen, welche das Interesse der Mitglieder und Leser finden dürften. Wir sind darum bemüht, daß auch naturwissenschaftliche Beiträge - diesmal immerhin fünf - wieder angemessen vertreten sind. Besonders herzlich danken wir den erfreulich vielen Verfassern dafür, daß sie uns erneut die Früchte ihrer Arbeit uneigennützig ohne Honorar zur Verfügung gestellt haben.

Wir widmen in Band 39 dem bisher wenig bekannten Baar-Maler MARTIN HERTRAMPF viel Aufmerksamkeit; den Anlaß dazu gab unser Ehrenmitglied und früherer Vorsitzender, Professor Dr. Dr. h.c. KARL SIEGFRIED BADER. Zwar hat ihm W. HILPERT bereits in Band 38 im Namen des "Baarvereins" zur Vollendung seines 90. Lebensjahres gratuliert; doch fanden wir nicht nur die zu seiner Geisinger Ehrenbürgerschaft gehaltene Laudatio von Prof. Dr. F. MAURER der Wiedergabe wert, sondern möchten auch seiner als Mäzen des 1972 verstorbenen Künstlers HERTRAMPF gedenken. Prof. BADER ließ Anfang 1995 über 20 Bilder dieses Malers dem Stadtmuseum Hüfingen als Dauerleihgabe zukommen. Erkundigungen in den Fürstenbergischen Sammlungen, im Augustinermuseum Freiburg, im Museum für Naturkunde Freiburg und das unvermutet gleichzeitige Auftauchen eines weiteren Gönners, Herrn Dr. K. SCHRÖDER, Überlingen, erschlossen eine solche Fülle von Daten und Bildern, daß wir das Stadtmuseum Hüfingen und dessen Förderverein zu einer Ausstellung ermutigten und den Druck einer größeren Anzahl seiner Blätter sowie eine Würdigung von Werk und Leben des Malers in den "Schriften der Baar" beschlossen. Wenn die Ehrung auch für den Künstler zu spät kommt, so war sie doch seinem langjährigen Förderer noch eine nachträgliche Freude zum eigenen Geburtstag. Das beigegebene Foto des Jubilars entstand, als Frau E. v. LINTIG und der Unterzeichnete ihn wenige Tage vor seinem Geburtstag

in Zürich aufsuchten, wo wir im Laufe eines langen - von ihm mit zahlreichen Anekdoten gewürzten - Gesprächs noch einige Bilder HERTRAMPES direkt von der Wand abhängen und für die Ausstellung in Empfang nehmen durften. Auch dafür möchten wir Herrn Prof. Bader nochmals herzlich Dank sagen. Mögen ihm noch viele Jahre seiner bewundernswert wachen und vielseitigen Geistigkeit erhalten bleiben!

Endlich dürfen wir uns auch wieder für namhafte Spenden und Druckkostenzuschüsse bedanken; sie kamen von:

S.D. Joachim Fürst zu Fürstenberg  
Landratsamt Schwarzwald-Baar  
Stadt Donaueschingen  
Sparkasse Donaueschingen

Der Schriftleiter  
G. Reichelt

## Forstdirektor Wilhelm Meister gewidmet



Am 25.5.1908 in Aglasterhausen im Odenwald geboren, konnte Herr Forstdirektor a.D. Wilhelm Meister 1993 seinen 85. Geburtstag und 1995 das seltene Fest der Diamantenen Hochzeit feiern, Festtage, zu denen der Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar sehr herzlich gratuliert.

Nach Beendigung des forstwirtschaftlichen Studium in Freiburg i.Br. lernte er als Forstreferendar und später als Forstassessor eine Reihe von Forstämtern kennen, bis er, seit 1935 bereits verheiratet, am 1.5.1944 das Forstamt Blumberg übertragen bekam, das er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1974 leitete. In diesen 29 Jahren galt es, die kriegs- und nachkriegsbedingten Schäden am Wald zu heilen, mit manchen Katastrophen wie Sturmwurf und Schneebruch fertigzuwerden und einen leistungsfähigen Wald aufzubauen.

Sehr früh wurde Herr Meister mit Sonderaufgaben betraut, wie z.B. als Kreisbeauftragter für die Versorgung der Holzindustrien und der Brennholzversorgung für die Bevölkerung, als Leiter des Kreisjagdamtes und seit 1954 als dessen Beirat und Beisitzer. Hier gelang es ihm, den Ausgleich der Interessen der Jäger, der Forstwirtschaft und der Waldeigentümer zu finden. Er lehrte an der Landwirtschaftsschule und leitete die forstliche Wirtschaftsgruppe Baar - Randen. Seit 1970 war er Kreisbeauftragter für Naturschutz und Landschaftspflege, wobei es ihm gelang nachzuweisen, daß die bereits festgelegte Genehmigung eines Straßenbaues durch das Naturschutzgebiet Unterhölzer Wald auf Grund einer falschen Grenzeinzeichnung in der Naturschutzkarte erfolgte und deshalb abzulehnen sei.

Herr Meister ist bis heute ein aktives Mitglied des Vereins, er schrieb für den vom Verein 1972 herausgegebenen Führer "Die Baar", ist Autor von Beiträgen für die Schriften des Vereins, Vortragender und Wahlleiter. Als Beiratsmitglied seit 1970 nimmt er regen Anteil an der Entwicklung und Tätigkeit des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, der ihm im Kreise seiner lieben Familie für die Zukunft alles erdenklich Gute wünscht.

Karl Kwasnitschka

## Ein fürstenbergisch gesinnter Altbadner

von Friedemann Maurer \*)

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

Bürgermeister und Rat der Stadt Geisingen, Ortsvorsteher und Ortschaftsrat von Gutmadingen ehren in dieser Stunde in Anwesenheit Seiner Durchlaucht unseres hochverehrten Fürsten Joachim zu Fürstenberg und Ihrer Durchlaucht unserer hochverehrten Fürstin Paula zu Fürstenberg und im Beisein von Herrn Landrat Dr. Rainer Gutknecht den großen alten Mann der Baar mit der höchsten Würde, die ein Gemeinwesen zu vergeben hat.

### I

Professor Dr. iur. Dr. phil. h. c. Karl Siegfried Bader, emeritierter Ordinarius - oder, wie man in der Schweiz sagt, *weiland* Ordinarius - für Deutsche und Schweizerische Rechtsgeschichte, kriminalrechtliche Hilfswissenschaften, insbesondere Strafrechtsgeschichte an der Universität Zürich, ist Ehrenbürger dieser Stadt. Wir, Bürger und Freunde von Karl Siegfried Bader, verneigen uns vor einer bedeutenden Persönlichkeit der Gelehrtenrepublik, der wir ein herausragendes wissenschaftliches Lebenswerk mit über eintausendeinhundert verschiedenen Arbeiten, Aufsätzen, Untersuchungen und Büchern verdanken. Wir verneigen uns vor einem ebenso bescheidenen wie liebenswürdigen Menschen, vor dem Träger hoher Ämter in Wissenschaft und Staat. Karl Siegfried Bader ist korrespondierendes Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften in der philosophisch-historischen Klasse, Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in der philosophisch-historischen Klasse, seit 1972 Ehrendoktor der Philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München und seit vierzig Jahren Ehrenbürger der Stadt Elzach.

Die Ehrung der Stadt Geisingen bringt dem Geehrten eine späte Altersfreude. Wer wie er, wenn auch von manchen Gebrechen, vom Leid des Abschiednehmens und von der Mühsal, den alltäglichen Pflichten mit schwächer werdenden Kräften standzuhalten, belastet, die Gnade des Altwerdens erfährt, ist für Glanz und Schimmer von Ehrungen nicht mehr anfällig, solcher Auszeichnungen nicht mehr bedürftig. Doch in dieser Stunde geht es um anderes - und hier galt *periculum in mora*, Gefahr liegt im Verzug -: Stadt und Landschaft stehen bei dem Geehrten in einer Dankesschuld. Denn was wäre die Baar, der Südschwarzwald, der Oberrhein, der ganze deutsche Südwesten in unserer historischen Vorstellung, in unserem Wissen über politische, rechtliche und soziale Zusammenhänge ohne seine Forschungen. Jede Gesellschaft lebt mit und aus der kulturellen Tiefe, in der Zwiesprache mit den Altvorderen, mit dem Zauber des Überkommenen. Was wäre Geisingen *ohne* die Alte Gerbe, Gutmadingen *ohne* den Meierhof, Donaueschingen *ohne* Schloß und St. Johann. Es sind die Zeugnisse der Vergangenheit, die Bauten, Anlagen, Wege, die ganze Kulturlandschaft mit den geistigen Zeugnissen, den Büchern, Bildern, der Musik, die uns an Größe und Schicksal der Menschen erinnern.

\*) Rede von o. Professor Dr. Friedemann Maurer, Philosophische Fakultät I der Universität Augsburg, anlässlich des Festaktes zur Verleihung der Ehrenbürgerwürde der Stadt Geisingen (Baden) an em. o. Professor Dr. Dr. h.c. Karl Siegfried Bader am 9. September 1995 in der 'Alten Gerbe' in Geisingen

Der Mensch ist das Lebewesen, das nie in der bloßen Gegenwart aufgeht, sondern immer wissen will, was gestern war und morgen sein wird. Er handelt immer über den Augenblick hinaus, sucht *Sinn* im Gestern, Jetzt und Morgen. Deswegen stellt menschliches Leben sich nicht nur biologisch dar, sondern erweist sich immer als geschichtlich, d. h. individuell, auf Abgrenzung bedacht, auf Besonderes ausgerichtet. Es bleibt stets durch das, was bei Sigmund Freud Erinnerungsarbeit genannt wird, gekennzeichnet.

Um noch deutlicher zu machen, was die Ansatzstelle jeder Wissenschaft und Erkenntnisanstrengung ausmacht, die auf Werte, auf innere Orientierung zielt, sei auf Georg Wilhelm Friedrich Hegel verwiesen. In der Vorrede zu den 'Grundlinien der Philosophie des Rechts' heißt es: "Um noch über das *Belehren*, wie die Welt sein soll, ein Wort zu sagen, so kommt dazu ohnehin die Philosophie immer zu spät. Als der *Gedanke* der Welt erscheint sie erst in der Zeit, nachdem die Wirklichkeit ihren Bildungsprozeß vollendet und sich fertig gemacht hat. Dies, was der Begriff lehrt, zeigt notwendig ebenso die Geschichte, daß erst in der Reife der Wirklichkeit das Ideale dem Realen gegenüber erscheint und jenes sich dieselbe Welt in ihrer Substanz erfaßt, in Gestalt eines intellektuellen Reichs erbaut. Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, und mit Grau in Grau läßt sie sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen; die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug."

Das Aufblühen und die Bedeutung des historischen Bewußtseins in unserer Zeit gehört zu einer generellen philosophischen Selbstvergewisserungsanstrengung des modernen Menschen, dessen Leben seine Seitenstützen in Traditionen, allgemeingültigen Normen und Werten, Institutionen und generationsüberdauernden Aufgaben verloren hat. Allein durch die Verankerung des Bewußtseins in der Vergangenheit kann sich der moderne Mensch gegen die Ortlosigkeit seiner Gegenwart schützen. Das historische Bewußtsein darf nicht als kulturelles Relikt verstanden werden, das in seinem Bestand durch zivilisatorische Modernisierungsprozesse gefährdet wäre. Es ist vielmehr der Versuch, den Sinn von Zukunft und Gegenwart in der Geschichte zu begründen. Erst das historische Bewußtsein greift die Frage, wie unsere soziale und kulturelle Wirklichkeit ausgestaltet sein sollte, umfassend und angemessen auf, auch wenn es für aktuelles Handeln nicht selten zu spät kommt; denn die Tiefe der Wirklichkeit, deren "Reife", wie Hegel sagt, wird zuallererst in der Erfahrung von deren Verletzlichkeit und Vergänglichkeit bewußt.

Baudelaire hat schon im vorigen Jahrhundert das grausame Wort geprägt von der Stadt, die schneller als eines Menschen Herz sich wandle. Diesen schmerzhaften Verlust von Identität - Identität hier einfach als Antwort verstanden auf die Frage, wer wir sind und woher wir kommen - kann jeder machen, der nach zehn oder zwanzig Jahren Fremde seine Heimatstadt besucht. Der Vertrautheitsschwund der Gegenwart führt zu einem nie gekannten Aufblühen eines historischen Bewußtseins, das sich in der Denkmalspflege, im Museumswesen und allgemein im Interesse am Überkommenen und geschichtlich Verweisungsträchtigen kompensatorisch ein Gegengewicht zu schaffen versucht.

## II

Karl Siegfried Baders Weg vom Lehrerhaus in Gutmadingen über die Gymnasialjahre in Donaueschingen und die juristischen und historischen Studien in Freiburg im Breisgau führt in den badischen Staatsdienst als Gerichtsassessor. 1933 wird ihm die Übernahme in eine etatmäßige Stelle als Staatsanwalt aus politischen Gründen verweigert. Er wird Rechtsanwalt in Freiburg und widmet sich ausgedehnten rechtshistorischen und landeskundlichen

Arbeiten im Umkreis von Theodor Mayer. 1936 wird er von Prinz Max zu Fürstenberg zum Leiter des Fürstlich Fürstenbergischen Archivs in Donaueschingen ernannt; ein Amt, das er fast vier Jahrzehnte wahrnehmen wird. Karl Siegfried Bader steht damit in der Nachfolge von so bedeutenden Archivaren und Landeshistorikern wie Karl Heinrich Roth von Schreckenstein, Siegmund Riezler, Franz Ludwig Baumann, Aloys Schulte, Georg Tumbült und Franz Karl Barth.

Ich habe andernorts und mehrfach darauf hingewiesen, daß es zu den selten glücklichen Fügungen für Land und Region gehört, daß es dem Haus Fürstenberg nach der Mediatisierung als Folge der Napoleonischen Flurbereinigung gelungen ist, einen fast bruchlosen Übergang von der Standesherrschaft zu einem modernen Wirtschaftsunternehmen mit großer kultureller und geistiger Ausstrahlung mit Hilfe herausragender Köpfe in der Kammerverwaltung, im Forstwesen, in Archiv, Bibliothek und Sammlung zu bewerkstelligen. Das Haus Fürstenberg stellt, zumindest was das schwäbische Hausgut anbetrifft, nicht allein wegen seiner klugen Heiratspolitik und wegen unverhoffter Erbschaften einen Sonderfall einer langlebigen Feudalherrschaft mit der Verwandlungskraft zur heutigen "Fürstenberg-Gruppe" dar; der Erfolg bei der Wahrung des Vermögens, von Einfluß und Macht gründet nicht zuletzt auf einer sorgfältigen, hochkarätigen Personalauswahl auf allen Ebenen. Nicht wenige fürstenbergische Spitzenbeamte zierten später Lehrkanzeln deutscher Universitäten oder bekleideten hohe Staatsämter.

Bader wird in jenen Jahren zum Begründer einer renommierten Buchreihe "Veröffentlichungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv" und entwickelt sich für Jahrzehnte zum Motor und wichtigen Begleiter des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar. 1942 habilitiert sich Bader bei dem angesehenen Rechtshistoriker Franz Beyerle und übernimmt eine Privatdozentur an der Universität Freiburg. Nach dem Umsturz wird er zum ersten badischen Generalstaatsanwalt in der Regierung Wohleb berufen. Mit dem ehemaligen Gymnasialdirektor Leo Joseph Wohleb verbindet ihn nicht nur die humanistische Gesinnung, sondern jene typisch badische Mischung aus politischem Freisinn, kulturell aufgeschlossenem Katholizismus, Herkunftsstolz und Heimmattreue. Bismarck hat in seinen "Gedanken und Erinnerungen" einmal über die deutschen Mentalitäten räsoniert und davon gesprochen, daß im Gegensatz zu anderen Nationen, wobei er Finnland, Schweden, England und Frankreich nennt, das Nationalgefühl der Deutschen nicht stammesmäßig unterströmt, sondern dynastisch ausgeformt sei. Man hänge vor allem in Süddeutschland zuallererst am angestammten Herrscherhaus. Um dies mit einem Beispiel zu bekräftigen: Als die Hohenzollerischen Lande 1850 durch einen handstreichartigen Länderschacher zwischen den verschiedenen Zweigen der Hohenzollernfamilie plötzlich zur Berliner Kronkolonie gemacht wurden, soll der knitze Trochtelfinger Stadtpfarrer dem Allerhöchsten Geheiß in seiner Sonntagspredigt mit folgenden Worten Rechnung getragen haben: "In Christo Geliebte, ich werde heute zu Euch sprechen: Erstens darüber, wie sehr wir uns freuen sollten, daß wir preußisch geworden sind, und zweitens darüber, wie wir dies um unserer Sünden willen auch nicht besser verdient haben".

So wie die schwäbischen Hohenzollern um ihrer Sünden willen - gleichsam schandenhalber und nur äußerlich - preußisch geworden, im Herzen jedoch "sigmaringerisch" oder "hechingenisch" geblieben sind, so ist es seinerzeit etlichen Altbadnern nach der Bildung des Südweststaates ergangen. Karl Siegfried Bader, der Generalstaatsanwalt, und Prinz Max zu Fürstenberg, der erste Landrat des Kreises Donaueschingen, treten mit ganzer Kraft ein für das selbständige Staatsgebilde Baden, das die französische Besatzungsmacht eingerichtet

hat, für einen neuen demokratischen Staat in der Südwestecke Deutschlands, für dessen liberale Grundordnung und - letztlich erfolglos - für den Erhalt des Badnerlandes im föderativen Verband der neuen Bonner Republik. Die Volksabstimmung 1951 hat den Südweststaat etabliert; ein Gebilde, das sich in über vier Jahrzehnten bewährt hat und das mehr geworden ist als nur ein Gutwetterstaat. Natürlich - und dies nur in Klammern - sind die Mentalitätsunterschiede zwischen Badnern und Württembergern auch heute noch nicht ganz verblaßt. In Württemberg klingt die Tradition des hierarchisch gegliederten Schreiberstaates vergangener Jahrhunderte immer noch nach; viele Südbadner haben den "Heckerhut" bis heute nicht abgelegt. Was Wunder, wenn in der Evangelisch-Württembergischen Landeskirche die Gemeindepfarrer auf dem Friedhof ein einfaches Tuchbarett tragen und *nur* die Prälaten ein Samtbarett. In der Badischen Landeskirche hingegen tragen *alle* Geistlichen ein Samtbarett!

Die politische Niederlage von 1951 ist im Strom der Geschichte verraucht; die Wunden von damals sind geschlossen. Wir lächeln über jene Kämpfe zwischen Altbadnern und Württembergern; vergessen ist jener fanatische Ingenieur und politische Michael Kohlhaas, der seinem ehemaligen Lateinlehrer Wohleb, in dessen Unterricht er offensichtlich versagt hat, im Abstimmungskampf "Südweststaat oder selbständiges Badnerland" übel mitspielt, indem er im Frühjahr 1951 die freien Hangwiesen entlang der großen Verkehrsstraßen pachtet, um mit Kunstdünger eine Parole einzusäen, die lange vor der Heuernte in sattem Dunkelgrün heraussticht: *Südweststaat ja - Wohleb nein.*

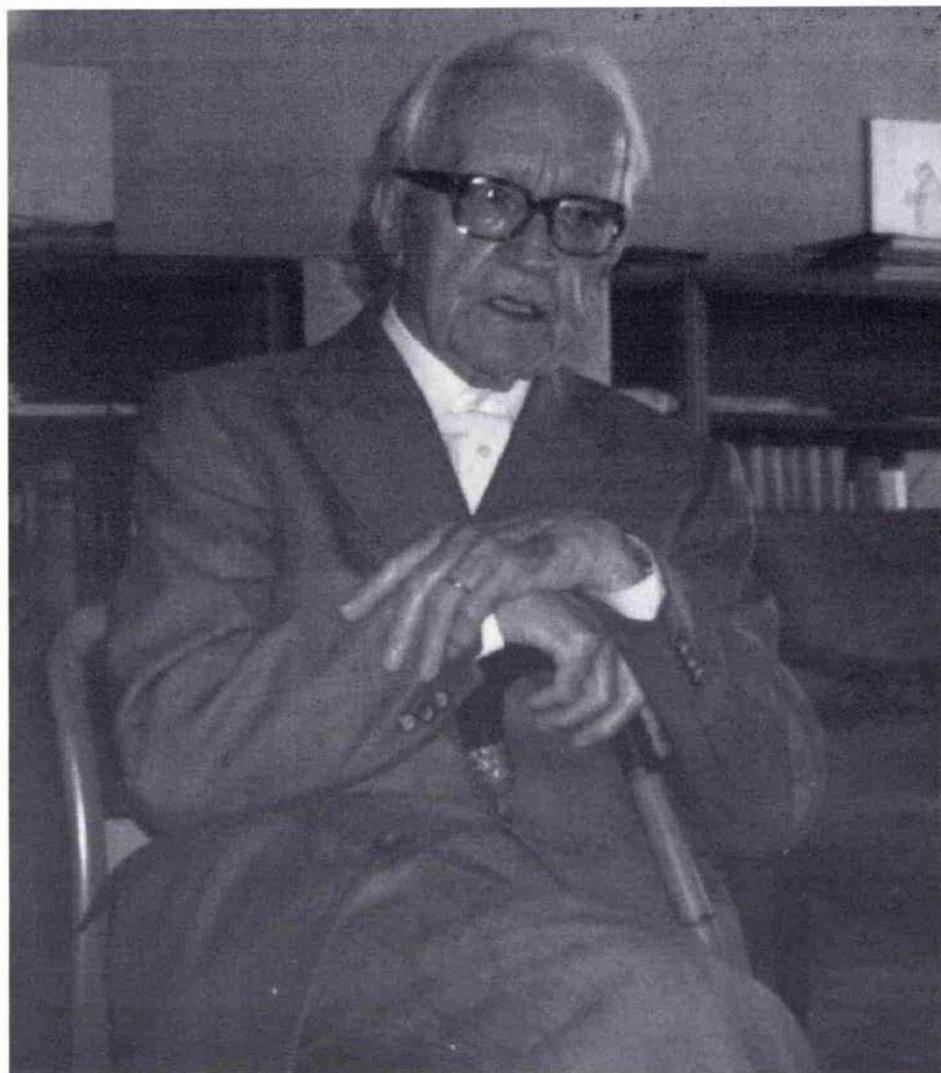
### III

Karl Siegfried Bader, der "fürstenbergisch gesinnte" Altbadner von Geblüt und Gesinnung, ist nie ein politischer Feuerkopf gewesen. Das lag und liegt ihm nicht, dem stillen, steten und ernstesten Arbeiter; er ist kein Mann der lauten Rede, eher 'Hieronymus im Gehäus'. 1951 wird er auf ein Ordinariat in Mainz berufen. Ein Jahr später schon erfolgt die ehrenvolle Berufung auf den vakanten Lehrstuhl von Heinrich Mitteis an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Mitteis, bis heute einer der "Eisheiligen" der deutschen Rechtsgeschichte, ging seinerzeit nach Zürich, starb jedoch kurz nach Antritt des dortigen Ordinariats im ersten Semester. 1953 folgt Karl Siegfried Bader Mitteis ein zweites Mal und zieht an die Limmat. In Zürich, das Bader auch deswegen gern wählt, weil es dem oberdeutschen Raum zugehört, entfaltet der Rechtshistoriker eine umfangreiche Lehr- und Forschungstätigkeit, betreut eine große Zahl von Dissertationen, arbeitet produktiv und kontinuierlich am eigenen Werk.

Von den selbständigen Veröffentlichungen Baders sind gewichtige Arbeiten bereits in seiner Freiburger Zeit entstanden. Zu nennen sind vor allen Dingen: Vorsprecher und Anwalt in der fürstenbergischen Gerichtsordnung und verwandten Rechtsquellen, 1931; Der schwäbische Untergang, 1933; Das badisch-fürstenbergische Kondominat im Prectal, 1934; Das Freiamt im Breisgau und die freien Bauern am Oberrhein, 1936; Die Zimmerische Chronik als Quelle rechtlicher Volkskunde, 1942; Ursache und Schuld in der geschichtlichen Wirklichkeit, 1946; Die deutschen Juristen, 1947; Soziologie der deutschen Nachkriegskriminalität, 1949; Aufgaben und Methoden des Rechtshistorikers, 1951; Beobachtungen zur Nachkriegskriminalität, 1952. Das bekannteste Buch von Karl Siegfried Bader aus jenen Jahren, gleichsam zum Klassiker für Rechts- und Landeshistoriker gediehen, bildet das 1950 erschienene Werk über den 'Deutschen Südwesten in seiner territorialstaatlichen Entwicklung'. In dieser Darstellung bringt er die Ernte seines Wissens über die Markgrafen von Baden, das Haus

Württemberg, über die Fürstenberger und schwäbischen Hohenzollern ein und arbeitet die Entwicklung moderner Staatsformen systematisch heraus.

In den Zürcher Jahren setzt Bader einen Schwerpunkt bei der Untersuchung der Rechtsbeziehungen im mittelalterlichen Dorf und faßt seine Arbeiten in folgenden Publikationen zusammen: Das mittelalterliche Dorf als Friedens- und Rechtsbereich, 1957; Dorfgenossenschaft und Dorfgemeinde, 1962; Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes in drei Bänden (1957 bis 1973). Eine Zusammenstellung seiner verstreuten Aufsätze zur Rechts- und Landesgeschichte haben Baders Schüler Claus Dieter Schott und Helmut Maurer in drei Bänden (1983-1984) vorgelegt. Karl Siegfried Bader ist unter den Vertretern seines Faches ein Großer: ungeheuer produktiv, fast einzigartig in der Vielfalt seines Wissens im Zusammenspiel von Jurisprudenz, Geschichte und Volkskunde.



Prof. Dr. K.S. Bader in seiner Wohnung in Zürich, August 1995

(Foto: E. v. Lintig)

Im Grunde kann er als der Pionier einer modernen, methodenvarianten Regionalforschung angesehen werden, in der sich am Beispiel des historisch-geographischen Kleinraumes die Tiefenschärfe einer interdisziplinären Forschung exemplarisch erweist. Sein hermeneutischer Text ist die Geschichtslandschaft, für die er uns die Augen öffnet. In der Studie über "Ursache und Schuld in der geschichtlichen Wirklichkeit" aus dem Jahr 1946 schreibt er auf Seite 65 f. programmatisch: "Der für den Historiker gegebene natürliche Kleinraum ist die *geschichtliche Landschaft*. Als geschichtliche Landschaft ist jener Raum anzusprechen, der durch die geschichtliche Entwicklung ein einheitliches Gepräge erhalten hat... Als geschichtliche Landschaft ist nicht der heutige politisch geeinte und organisierte Raum, etwa ein Amtsbezirk, eine Provinz als solche anzusehen, sondern das durch geschichtliches Herkommen wirtschaftlich, rechtlich, sozial und kulturell als Einheit gebildete Stück Erde... Eine solche landschaftliche Einheit bietet für einen Historiker, der nicht Lokalgeschichte in des Wortes leicht anrühigem Sinne betreibt, die unterste räumliche Zelle. Die Arbeit an der Erforschung der historischen Landschaft spielt methodengeschichtlich eine bedeutsame Rolle. Bei ihr trat erstmals mit voller Deutlichkeit das Bedürfnis heraus, zur Aufklärung aller Seiten der geschichtlichen Entwicklung die verschiedenen Disziplinen und Methoden zu verbinden... Ich glaube, daß der künftig anzustrebende Ausbau der geschichtlichen Vereinigungen mit ihrer ausgeprägten Unabhängigkeit von allem geschichtswidrigen, zweckpolitischen Einfluß ein wertvolles Hilfsmittel sein wird, die vorhandenen Lücken zu schließen. Wir werden in der *Landesgeschichte* mehr als bisher *Landschaftsgeschichte* sehen und auf diesen Einheiten aufbauen müssen."

In diesen Sätzen offenbart sich Baders wissenschaftstheoretisches Credo, sein differenziertes Methodenverständnis, sein Ethos und die Orientierung an der Gestalthaftigkeit des historisch Überkommenen; die Wirklichkeit ist in jedem Fall mehr als nur Oberfläche, man muß den Prozeß des Werdens und Vergehens immer mitsehen. Mit diesem Konzept einer historisch-morphologischen Prozeßlehre stehen seine Forschungen in vielleicht nicht unmittelbar aus den Bezugsquellen und -autoren ablesbarem, doch in einem sachlich zwingenden inneren Zusammenhang mit jener Aufbruchbewegung der Geistes- und Sozialwissenschaft in den Zwanziger Jahren, die den Menschen als "Schöpfer und Geschöpf" der Kultur verstehen lehrte, als einer Kultur, in der sich Sinn, Tradition und Orientierungen mit dem Ringen um Gestaltung verbinden. Was Ernst Cassirer, Max Scheler, Helmuth Plessner, um nur drei Namen zu nennen, als *Philosophische Anthropologie* begründet haben, um Existenz und Welthaftigkeit des Menschen zu begreifen, fundiert gedanklich auch Baders Denken. Jede Landschaft kann nur als "ein durch geschichtliches Herkommen wirtschaftlich, rechtlich, sozial und kulturell als Einheit gebildetes Stück Erde" überhaupt angemessen verstanden werden - eben *nur* als Einheit und sinnhafte Gestalt. Dieses hermeneutische Erkenntnisprinzip zieht sich wie ein roter Faden durch das gesamte Werk des nunmehr Neunzigjährigen.

Vor uns liegt ein Gelehrtenleben von seltener Fruchtbarkeit im Erkenntnisfortschritt; ein Leben, gekennzeichnet von Fleiß, Disziplin, Treue und Leidenschaft für die Sache: In Tat gilt für ihn *nulla dies sine linea*, wie die alte Humanistendevis lautet. Kein Tag soll vergehen, ohne daß wissenschaftlich gearbeitet, geforscht und geschrieben wird.

#### IV

Erlauben Sie mir an dieser Stelle ein persönliches Wort. Was uns eint, hochverehrter Herr Kollege Bader, ist das Grenzgängertum zwischen den Disziplinen: bei Ihnen das zwischen Jurisprudenz, Geschichte und Volkskunde, bei mir zwischen Philosophie, Pädagogik und Geschichte. Uns verbindet das Los des Universitätslehrers, der wandern muß, und nicht

zuletzt die *amor patriae*, die Liebe zur Heimat, zur Welt der Eltern, der Kindheit, der Schul- und Jugendzeit. Im Grunde haben Sie die Welt der frühen Jahre nie verlassen: Gutmadingen, Geisingen, Donaueschingen mit dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv und der Hofbibliothek in der Haldenstraße, mit den Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen am Karlsplatz. Ob in Freiburg, Mainz oder Zürich: Ihr Herz blieb und bleibt in der Baar. Und so hat auch diese Feier heute morgen den Ort gefunden, von dem Sie ausgegangen und an den Sie immer wieder zurückgekehrt sind, Gutmadingen und Geisingen als gemeinsamer Mittelpunkt der Wartenberger Baar. Auch wenn es den "fürstenbergisch gesinnten" Altbadner herb ankommen mag, daß Geisingen mit einigen anderen Gemeinden des Altkreises Donaueschingen nach der letzten Kreisreform Tuttlingen zugeschlagen wurde und nunmehr von einer altwürttembergischen Kreisstadt aus verwaltet wird, ist Ihnen das Land an der Oberen Donau Heimat geblieben.



I.D. Paula Fürstin zu Fürstenberg und S.D. Joachim Fürst zu Fürstenberg bei der Verleihung des Hausordens an Prof. Dr. K.S. Bader  
(Foto: H. Viredaz-Bader)

Vor mir liegt ein Brief aus dem vergangenen Jahr, in dem Sie sich zu einer Arbeit aus meiner Feder äußern und schreiben: "Ihr Buch 'Vom Geist der Gründer' führt ja nun direkt in die Baar, wenn auch in deren württembergische Teile, die bei uns Badenern rings um Donaueschingen immer ein wenig im Verruf des Pietismus und der Kleinhaberei standen. Inzwischen bin ich *via* Geisingen sozusagen selbst ein 'Tuttlinger' geworden, obwohl ich die Zugehörigkeit zu diesem Landkreis noch nicht recht verdaut habe. Was Sie berichten, berührt mich von meiner Jugendzeit her sehr persönlich, da mein Vater, wenn er als Dorf-

schulmeister für die Sprößlinge einkaufen mußte, Tuttlingen der teureren Residenzstadt an den Quellen der Donau vorzog. Im übrigen verdanken auch Geisingen und Tuttlingen ihre Stadtrechte den Wartenbergern, wenn auch wohl ganz verschiedenen Zweigen...": Ein Umstand, der den Schmerz über die Zuordnung der badischen Heimatstadt zur gewerbefleißigen, protestantisch-nüchternen Welt der württembergischen "Dächliskappenvettern", wie die Tuttlinger Handwerker früher wegen ihrer Schildmützen mit halbkugeligem Kopf spöttisch im Umland genannt wurden, doch etwas mildert.

Ich komme zum Schluß und erinnere an jenen festlichen Sommerabend am 27. August 1985, an Ihren achtzigsten Geburtstag, als Ihnen - in ähnlicher Konstellation mit Seiner Durchlaucht dem Fürsten Joachim zu Fürstenberg, Herrn Landrat Dr. Rainer Gutknecht, Herrn Bürgermeister Hans Sorg und dem verstorbenen Herrn Altbundesminister Dr. Bruno Heck - die Gutmadinger Musik mit einem Ständchen vor dem Öschberghof huldigte und Sie, sichtlich gerührt, dankten und mit den Worten schlossen: *'s wär it nötig gsi*. Doch diese Ehrung Ihrer Heimatgemeinde ist, wie man hierzulande sagt, *selle nötig gsi*. Ich verneige mich vor einem großen Wissenschaftler, dem Ehrenbürger der Stadt Geisingen und neuen Träger des Fürstenbergischen Hausordens, einer seltenen Auszeichnung, die Ihnen heute morgen ebenfalls zuteil wurde, und wünsche über Sie und die Ihren Gottes Segen an diesem wie an jedem neuen Tag.

## Martin Hertrampf - das Werk eines Einzelgängers

von Gabriele Brugger

"Wir, die wir nicht sind wie die andern,  
müssen einsam durchs Leben gehn,  
an verschlossenen Türen  
vorüberwandern,  
bei ausgelassener Freude abseits stehn.

Doch was die andern nicht sehen,  
das schauen nur wir im Traum,  
wie Gedanken und Bilder schweben  
hin durch den bläulichen Raum;

Wie die Blumen und Bäume blühen,  
wie Märchenaugen so tief,  
wie im Abendrot Berge glühen,  
wie uns flüsternd eine Stimme rief -."

Martin Hertrampf (1)

Die oben gedruckten Zeilen Martin Hertrampfs bieten den poetischen Schlüssel zu seinem bildnerischen Werk. Die große Scheu vor anderen Menschen, die aus diesen Zeilen spricht, begründet, daß Hertrampf sich nahezu ausschließlich Motiven aus der Natur zuwendet, der Landschaft, die er durchstreift, und den Pflanzen, denen er sich seelenverwandt fühlt (2).

Martin Hertrampf, 1892 in Schlesien geboren, 1972 kurz vor seinem 80. Geburtstag in Freiburg gestorben, kam früh in den deutschen Südwesten, wo er zunächst Medizin studiert, sich aber bald ganz dem Malen und vor allem dem Zeichnen zuwendet. Als sensibler Einzelgänger, der in seiner Zeit zweier Weltkriege und faschistischer Nazidiktatur zerrieben zu werden droht, sucht er die innere Befriedung in der vollständigen Hinwendung zur Natur. Wie die Landschaftsmaler des romantischen Naturalismus im 19. Jahrhundert, findet er im Betrachten der Landschaft zu kontemplativer Gelassenheit. Laut *Carl Gustav Carus* (1789 - 1869), dem wohl bedeutendsten deutschen Theoretiker der Landschaftsmalerei, zielt die Stimmung und Intention der romantisch-naturalistischen Darstellung der Landschaft auf ein Sichbescheiden und Zufriedengeben angesichts der Natur. In Betrachtung der Landschaft nimmt sich der Mensch zurück und er empfindet die eigene Kleinheit und Schwäche, die Natur wirkt besänftigend auf die inneren Stürme und allgemein beruhigend. Nach *Carus'* Landschaftstheorie wird das Leben des Menschen nur durch die Einfügung ins Ganze der Natur sinnvoll (3).

Auch in der deutschen Kunsttheorie der zweiten Hälfte des 19. Jh. ist der Grund für die sentimentale Beziehung auf die Natur in der Suche nach dem ungeteilten Menschen, in der Notwendigkeit der Einfügung des Menschen in das übergreifende Ganze der Natur beschrieben.

In dieser Tradition ist Hertrampfs Werk zu sehen, das zumeist aus kolorierten Zeichnungen besteht. Es finden sich Landschaftsmotive aus dem gesamten südwestdeutschen Raum,

verschiedene Blicke auf Freiburg und Landschaften vom Oberrhein ebenso wie einige Blätter aus dem Bodenseeraum und dem Hegau. Einen Schwerpunkt bildet die Landschaft der Baar, die Hertrampf besonders geschätzt und der er großen Raum in seinem Oeuvre gewidmet hat. "Es spiegeln sich in seinen Arbeiten auf seltsame Weise die Landschaften des Südwestens und die schönen Gewächse, Bäume und Blumen, die diese Landschaft schmücken. Er hat das Land oft durchwandert, er hat es immer tiefer sehen gelernt und hat es auf seine einzelgängerische Weise aufgezeichnet" (4).

Aus seinen Blättern spricht eine meditative Versenkung in den Bildgegenstand, durch die es Martin Hertrampf gelingt, den Geist einer Landschaft einzufangen und dem Betrachter offenzulegen. Es ist eine zarte, sensible, fast ängstliche Annäherung an das Motiv, auf die seine Technik des Strichelns und Schraffierens hinweist. Doch auch eine rauhe, weite Landschaft wie die Baar, der man eher geneigt wäre, mit kräftig-breitem Pinselstrich zu begegnen, hat sich von dieser Herangehensweise binden lassen.

So gelingt es Hertrampf zum Beispiel in seinem Blatt "*Bei Döggingen, Blick über die Gauchachschlucht*" (5) (Abb.), einer mit Buntstift kolorierten Bleistiftzeichnung, der Baarlandschaft in ihrer Besonderheit gerecht zu werden. Er bannt die Pracht der Hochebene, gegliedert durch die Waldsäume der Gauchachschlucht, mit der Blumberger Pforte am Horizont, in einem klaren Licht, das noch in weiter Ferne die Kontur des einzelnen Baumes erkennen läßt. Der Himmel, der fast die Hälfte des Bildes einnimmt, wird durch das unbearbeitete Papier gebildet. Er ist leer bis auf zwei kreisende Vögel am rechten Bildrand, von keiner Wolke, keinem Dunstschleier getrübt. Ein Wiesenstück mit buntem Blumenflor bildet den Vordergrund, der nach links in die Tiefe des Bildes verläuft.

Der Bildaufbau dieses Werkes ist für Hertrampfs Landschaftszeichnungen charakteristisch. Ein deutlich gesetzter Vordergrund, oft mit einem ornamentartigen Pflanzengespinnt versehen, bietet den Bezugspunkt für die im Mittelgrund bis in größte Fernen sich ausbreitende Landschaft. Der Himmel, dem im Format breiter Raum gewährt wird, entsteht aus der Leere des Papiers.

Anders verhält es sich bei den zehn Lithographien aus der Mappe "*Die Baar*" (6) (Abb.). Hier verschwinden die detailreichen Vordergründe, und die Landschaften erscheinen eigentümlich schwebend und abgelöst. Dieser Eindruck entsteht vor allem durch die ungewöhnlich großen Weißräume und das daraus entstehende Spannungsverhältnis zwischen Format und Zeichnung. Im extremen Breitformat, das Hertrampf für die Landschaften der Baar gewählt hat, führt seine Linie nie bis zum Rand des Blattes, sondern endet im leeren Raum, der die Zeichnung umgibt. Der bei der Lithographie drucktechnisch bedingte Effekt des Formats im Format, der durch den Verzicht auf ein nachträgliches Beschneiden entsteht, ist genauso bei vielen seiner Zeichnungen zu beobachten und ist als beabsichtigte Ausdrucksform zu interpretieren.

Martin Hertrampf entwickelt seine Formate in der Arbeit vor der Landschaft. Die Blicke auf Freiburg zum Beispiel (Abb.), zwischen Buschwerk und Bäumen hindurch, haben ihn zu Hochformaten bewogen, im Gegensatz zu den über das Doppelquadrat hinausgehenden Breitformaten für die Landschaften der Baar. Hertrampfs Zeichentechnik und sein Umgang mit dem Format wecken Assoziationen mit der chinesischen Landschaftsmalerei, für die extreme Quer- und Längsformate sowie Detailgenauigkeit kennzeichnend sind.

Eines der ganz wenigen Blätter mit dem Bild eines Menschen, die Bleistiftzeichnung "*Weibliches Porträt vor Landschaft bei Oberbränd*" von 1935 (7), (Abb.), zeigt das Brust-

bild einer jungen Frau im Halbprofil. Dieses nimmt die rechte Hälfte des Formats ein, während in der linken Hälfte eine Landschaft zu sehen ist, die von Hertrampf selbst auf der Rückseite mit der Aufschrift "*Oftern (Oberbrändt)*" identifiziert ist. Dieser mit großer Liebe zum Detail ausgeführten Landschaft scheint Hertrampf den Großteil seiner Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, das Porträt der Frau bleibt daneben seltsam unbelebt und flach.

Der Vergleich mit Madonnenbildern der Renaissance liegt nahe. Das neue Bildthema der Renaissance ist die 'Maria in der Landschaft', besonders in Deutschland ein beliebtes Motiv. In diesen Bildern hat die Umgebung gegenüber den Figuren ein Übergewicht erhalten, das nicht mehr symbolisch zu legitimieren ist. Die Künstler der Renaissance entdecken die Landschaft selbst als darstellenswertes Motiv, und die eigenständige Gattung der Landschaftsmalerei, der sich, 400 Jahre später, auch Martin Hertrampf verschrieben hat, beginnt sich zu entwickeln (8).

Hertrampfs Beweggründe für die ungleiche Behandlung von Landschaft und Porträt in seinem Bild, sind eher im psychologischen Bereich zu suchen, im Gefühl der Abgetrenntheit von anderen Menschen, das aus seinen Gedichten spricht und in der Tatsache, daß er zeit lebens Junggeselle geblieben ist. Hierüber geben die Beiträge von K. FRITSCHI und K. SCHRÖDER einigen Aufschluß.

Neben der Landschaft gilt die ganze künstlerische Aufmerksamkeit Martin Hertrampfs den Pflanzen und dabei vor allem den heimischen Orchideen, die er kennt, wie kaum ein anderer. Ihre Schönheit inspiriert ihn zu seinem poetischen Aufsatz "*Vom Schöpfungswunder der Orchideen*" und zu einer Vielzahl von Aquarellstudien. "Aus modernem Waldboden steigt spargelgleich, blattlos und stahlblau, die seltene Dingelorchis" (Abb.) "mit dem wie zu qualvollem Schrei geöffneten Blütenmund und der weißen lilagezeichneten Lippe. - Aus dem Walddämmer leuchten hie und da warme Lichter wie Lampions einer festlichen Sommernacht: so feiert die Königin der Orchideen ihr Blühen, der stolze Frauenschuh" (Abb.). "Aus scheidig umhüllenden Blättern steigt der schlanke Stengel und trägt aufrecht das Blütenwunder: Gold auf Purpursamt" (9).

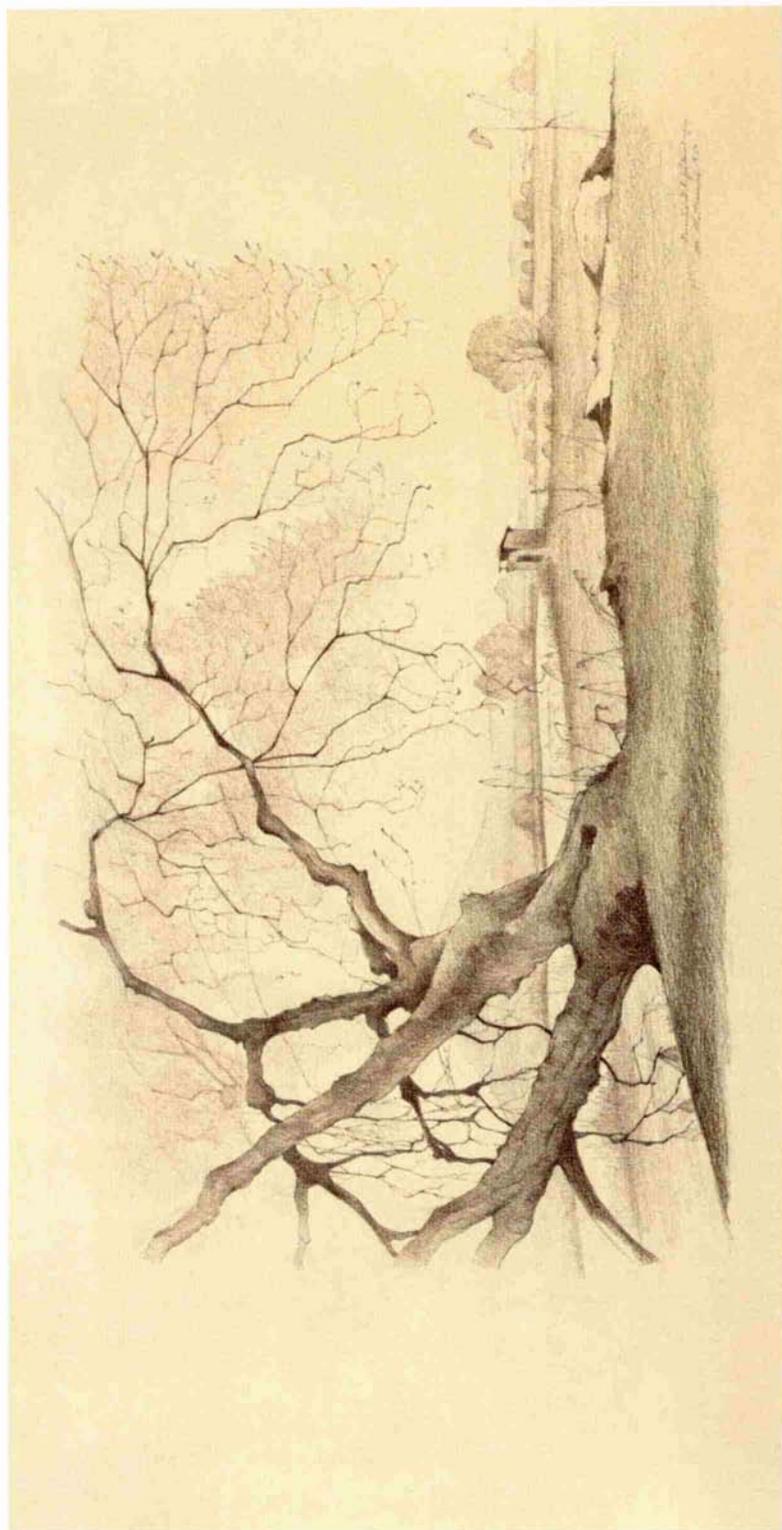
In der Besprechung der, bis zu der aktuellen Ausstellung im Stadtmuseum Hüfingen, einzigen Präsentation von Hertrampfs Werken, die 1963 im Naturkundemuseum in Freiburg stattgefunden hat, schreibt O.E. SUTTER: "Es gibt bei uns zu Lande nicht wenige liebhaberische Botaniker im Sinne der Goetheschen 'scientia amabilis' (...) ihnen werden die wundervollen Bildnisse - im Sinne von Porträts - unserer Orchideen (...) zum ungewöhnlichen Erlebnis" (10).

Die Landschaften und Blumenbilder des bescheidenen Einzelgängers Martin Hertrampf spiegeln die Schönheiten der Natur, die dem umtriebigen Gesellschaftsmenschen oft verborgen bleiben. Die leise, unaufdringliche Ausstrahlung zeichnet Hertrampfs bildnerisches Werk aus, in das die Ausstellung im Stadtmuseum Hüfingen umfassenden Einblick gewährt. Martin Hertrampfs Werke werden auch heute ihre Liebhaber finden.

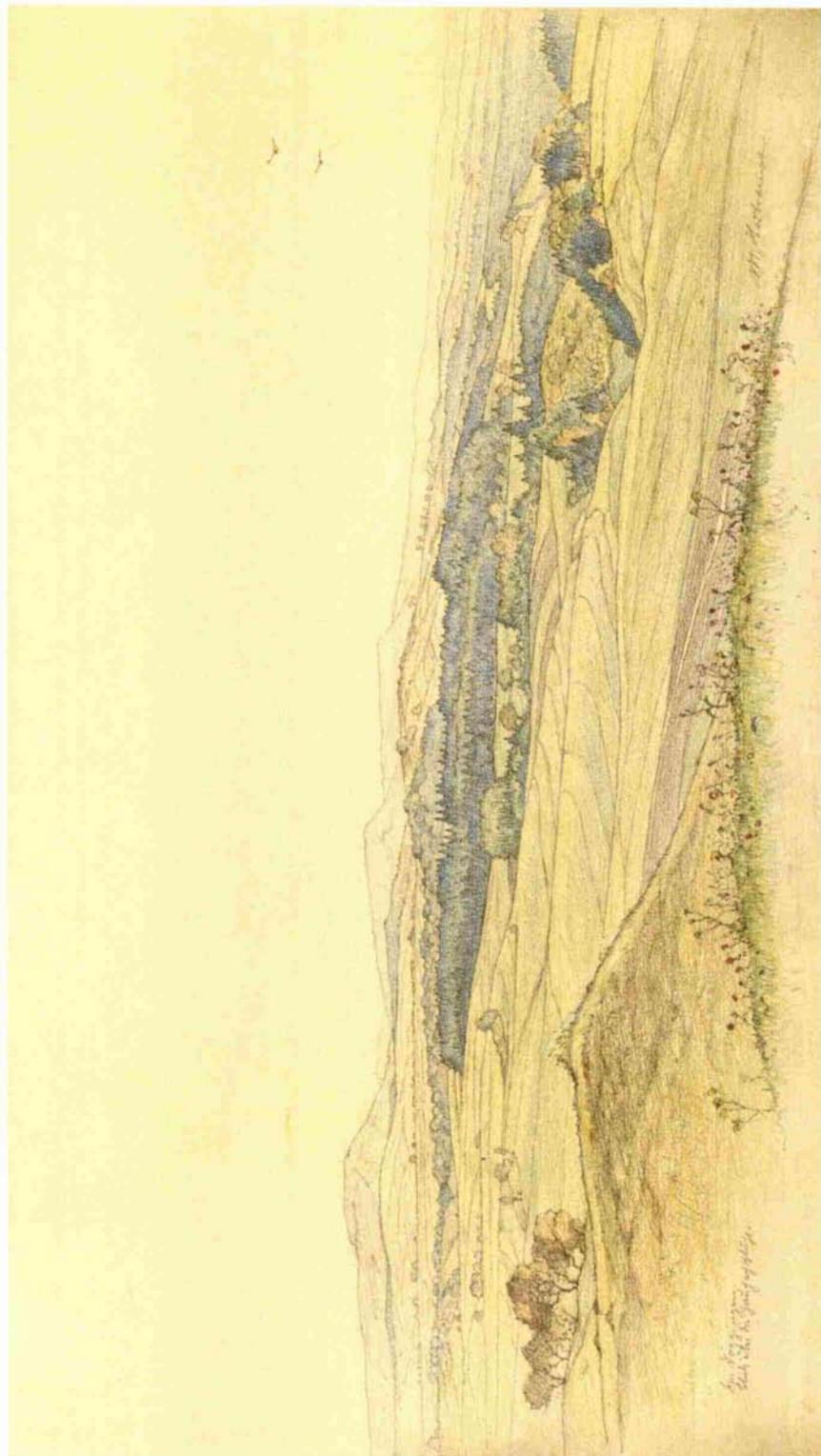
#### Anmerkungen:

- (1) HERTRAMPF, M.: *Mir zur Feier*, undatiertes, handgeschriebenes, mit einigen Zeichnungen versehenes Büchlein, Privatbesitz Dr. Schröder, Überlingen
- (2) Ein anderer Vers Hertrampfs aus diesem Büchlein beginnt mit der Zeile "Weil wir so sind wie Blumen und Bäume"
- (3) siehe: ESCHENBURG, B.: *Landschaft in der deutschen Malerei*, München 1987

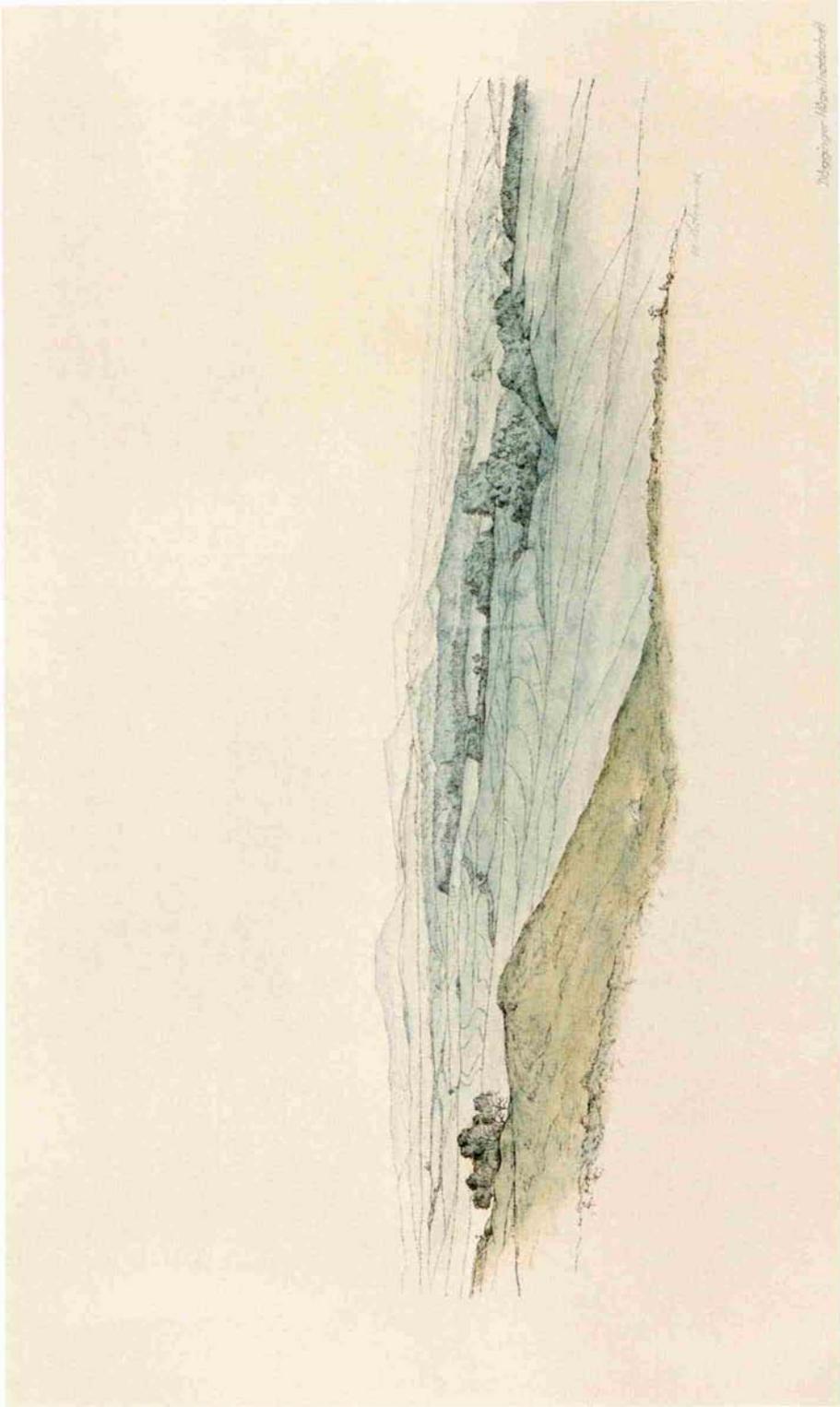
- (4) WELTE, B.: Martin Hertrampf zum Gedächtnis, in *Badische Heimat*, Heft 4, Ekkhart-Jahrbuch, 1973
- (5) Kolorierte Bleistiftzeichnung *Bei Döggingen, Blick über die Gauchachschlucht*, undatiert, Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Bader, Zürich
- (6) Mappe *Die Baar*, 10 Lithographien, je ein Exemplar im Augustinermuseum, Freiburg und Privatbesitz Georg Goerlipp, Donaueschingen
- (7) Bleistiftzeichnung *Weibliches Porträt vor Landschaft bei Oberbränd*, 1935, Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Bader, Zürich
- (8) ESCHENBURG, B.: a.a.O.
- (9) zitiert nach WELTE, B.: a.a.O. Kolorierte Zeichnung *Frauenschuh im Hüfinger Wald*, 1964, Museum für Naturkunde, Freiburg
- (10) SUTTER, O.E.: Zum Zeichnen geboren..., in: *Badische Neueste Nachrichten* vom 7.7.1963



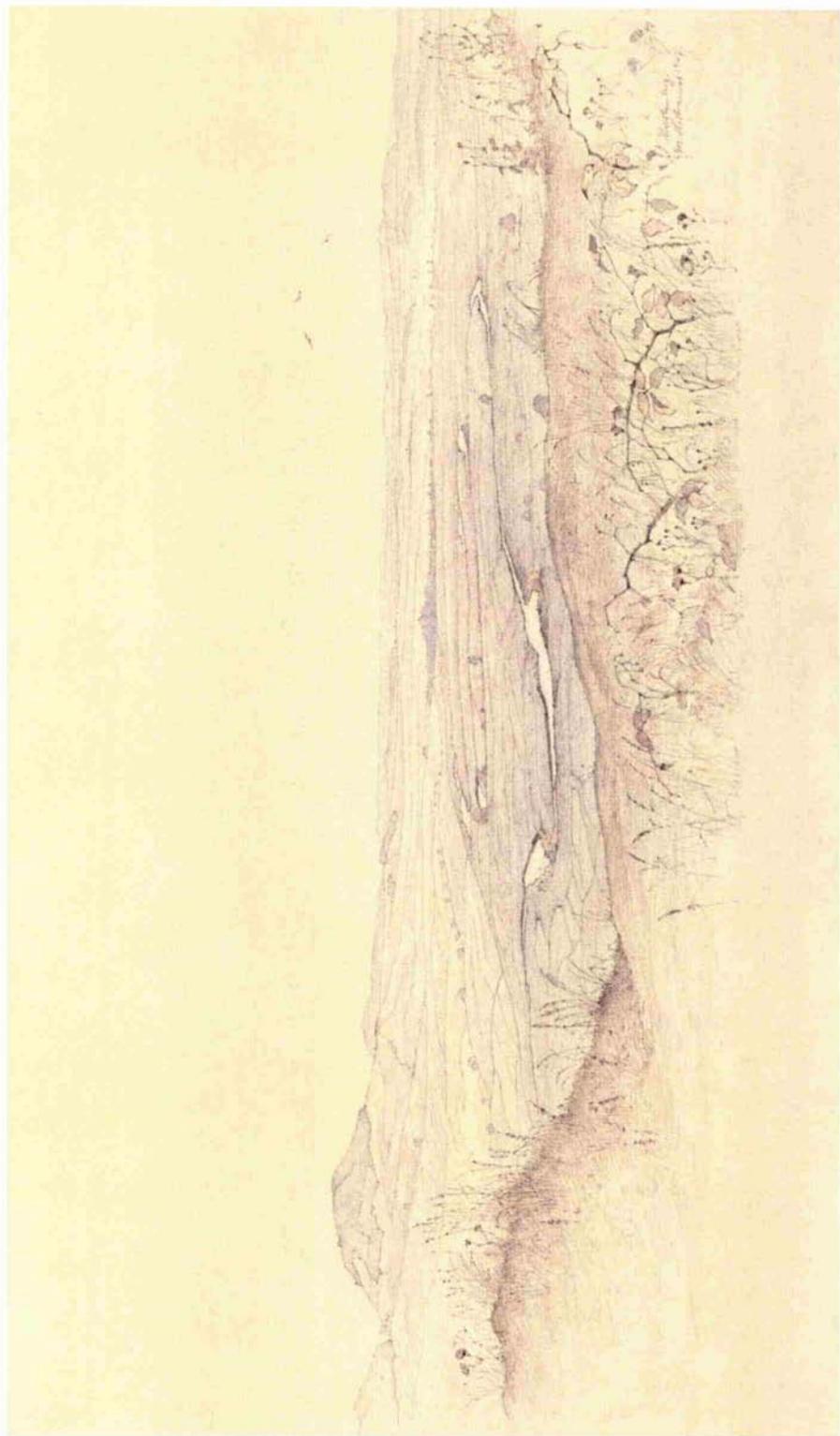
*Donauried bei Gutmadingen, 1950, Wvz. Nr. 42*



Bei Döggingen, Blick über die Gauchachschlucht, undatiert, Wvz. Nr. 70



Dögginger Hügellandschaft, 1929, Wvz. Nr. 74



Wartenberg, 1947, Wvz. Nr. 33



Wartenberg: Donauerschiffen, 1929, Wvz. Nr. 82



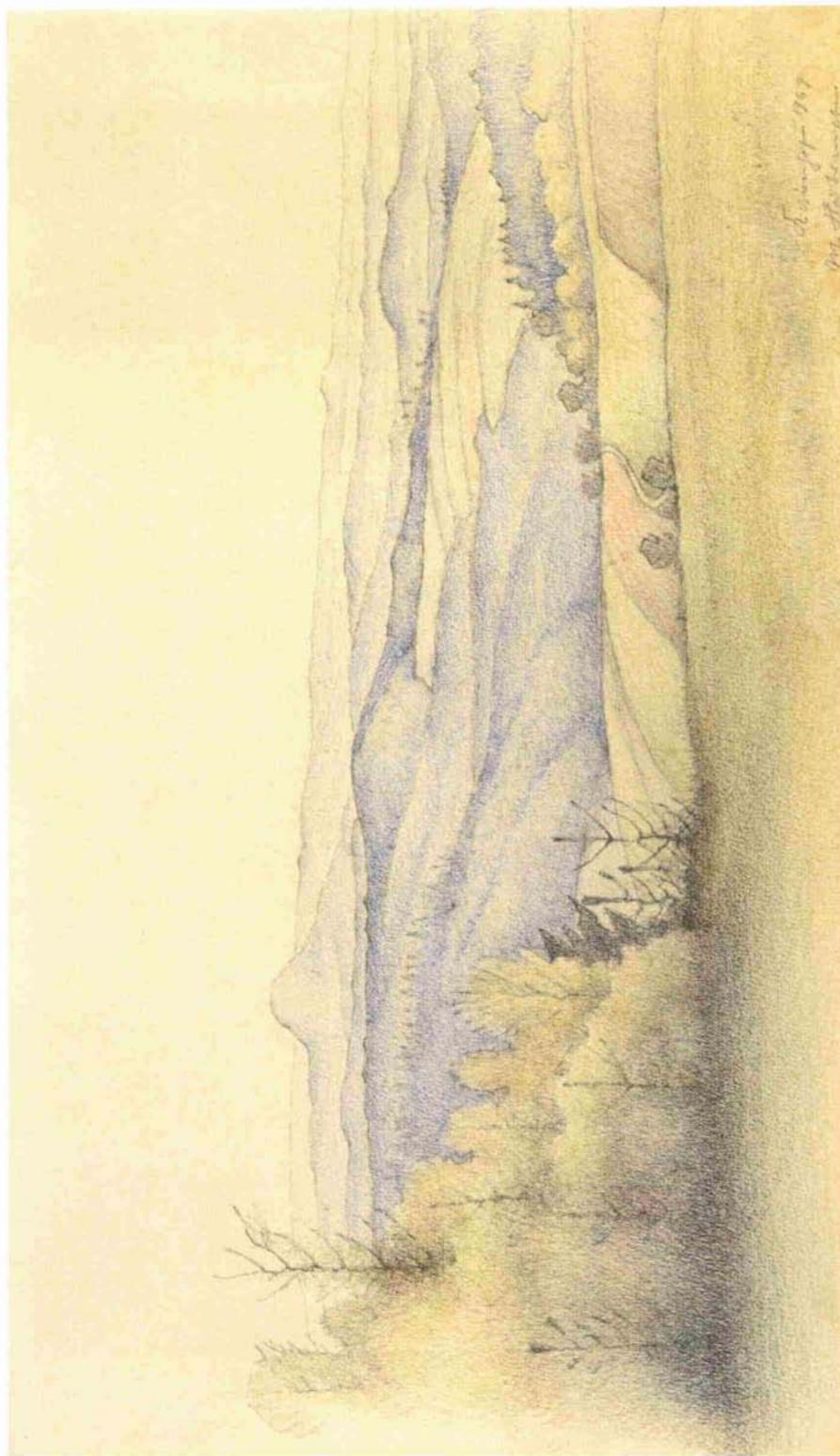
Donau bei Neudingen, 1947, Wvz. Nr. 34



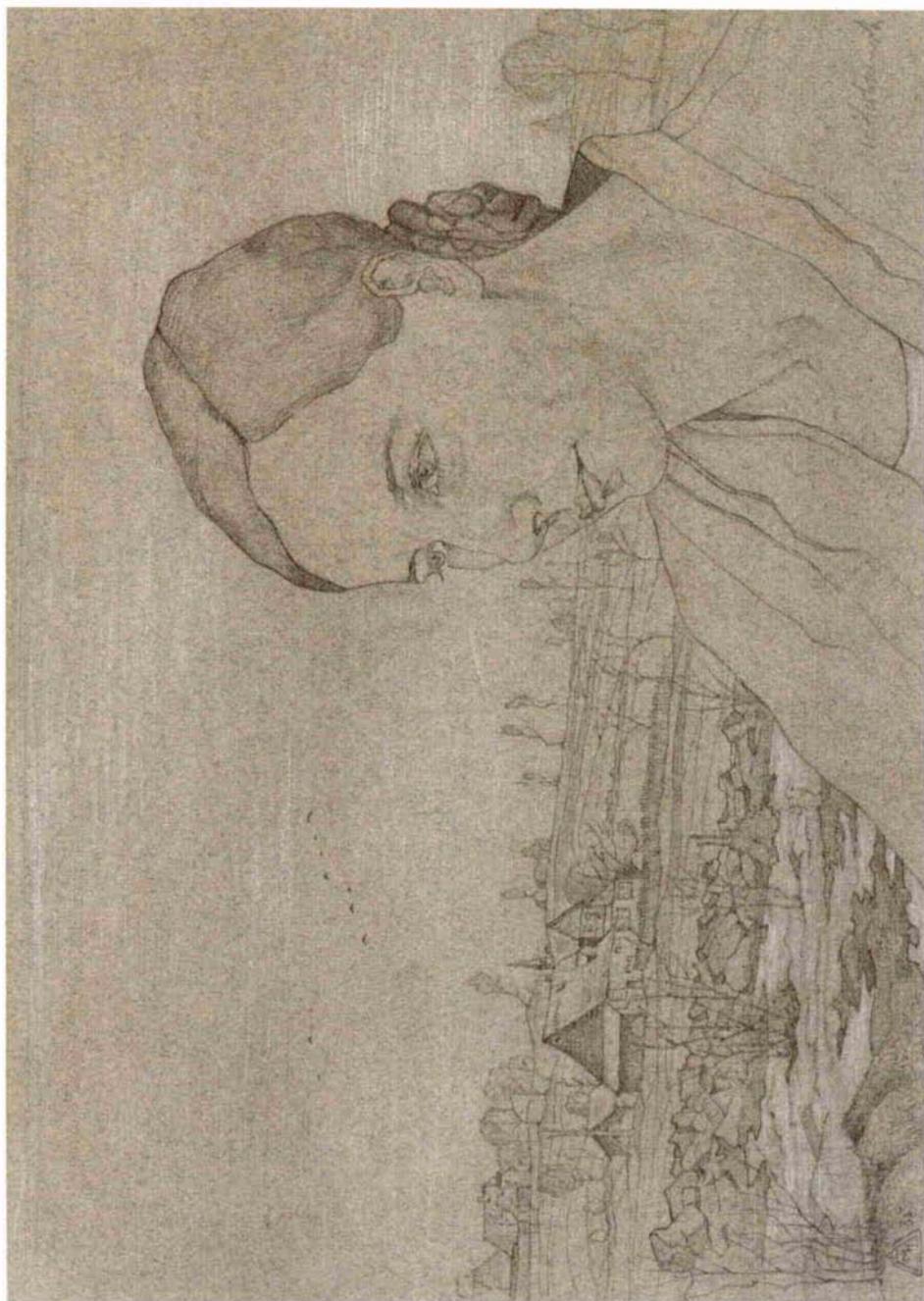
*Häuser vor Wald, undatiert, Wvz. Nr. 68*



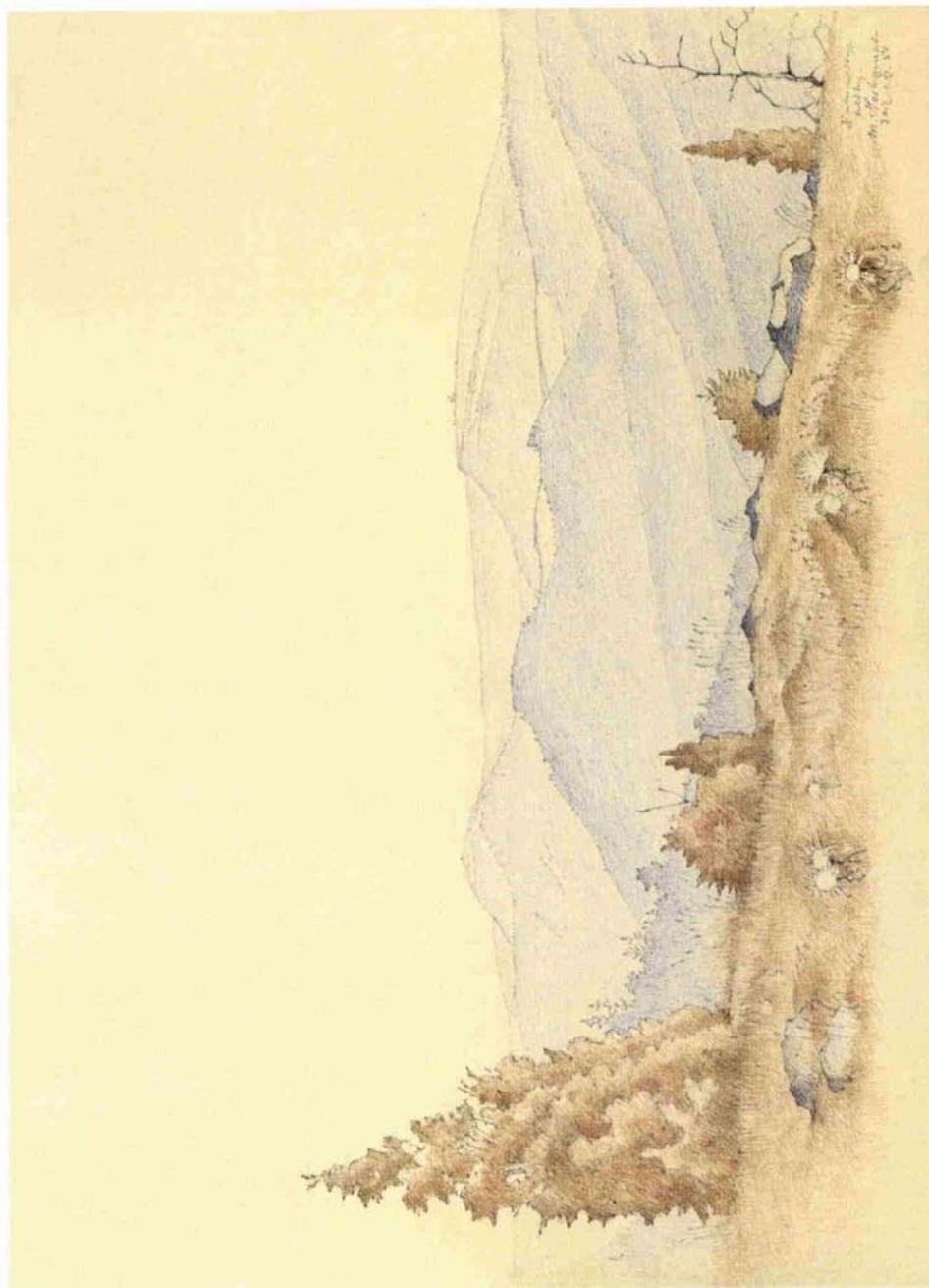
Ostbaar, Baldingen und Öffingen, undatiert, Wvz. Nr. 71



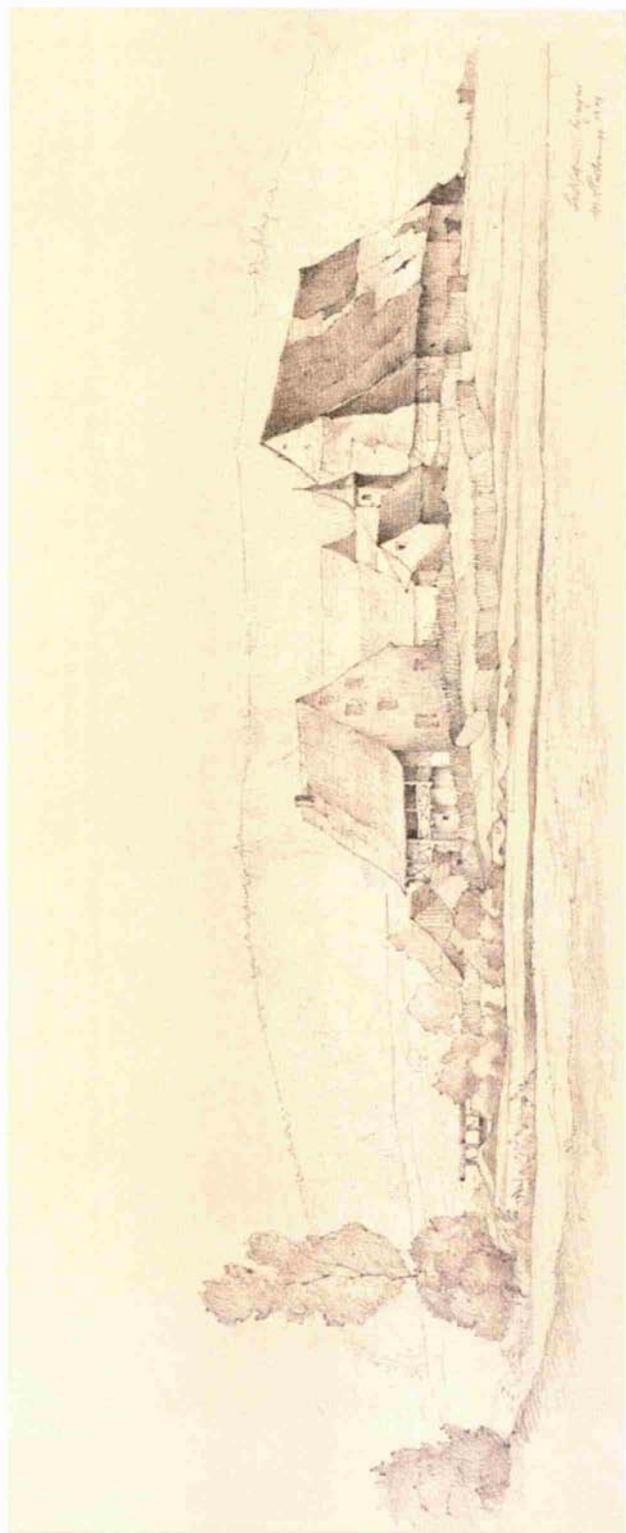
Blick in den Hegau, 1969, Wvz. Nr. 62



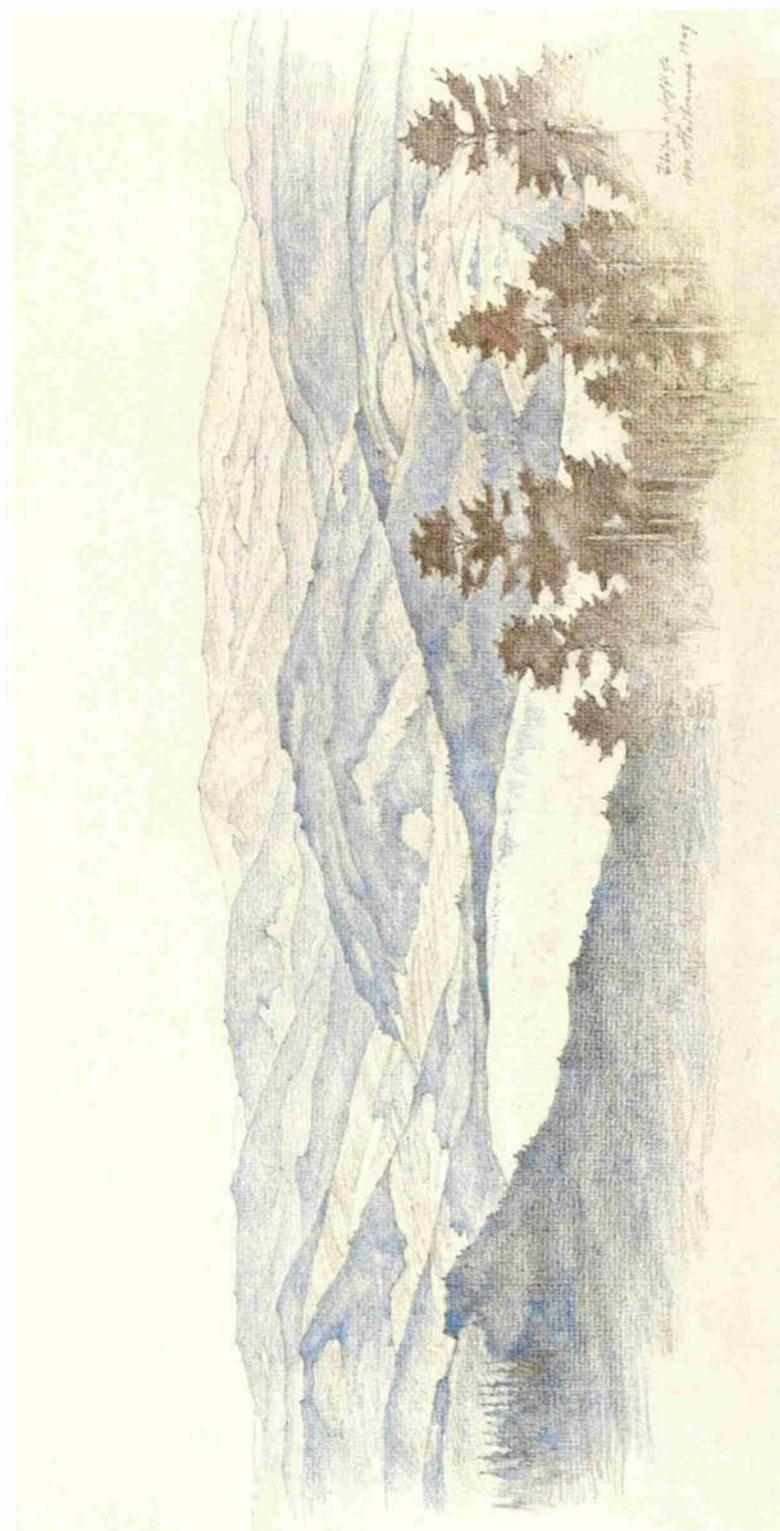
Weibl. Porträt vor Landschaft bei Oberbränd, 1935, Wvz. Nr. 12



Blick vom Hinterwaldkopf zum Feldberg, 1953, Wvz. Nr. 45



Beckhofen im Brigachtal, 1945, Wvz. Nr. 31

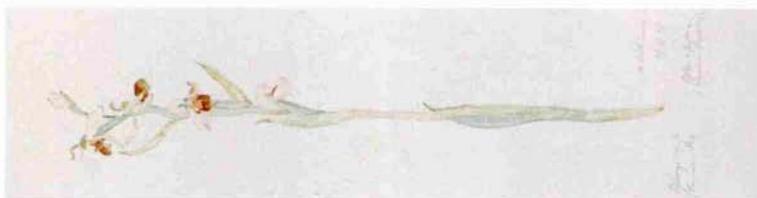


Titisee vom Hochfirst, 1949, Wvz. Nr. 39



*Ophrys apifera*, 1928, Wvz. Nr. 104

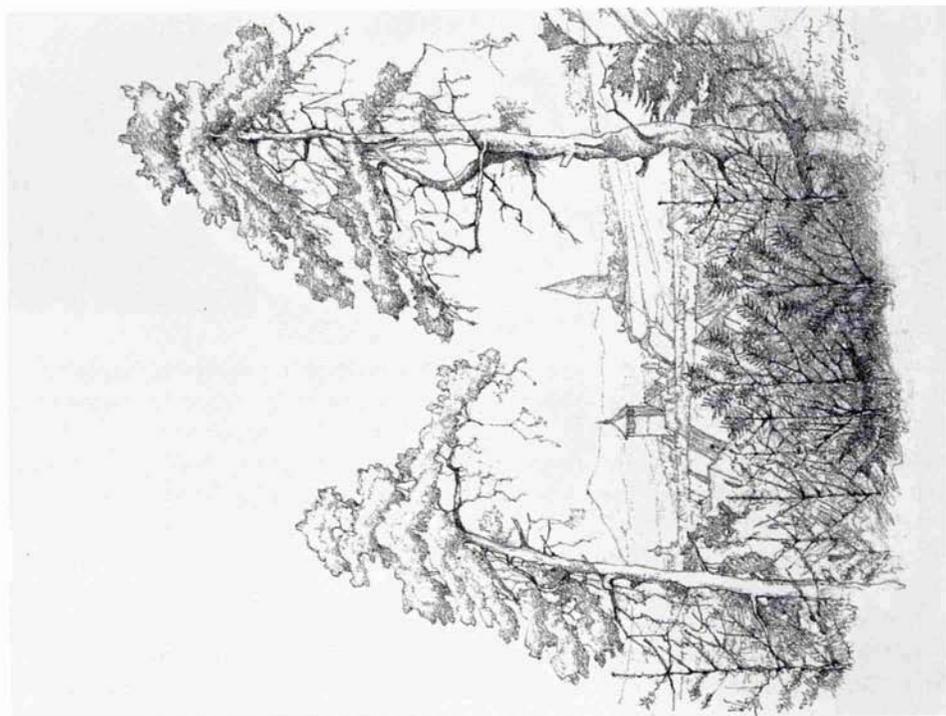
*Orchis ustulata*, 1929, Wvz. Nr. 115



*Ophrys muscifera*, 1929, Wvz. Nr. 116

*Limodorum abortivum*, 1929, Wvz. Nr. 108





Freiburg vom Schloßberg aus, 1965, Wvz. Nr. 58



Freiburg vom Schloßberg aus, 1937, Wvz. Nr. 18

# Martin Hertrampf - Versuch eines Lebensbildes

von Kuno Fritschi

## I

Ein Schlesier, der sich dem süddeutschen Raum zutiefst verbunden fühlte, den er in zahlreichen Bildern immer wieder festgehalten hat, war Martin Hertrampf. Zart und wie hingehaucht sind seine Arbeiten, die den Respekt und die Liebe des Malers für jene Landschaft bezeugen, in der er einen Großteil seines Lebens verbrachte.

Professor *Dr. K.S. Bader*, ein gebürtiger Gutmadinger, der heute hochbetagt in Zürich lebt, war Jahrzehnte hindurch ein Gönner und Förderer Hertrampfs. Aus seinem umfangreichen Schriftwechsel mit dem Künstler sind dessen Lebensstationen ersichtlich (1). Der Überlinger Facharzt *Dr. Konrad Schröder*, der seit seiner Freiburger Zeit mit dem Maler bekannt war, rundet mit seinen Erinnerungen an Hertrampf dessen Lebensbild ab.

"In die Seele schauen" läßt Martin Hertrampf sich in seinem nachgelassenen Tagebuch. "Mir zur Feier" hat er es überschrieben mit einem Verweis auf den Dichter Rainer Maria Rilke. Es sind Aufzeichnungen in feiner Sütterlinschrift, die Stimmungen wiedergeben, dazwischen immer wieder Gedichte, die der Verfasser sorgfältig nummerierte.

"Selbstgespräche mit meiner inneren Persönlichkeit" nannte Hertrampf das, was ihm wert erschien, aufgeschrieben zu werden. Freude und Glück, Trauer und Schmerz, sowie tiefe Niedergeschlagenheit und Frohsinn wechseln sich ab. Die Aufzeichnungen sind sehr persönlich, oft von feiner Ironie durchzogen. So, wie er mit dem Zeichenstift umzugehen verstand, traf dies auch für seinem Umgang mit der Sprache zu. Anstatt den durch den Abschluß des Staatsexamens vorgegebenen Beruf eines Arztes auszuüben, gab er seinen künstlerischen Ambitionen nach und wurde freischaffender Maler. Er tauschte damit finanzielle Sicherheit gegen die ständige Sorge um den täglichen Lebensunterhalt ein. Bis zu seinem Lebensende lebte er stets am Rande der Armut. Martin Hertrampf, der nicht verheiratet war, wählte Freiburg im Breisgau zu seiner zweiten Heimat. Seine beiden letzten Jahrzehnte verbrachte er in einem Freiburger Altersheim. Er starb am 9. Januar 1972 und fand in einem Armengrab der Stadt Freiburg seine letzte Ruhestätte.

## II

Geboren worden war Martin Hertrampf am 25. Juli 1892 in Hirschberg/Schlesien. Dort besuchte er das Gymnasium, studierte in Tübingen, Halle und Leipzig Medizin und legte in Freiburg sein medizinisches Staatsexamen ab. Während der beiden Weltkriege war Hertrampf im Sanitätsdienst eingesetzt. Indes, zum Arzt fühlte er sich nicht berufen, er wandte sich der Kunst zu, der seine ganze Liebe galt. Mehrere Jahre besuchte er als Meisterschüler des Malers und Grafikers *Walter Klemm* die Kunsthochschule in Weimar.

Wie und durch welche Umstände Hertrampf im deutschen Südwesten Fuß faßte, bleibt unklar. Sicherlich lernte er durch seine Studienaufenthalte in Tübingen und Freiburg und seine ausgedehnten Wanderungen in der Region seine künftige Heimat kennen. In der Baar ist erstmals 1931 von ihm die Rede, als er in einem Schreiben an den damaligen Donaueschinger Stadtpfarrer *Dr. H. Feurstein* in dessen Eigenschaft als Betreuer der fürstlichen Gemäldesammlung ein Bild vom Gnadental anbot. Damals wohnte Hertrampf in Geisingen in der Mohrengasse.

Hier allerdings hat es ihn nicht lange gehalten. Bevor er nach Au in der Nähe von Freiburg zog, wo er bei wohlmeinenden Vermietern ein kärgliches Zimmer bezog, wohnte er etwas länger als ein Jahr in Oberbränd, "hauptsächlich der für mich so gelegenen Fernsicht über die Baar wegen" schrieb er 1937 von Freiburg aus an *Dr. E. Johne*, den Leiter der Fürstlich Fürstenbergischen Institute (2). In seine schlesische Heimat im Riesengebirge ging Hertrampf 1939 wieder zurück, "um zur Ruhe zu kommen", wie er meinte. "Aber kaum bin ich hier", so berichtete er am 15. September 1939 Professor *Bader*, "so plagt mich schon wieder das Heimweh nach Freiburg, dem ich allzu sehr verbunden bin. Wie herrlich mag es jetzt auf der Baar sein!"

Dieses starke Heimweh ist umso erstaunlicher, wenn man Hertrampfs Tagebuchaufzeichnungen aus Schlesien liest, die in seinen jungen Jahren entstanden. In epischer Breite und sehr gefühlsbetont schildert er seine Heimat, seine oft endlosen Wanderungen und erste zaghafte Kontakte zum anderen Geschlecht. Diese waren ebenso scheu, so zurückhaltend und zart wie es auch seine Zeichnungen sind. Oder war das "Heimweh" mehr als Hilferuf an seine Freunde in Südbaden zu verstehen, die für ihn Stütze und finanzielle Sicherheit bedeuteten? Der Briefwechsel Hertrampfs mit Professor *Bader* - in der Folge bezieht sich sämtlicher hier angegebener Schriftwechsel auf die beiden - deutet darauf hin, daß Hertrampf sich immer wieder in materiellen Nöten befand.

Im Oktober 1939 schrieb Professor *Bader* an Martin Hertrampf nach Schlesien: "Daß Sie persönliche Schwierigkeiten haben, kann ich mir nach allem, wie ich Sie kenne, sehr wohl vorstellen. Wenn sich diese Schwierigkeiten schlechterdings nicht überwinden lassen, so gibt es nach meiner Ansicht nur eine Möglichkeit, nämlich diejenige, sich nach einer dauernden Beschäftigung irgendwelcher Art umzusehen". Die Kriegereignisse haben diesen gutgemeinten Rat illusorisch gemacht, Hertrampf wurde zum Kriegsdienst eingezogen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg findet man ihn in seiner Wahlheimat Freiburg wieder. Mit wachen Augen durchstreift er die Landschaft, nimmt begierig das Gesehene in sich auf und gibt es in der ihm eigenen Art als zarte Zeichnungen wieder. So spiegeln sich in seinen Arbeiten die Landschaften des Südwestens, Blumen und Bäume. Vor allem haben es ihm die heimischen Orchideen angetan, die er wie nur wenige kannte.

In Freiburg kauften zwar viele Menschen Hertrampfs Bilder, auch Museen und andere Einrichtungen, doch davon ließ es sich schlecht leben. So fristete der Maler ständig ein äußerst armseliges Dasein an der Armutsgrenze.

### III

Im Laufe der Jahre hatte sich um Martin Hertrampf ein Kreis von Gönnern und Freunden gebildet, die ihn sowohl als Mensch wie auch als Künstler schätzten. Zu diesem Kreis zählten bedeutende Freiburger Persönlichkeiten, so Professor *Dr. K.S. Bader* und dessen Geschwister auf der Baar, Professor *Dr. Bernhard Welte*, Staatsarchivdirektor *Dr. Martin Wellmer*, Professor *Dr. Friedrich Metz*, *Dr. Kratz*, *Dr. Frank*, *Frau Heidegger*, *Victoria Schröder*, die Mutter von *Dr. Konrad Schröder*, sowie dieser selbst mit seiner Frau in Überlingen und sicher noch einige mehr, die heute nur schwer zu ermitteln sind.

Allerdings, allzu groß scheint dieser Kreis nicht gewesen zu sein, denn in seinen letzten Lebensjahren schrieb Hertrampf: "Leider hat sich mein Kreis, der schon anfangs viel zu klein war, so gut wie verflüchtigt."

Dem schüchtern und zaghaft zum Kauf seiner Bilder anklopfenden Künstler halfen die Freunde auf verschiedene Weise. Sie erwarben oder vermittelten seine Zeichnungen, steckten ihm Aufmerksamkeiten zu - einmal war es ein Anzug oder ein Sakko, ein paar Schuhe - oder sie unterstützten ihn mit Geld.

In Sorge um seinen alternden Schützling regte Professor *Bader* im August 1952 bei Caritasdirektor *Vorgrimmler* an, für diesen einen Platz in einem Freiburger Altersheim zu sichern. Die größte Sorge allerdings war es, wie es Hertrampf aufnehmen würde, da er ja einen Antrag auf Sozialhilfe für die Heimunterbringung zu stellen hatte. Die Sorge um die Sicherung seines Lebensabendes bewogen Hertrampf schließlich, den angebotenen Platz im Freiburger Catharinenstift anzunehmen. Dadurch, daß die Stiefmutter die finanzielle Unterstützung ihres Sohnes einstellen mußte, da sie selbst Aufnahme in einem Altersheim fand, verschlechterte sich die ohnehin schon mißliche Lage Hertrampfs. So taten sich 1964 unter der Regie von *Victoria Schröder* einige Gönner zusammen, die durch einen Dauerauftrag mithalfen, Hertrampfs schwierige materielle Lage zu mildern. Regelmäßige Zuwendungen kamen viele Jahre lang schon von Professor *Bader*.

Heimisch geworden ist Hertrampf, den seine Freunde als sensiblen und im humanistischen Sinne hochgebildeten Menschen kannten, auch wenn er als Einzelgänger und Eigenbrötler galt, im Catharinenstift nie. Die finanzielle Abhängigkeit mag ihn auch verbittert haben. In manchen Briefen äußerte er sich abfällig über seine Mitbewohner, die er "Spießler mit Titel" nannte, "die ich immer schon geliebt habe. Hier," so Hertrampf, "erlebe ich sie tagtäglich aus nächster Nähe in Ruhegehaltsversteinerung" (3).

Doch die Verbitterung hielt ihn nicht davon ab, weite Streifzüge durch das Freiburger Umland zu unternehmen. Da er nicht motorisiert war, mußte er mit Straßen- und Eisenbahn oder auch mit dem Bus fahren, um zu seinen Motiven zu gelangen. Auch den Hüfingler Orchideenwald suchte er von Freiburg aus auf, um die seltenen Pflanzen zu zeichnen.

Die Liebe zur Natur machte ihn auch zu einem sensiblen Beobachter, wenn es um die Erhaltung der Landschaft ging. Immer wieder ärgerte er sich darüber, wenn irgendwo Eingriffe in die Natur vorgenommen wurden. So beklagte er sich noch 1969 schriftlich darüber, daß die letzten Standorte der Orchideen am Kaiserstuhl durch die Rebumlegung dem Untergang preisgegeben werden und der Kaiserstuhl "ein lauter Tummelplatz motorisierter Kleinbürger" geworden sei (4).

Hertrampf, der ehemals begeisterter Wanderer gewesen war und gelegentlich auch Gewaltmärsche hinter sich brachte, machte mit zunehmendem Alter auch eine linksseitige Gehbehinderung zu schaffen, die seinen "Aktionsradius verkleinert" habe, wie er sich ausdrückte. "Trotzdem habe ich unentwegt gearbeitet, aus innerer Notwendigkeit und auch aus Zwang", schrieb er einmal. Physische Beschwerden, gelegentlich gepaart mit apathischen Abschnitten und finanzielle Not waren die Begleiter seines Alters. "Die Scholle, auf die man tritt, wird immer kleiner", klagte er als 65jähriger resignierend.

Das Freiburger Museum für Naturkunde richtete im Sommer 1963 eine Ausstellung mit 120 Hertrampf-Werken aus, die große Resonanz fand. Die Exponate stammten größtenteils aus Privat- oder Museumsbesitz. Da es keine Verkaufsausstellung war, brachte sie für den Künstler auch keine Einnahmen. "Immerhin", so schrieb Hertrampf, "kann ich vielleicht zwei neue Verbindungen buchen, die von Dauer sein werden. Denn alles, was unter der Rubrik 'Ich schreibe mal' agiert, bleibt am besten von vornherein unberücksichtigt". Er setzte wohl die Hoffnung auf *O.E. Sutter*, der ihm seinerzeit eine warmherzige Würdigung der Ausstellung zukommen ließ.

## IV

Das künstlerische Werk von Martin Hertrampf wird erstmals durch die Hüfinger Ausstellung und das von G. BRUGGER aufgestellte, nachfolgend abgedruckte Werkverzeichnis in Umrissen übersehbar. Dabei konnten freilich die vielen im Privatbesitz befindlichen Blätter nicht erfaßt und auch nicht annähernd geschätzt werden. Es ist davon auszugehen, daß in sehr vielen Familien, zumal auf der Baar, noch weitere Bilder Hertrampfs auftauchen werden. Dies umso mehr, als der Künstler viele seiner gezeichneten Motive in Lithografien umgesetzt und diese dann selbst unterschiedlich koloriert hat. Neben dem erwähnten Schriftsteller *Otto Ernst Sutter* hat auch der katholische Philosoph Professor *Bernhard Welte* das künstlerische Werk von Hertrampf einfühlsam bewertet. Aus kunsthistorischer Sicht liegt nun erstmals auch die Arbeit von *Gabriele Brugger* vor. Damit erfährt Martin Hertrampf, wenn auch postum, eine späte Würdigung seines Werkes, die ihm im Leben weithin versagt blieb oder sich doch auf seinen kleinen Freundeskreis beschränkte.

Sein Leben läßt sich indessen mehr lückenhaft skizzieren als rekonstruieren. Der Briefwechsel mit *K.S. Bader* ist eine wichtige authentische Quelle. Eine andere, unerwartet farbige Darstellung ergibt sich aus den Erinnerungen von *Dr. Konrad Schröder*, auf welche verwiesen sei. Daraus ergibt sich das Bild eines spöttischen, skeptischen, oft auch mürrischen Wesens - ein Ausdruck seines gewiß nicht leichten Künstlerlebens? Auch deutet sich ein zurückhaltendes bis gespaltenes Verhältnis zu Frauen an. Eine offenbar freundschaftliche, jedenfalls von gegenseitigem Vertrauen getragene Beziehung verband ihm mit seiner Stiefmutter, die ihn auch bis zuletzt finanziell unterstützte. Es scheint auch so, daß wenigstens zwei Frauen seinen Lebensweg kreuzten, die ihm schwierige innere und äußere Entscheidungen abnötigten. Das wird deutlich in seinen späten Urteilen über seine Beziehung zu einer Frau "zwischen zwei kleinen Berggrücken" am Fürstenberg, einem Gastwirtstochterlein: Er "hätte ausgesorgt gehabt und viele schlimme Jahre wären ihm erspart geblieben. Er hätte eine Frau und vielleicht auch Kinder, eine anständige Bleibe und immer genügend zu essen und zu trinken gehabt. Aber seine Freiheit sei ihm ja damals noch wertvoller erschienen. Heute sähe er dies anders". Unsicher bleibt, ob das Mädchen identisch ist mit jenem, das er kennengelernt hatte, als er 1935 oder 1936 in Oberbränd (2) wohnte. Vermutlich ist diese junge Frau auf einem Bild der Landschaft um Oberbränd festgehalten - eines der wenigen Bilder, die Hertrampf je der Darstellung von Menschen widmete (vgl. den Beitrag von G. BRUGGER und die betreffende Abbildung). Damals streifte er mit seinem Zeichenblock durch die Baar und half auf dem elterlichen Hof des Mädchens gelegentlich aus, um seinen bescheidenen Lebensunterhalt zu bestreiten.

## V

In den letzten Lebensjahren verlieren sich langsam die Spuren Martin Hertrampfs. Seine Briefe werden spärlicher. Bekannte erleben ihn als Greis, der von Durchblutungsstörungen, allgemeinen Alterserscheinungen und Gehbeschwerden geplagt ist. Auch eine verstärkte Verbitterung wird deutlich, wenn er von seinem Altersheim als einem "unansehnlichen Schutt- und Scherbenhaufen" spricht, "über dem das Memento stets aufgerichtet ist".

In einem Brief im Dezember 1967, in dem er wieder über allerlei Beschwerden klagt, macht er sich offensichtlich selber Mut, wenn er schreibt: "Und trotzdem arbeite ich!" Tatsächlich sind noch einige bemerkenswerte Bilder des 77jährigen von 1969 erhalten, darunter eines aus der Zeit seines Besuches bei Familie *Dr. Schröder* in Überlingen. Am Ende des Jahres 1969 schreibt er seinen letzten Brief an Professor *Bader* (4). Darin be-

zeichnet er sich selbst zwar als "recht apathisch", findet es "beinahe zwecklos, Neues zu machen, weil Alles liegen bleibt" und glaubt, daß seine Wege bald "in das Ziel münden". Aber er hofft doch noch einmal auf ein Wiedersehen und teilt auch seine neue Konto-Nummer mit. Dann verlöschen seine Lebenszeichen nach außen. Professor *Dr. Welte* gibt am 12. Januar 1972 in einer Traueranzeige im Namen der Bekannten und Freunde bekannt, daß der Kunstmaler Martin Hertrampf in aller Stille verstorben sei.

### Anmerkungen:

- (1) Wir danken Herrn Prof. Dr. K.S. Bader, Zürich, herzlich für die Überlassung seines Briefwechsels mit Martin Hertrampf und die freundliche Erlaubnis, daraus zitieren zu dürfen.

- (2) Das Schreiben vom 10.3.1937 lautet:

"Sehr geehrter Herr Dr. Johne.

Obwohl ich nun schon lange nicht mehr zu den Baar-Künstlern gehöre, erlaube ich mir doch heute diese Anschrift. Vor meiner Übersiedlung nach Freiburg war ich länger als ein Jahr in Oberbränd, hauptsächlich der für mich so gelegenen Fernsicht über die Baar wegen. Mehrfach ist dieses Motiv entstanden. Eines dieser Blätter besitze ich noch, möchte es aber nunmehr verkaufen. Das Blatt ist mit Blei gezeichnet und hat etwa die Größe der Baar-Lithographien. Es enthält im Hintergrunde den Jura von der Länge bei Gutmadingen, über Gnadental, Fürstenberg, Eichberg, Buchberg bis zu den Randenausläufern, ganz fern der Hohe Stoffeln. Im Mittelgrund Unterbränd, Dittishausen und der Wald von Friedenweiler. Im Vordergrund sind einige Häuschen von Oberbränd sichtbar. Da es vielleicht nicht ausgeschlossen ist, daß dieses Blatt des Motivs wegen für die Sammlung Interesse haben könnte, erlaube ich mir die höfliche Anfrage, ob ich es zur Ansicht übersenden dürfte, wobei ich bekennen will, daß ich sehr dankbar sein würde, wenn Sie von meinem Angebot Gebrauch machen wollten.

Indem ich Sie, sehr geehrter Herr Dr. Johne, bitten möchte, meine Anschrift in Rücksicht auf die Zeitumstände gütigst entschuldigen zu wollen, sehe ich Ihrer geschätzten Rückäußerung entgegen und zeichne mit deutschem Gruß

Ihr sehr ergebener Hertrampf  
Au bei Freiburg i.Br., Alte Straße"

- (3) In einem Brief vom 12.7(?)1954 schreibt er an Prof. K.S. Bader:

"Grauenhaft ist die Siedlung in ihrer Einförmigkeit, wie im Kapplertal und Kirchzarten, meist mit polardeutschen, gefühlsgeladenen Straßennamen. Meine Stiefmutter schickte mir einmal die Schlesische Bergwacht, bei deren Lektüre mir wahrhaft der Verstand stehen blieb. Dieser Illusionismus ist kaum zu begreifen. Heimisch bin ich hier noch immer nicht geworden, am Anfang eher noch, weil man da die Annehmlichkeiten unmittelbar empfand. Den Spieß mit Titel, Amt und Würden habe ich schon immer sehr geliebt. Hier erlebe ich ihn täglich aus nächster Nähe, in Ruhegehaltsversteinerung. Eigentlich müßte man der radikalste Revolutionär sein, müßte man sich nicht sagen, daß der nachrückende Bonzentyp wahrscheinlich geradeso herrlich, auf alle Fälle aber erheblich weniger harmlos sein würde".

- (4) Sein letzter, undatiertes Brief an Prof. K.S. Bader stammt von Ende Dezember 1969. Der Brief ist annähernd datierbar, weil Hertrampf darin einerseits den Tod von Prof. F. Metz erwähnt, der am 24.12.1969 erfolgte, andererseits einen Neujahrsgruß ausspricht:

"Aber leider leide ich seit Jahren schon an Beschwerden, die mich an der einmal beachtlichen Gehfähigkeit empfindlich getroffen und mich auch sonst recht apathisch gemacht haben. So ist mein Aktionsradius sehr eingeschränkt. Es ist auch beinahe zwecklos, Neues zu

machen, weil Alles liegen bleibt. Aus der Baar habe ich noch eine ziemlich große Zeichnung einer sehr alten Weide, die in der Nähe der Gutmadinger Holzbrücke gestanden hat, inzwischen aber auch verschwunden ist. Mit den erreichbaren Ruinen habe ich mich eine Zeit beschäftigt, was aber davon noch vorhanden ist, sind nicht mehr als Anfänge, die manchmal ganz hübsch, aber eben Anfänge sind. Die letzten Standorte der Orchideen sind ebenfalls dem Untergange preisgegeben durch die Rebumlegung, während der Kaiserstuhl selbst, früher eine Insel panischer Versunkenheit, heute ein lauter Tummelplatz motorisierter Kleinbürger geworden ist. Während Freiburg selbst sich alle Mühe gibt, zu seinem Jubiläum in einem wahrhaft festlichen Gewand zu erscheinen. Eine junge Arztfamilie hat in den letzten Jahren eine Fachpraxis in Überlingen übernommen. Sie haben mich auch in den Jahren einige Male zu sich eingeladen, und ich hoffe, daß es noch einmal möglich sein wird. Dann aber werden wohl auch meine Wege in das Ziel münden. Weihnachten machte mir ein langer Gönner, Professor Welte, die Freude eines Besuches, welches Ereignis hier im Hause mit Schweigen übergangen worden ist. Hier gilt der "Geischtliche", nicht der Geist. Auch Prof. Metz, den ich trotz seines politischen Bekenntnisses geschätzt habe, lebt auch nicht mehr. Nocheinmal herzlichen Dank, alle guten Wünsche für das Neue Jahr und vielleicht doch noch einmal ein Wiedersehen.

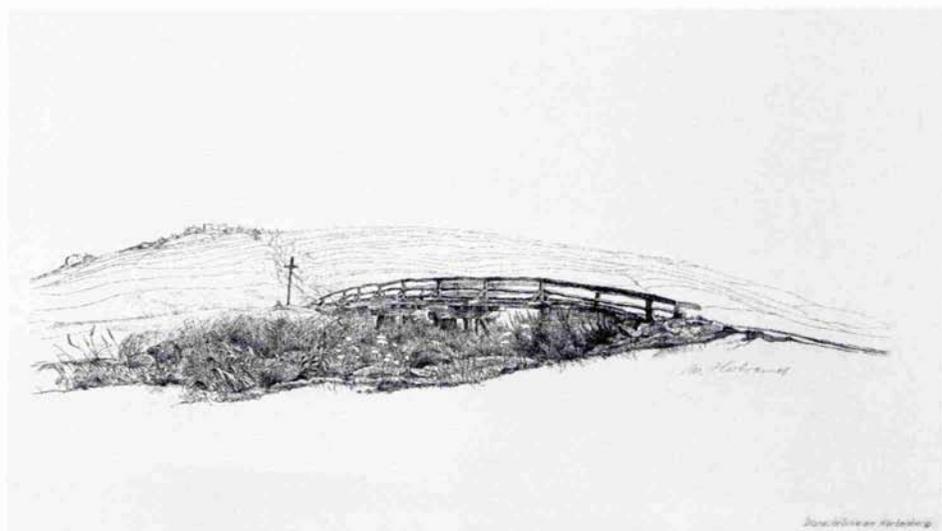
Ihr sehr ergebener Hertrampf"



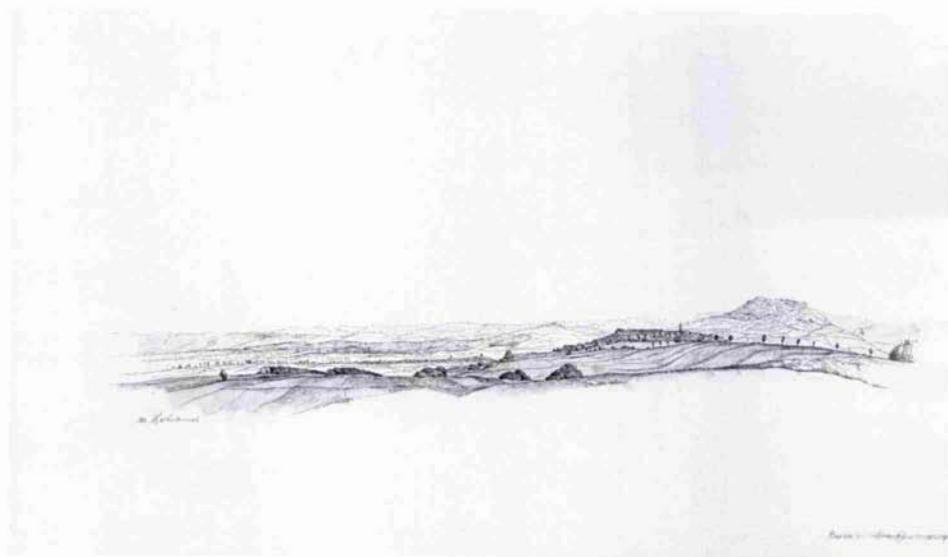
*Frauenschuh im Hüfinger Wald, 1964, Wvz. Nr. 57*



*Am Schellenberg: Hüfingen, 1929, Wvz. Nr. 79*



*Donaubrücke am Wartenberg, 1929, Wvz. Nr. 81*



*Behla' er Höhe, Fürstenberg, 1929, Wvz. Nr. 76*



*Ried bei Sumpfohren, 1929, Wvz. Nr. 78*



*Hochbaar bei Hüfingen, 1929, Wvz. Nr. 77*



*Überlingen, 1968, Wvz. Nr. 61*



Martin Hertrampf beim Zeichnen an der Donau (etwa 1930)

## Erinnerungen an den Maler Martin Hertrampf

von Konrad Schröder

Die ersten Begegnungen meiner Familie mit Martin Hertrampf fanden nach dem 2. Weltkrieg Anfang der 50-iger Jahre in Freiburg statt, in einer Zeit des tiefen Durchatmens nach einem schrecklichen Krieg, der nur Not, Vernichtung, Verzweiflung, Zerstörung und Tod gebracht hatte. Aber jetzt, da alles vorbei war, sehnte man sich nach Erbaulichem im wahrsten Sinne des Wortes, nach Ruhe, Frieden und Geborgenheit. Die humanistischen Werte des Schönen, Wahren und Guten, die uns während des Krieges, der soviel Unrecht, Grausames und Verlogenes mit sich gebracht hatte, in der Schule zu vermitteln versucht wurden, schienen nun endlich ihr Recht zu bekommen. Dazu gehörte auch die Kunst, die in den Jahren zuvor ja engstirnig reglementiert worden war. Wir sahen in Ausstellungen erstmals Originale von Picasso, Matisse, Braque, Klee und anderen, aus unserem süddeutschen Raum Heckel, Dix, Bissier, die sich nach dem Krieg im Bodenseeraum angesiedelt hatten. Es waren Bilder wie sie kurz zuvor noch als entartete Kunst bezeichnet worden waren, die uns faszinierten und in Anspruch nahmen, auch wenn wir das Geheimnis, das hinter dieser Art zu malen stand, noch nicht lüften konnten (sofern man dies überhaupt kann). Irgendwo blieb aber bei diesen Bildern etwas in uns unausgefüllt, was sich erst später erschloss. Mich beeindruckte als Kriegskind besonders das Bild 'Guernica' von Picasso. Doch es beglückte mich nicht, weil es nur Spiegel der gerade zurückliegenden schrecklichen Jahre war. Die Thematik war Rückblick, Erinnerung, Vorwurf an eine Generation, die nur begrenzt für diese schrecklichen Taten verantwortlich war. Das Bild war wohl notwendig gemalt zu werden, aber wir empfanden es nicht als auf- und erbauend. Und danach herrschte eine große Sehnsucht unter den Menschen. Sie wollten wieder eine heile Welt. Die Welt der Zerstörung war jedem noch gegenwärtig. Man benötigte keine malerischen Beispiele. So empfanden wir einen großen Teil der modernen Malerei nach dem Krieg, auch wenn sich kaum jemand nach den heroischen Werken der Künstler der Nazizeit sehnte.

In diese Zeit nun trat ein Maler, der wie ein Sänger nach dem großen Inferno, ein hoffnungsfrohes, über allen menschlichen Schwächen stehendes, erhabenes, ewig gültiges, beruhigendes, versöhnliches Lied anstimmte, dessen Botschaft jeder verstand, der durch die Schrecken des Krieges gegangen war. Das war die Botschaft des Malers Martin Hertrampf, der selbst zwei Weltkriege erlebt hatte. Er war kein "Moderner". Und das war sein Erfolg nach dem Krieg - auch wenn er immer arm blieb - , darin beruhte seine Notwendigkeit. Seine Bilder waren Melodien, voller Harmonie und Romantik, eine heile Welt, die es immer noch gab, nämlich in den Pflanzen und Landschaften, sehr zart empfunden, liebevoll streichelnd. Der Mensch taucht in seinen Bildern kaum auf. Aber er ist in geheimnisvoller Weise immer gegenwärtig, wohl nicht im Bild selbst, jedoch als Betrachter des Bildes. Der Betrachter kann sich in dem Bild als von der unzerstörten Natur angenommen fühlen. Das beruhigt, versöhnt und macht ihn heimisch in einer Welt, nach der sich die Menschen in den Jahren nach dem Krieg so sehr sehnten. Nicht nach 'Guernica', das spektakulär war, unbestritten ein notwendiges Kunstwerk, weit übergreifend in seiner Aussage, aber zu weit für die alltägliche Gegenwart in unseren Wohnungen. Kunst sollte greifbar sein für unsere täglichen Wünsche und Empfindungen. Sie sollte uns erheben aus dem Staub und Schutt unserer zerstörten Stadt und nicht bedrücken und bedrängen. Wir

waren genügend bedrückt und bedrängt worden. Wir wollten Hoffnung und Schönheit. Und das konnte Martin Hertrampf geben. Viele Menschen in Freiburg kauften seine Bilder, auch Museen und städtische Einrichtungen. Aber es waren nie genügend, um dem Maler ein ausreichendes Einkommen zu sichern. Er lebte ständig am Rande der Armut. Seine Bilder kosteten zwischen 20 und etwa 200 Mark, für die damaligen Verhältnisse teilweise viel Geld. Für die Arbeit des Künstlers immer zu wenig. Er arbeitete an einem Bild nicht Tage, sondern Wochen und oft Monate bis er mit seinem Werk zufrieden war. Die Feinheit und Zartheit der Zeichnungen täuscht über die dahinterstehende große Arbeit hinweg.

Das erste Bild erhielt ich von meiner Mutter zum Staatsexamen 1960. Ich war sehr glücklich darüber. Es war für unsere damaligen finanziellen Verhältnisse ein sehr großes Geschenk. Die Bedeutung lag aber ganz besonders in seinem spirituellen Wert. Es hätte zum Examen ja auch etwas Profanes mit entsprechend hohem materiellen Wert sein können. So aber empfand ich es als sehr ehrenvoll, daß man mich mit diesem Bild belohnte. - Das Bild ist signiert mit: "*Bei Betzenhausen*", M. Hertrampf, 12.IX. 1960. - Dazu schrieb er folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr Sch.,

Es tut mir leid, daß Sie zwei mal vergeblich bei mir waren. Das Dankeschön hätte mir eigentlich angestanden, da Ihre Frau Mutter durch den Kauf mich an Ihrem Erfolg hat teilnehmen lassen. Zu diesem meinen besten Glückwunsch! - Es freut mich, daß Ihnen meine Zeichnung gefällt. Das Motiv hat mich jahrelang schon beeindruckt, das kleine Gartenhäuschen im Schatten der Bäume, dagegen der helle Weitblick nach dem Kaiserstuhl. An die dort verbrachten Tage denke ich gern, obwohl mir der Platz - der Dreisamdam ist ein beliebter Spazierweg - oft zu belebt war. Aus dieser Gegend kommen auch meine schönsten Rosengallen.

Jedenfalls danke ich Ihnen für Ihren Besuch und bin mit bestem Gruß  
Ihr Martin Hertrampf

Martin Hertrampf war ein sehr bescheidener Mensch. Seine Freude fand er im Zeichnen. Er wanderte viel. Zu seinen Motiven mußte er mit der Straßenbahn, der Eisenbahn oder dem Bus fahren. Er lief sehr gerne Ski. In der Freiburger Zeit nach dem Krieg war ihm das nicht mehr möglich, weil er kein Geld für die Ausrüstung hatte. Er liebte seine Tabakspfeifen und, wenn es ihm sein Geldbeutel ermöglichte, ein Gläschen Wein. Er war im humanistischen Sinn hochgebildet und außergewöhnlich belesen. Fotos von jüngeren Jahren zeigen ihn als gut aussehenden Mann mit klar geschnittenen, interessanten Gesichtszügen. Er war von kleiner, etwas gedrungener Statur. Sein oft mürrisches, spöttisches, skeptisches Wesen und seine stets kritisch schauenden Augen waren sicher die Reaktion auf sein nicht leichtes Künstlerschicksal. Seinen Mißmut über Personen oder Zustände konnte er unverhohlen äussern. Niemand nahm es ihm übel, weil jeder Verständnis für seine Lage hatte. Aber stets war er äußerst dankbar für jede Aufmerksamkeit, die man ihm erwies, in welcher Form auch immer.

Er war ein Einzelgänger und blieb unverheiratet. Seine Anläufe zu einer ehelichen Bindung wurden entweder von ihm selbst oder von der Partnerin vereitelt. Gedichte von ihm, die ich in seinen Aufzeichnungen fand, geben Zeugnis, daß er dem weiblichen Geschlecht durchaus zugetan war, wenn auch, wie es seinem Wesen entsprach, in sehr verhaltener Form. Zwei Gedichte, die abschließend wiedergegeben sind, beschreiben seine Einsam-

keit und Liebe. Ein weiteres Gedicht muß im 1. Weltkrieg entstanden sein. Er gehörte einer berittenen Truppe an. Er schrieb knapp 40 Gedichte, niedergelegt neben Prosa in einem Büchlein, das mit dem Titel "*Mir zur Feier*" (mit Verweis auf *Rilke*) überschrieben ist. Seine Gedichte und seine Prosa zeugen von derselben Weltanschauung wie seine Bilder.

Martin Hertrampf wohnte in Au, einem Vorort von Freiburg, als wir ihn kennenlernten. Er war sehr oft bei uns zu Gast und der Kontakt wurde auch weiterhin gepflegt, als er 1952 oder 1953 aus Altersgründen in ein Altersheim im Zentrum von Freiburg übersiedelte. Zu der Aufnahme in das Heim - die Kosten hätte er niemals bestreiten können - verhalf ihm einer seiner Gönner und Verehrer, der ehemalige Generalstaatsanwalt und Rechtshistoriker, Professor *Karl Siegfried Bader*, der, wie der bekannte Theologe Professor *Bernhard Welte*, zahlreiche Bilder von ihm erwarb. Auch der Freiburger Philosoph, Professor *Martin Heidegger*, schätzte den Maler sehr.

Die Jahre im Altersheim beraubten ihn seiner gewohnten Freiheit. Das bedrückte ihn sehr. Er konnte nicht mehr so schnell in die Natur gelangen wie in Au. Das Gehen fiel ihm, der ein leidenschaftlicher und ausdauernder Wanderer gewesen war, zunehmend schwerer. Er blickte sehr kritisch auf seine Heimgenossen, mit denen er praktisch keinen Kontakt hatte, da sie seinen künstlerischen und geistigen Interessen nicht folgen konnten. Seine Eigenwilligkeit fand Verständnis beim Küchenpersonal: es wurde ihm zugestanden jeweils eine halbe Stunde vor dem üblichen Essenbeginn im Speisesaal essen zu dürfen. Wenn seine Heimgenossen zum Essen kamen, hatte er bereits den Saal verlassen. Er brachte eine kleine Bibliothek bei seinem Einzug mit und wachte mit Argusaugen über den Erhalt des Bücherbestandes. Er hatte nämlich die Sorge, daß die Schwester Oberin oder eine der Nonnen, die sein Zimmer während seiner Abwesenheit betreten konnten, Interesse an seinen Büchern finden und sie entwenden könnten. Schließlich war ja Literatur dabei, die nicht für eine Klosterfrau geeignet war, bzw. gerade: Liebesgeschichten, Ehedramen; allerdings nur klassische Werke, kein einziges modernes Buch. Unter seiner Matratze hatte er seine Pistole aus dem Krieg versteckt. Er wollte sie im geeigneten Augenblick nutzen, wenn er völlig hilflos geworden wäre. Glücklicherweise war das nicht der Fall und glücklicherweise muß jemand vom Hauspersonal die Waffe gefunden und sie ohne Aufhebens entsorgt haben. Er wußte genau, daß der Besitz der Waffe nach dem Krieg strafbar war und daß er den Verlust nicht ohne Folgen hätte an die Öffentlichkeit tragen können. Im Altersheim erzählte er oft von seinem Bruder, an dem er sehr hing, der lebensgewandter gewesen sei und der ihn sicher unterstützt hätte, wenn er nicht so früh gestorben wäre.

Wie sehr er unter dem Umzug ins Altersheim litt und wie sehr er an seinem ärmlichen Zimmer in Au hing, d.h. welche Spannung sich aus diesen beiden Örtlichkeiten ergab, wird deutlich, wenn er berichtet, daß er auf dem so oft gegangenen Fußweg zwischen Au und Freiburg nicht mehr gebrauchte Gegenstände seines Alltags am Wegesrand vergrub: eine alte Zahnbürste, einen zu kleinen Bleistift, einen Rasierpinsel, eine Streichholzschachtel, von denen er als Pfeifenraucher viele, auch mit abgebrannten Streichhölzern gefüllte, besaß, eine Spiegelscherbe. Ein wunderlicher, ein lebenswürdiger Sonderling, der einen über Jahre so vertrauten Weg durch seine persönliche Habe noch verinnerlichte.

Ende der 60-iger Jahre siedelte ich mit meiner Familie aus beruflichen Gründen von Freiburg nach Überlingen an den Bodensee um. Martin Hertrampf kannte den See aus seinen jungen Wanderjahren. Er liebte diese Landschaft. Meine Frau machte den Vorschlag, ihn im Sommer immer für 2 Wochen zu uns zu holen und ihm somit dem Altersheim zu entreißen. Er war von sehr großer Dankbarkeit, die er aber nur schüchtern zu äußern

vermochte. In dieser Zeit entstanden 3 Bilder, 2 Bilder mit Überlinger Stadtmotiven (Abb.) und ein Bild mit dem Blick von einem nahegelegenen Berg in den Hegau hinein. - Während seines Aufenthaltes bei uns ging er regelmäßig am späten Vormittag in eine kleine Gastwirtschaft am Seeufer und nahm seinen "Frühschoppen". Nach der Vormittagspraxis holte ich ihn dort ab und nahm ihn wieder zum Mittagessen mit nach Hause. Mit dem Wirt hatte ich vereinbart, alles, was er zu sich nahm, mir anzuschreiben. Daraus konnte ich ersehen, daß er nie mehr als ein "Viertel schlotzte". Abends saßen wir dann bei uns in der Wohnung, erzählten und tranken. Er warf mir vor, zu schnell zu trinken und den Wein nicht richtig zu genießen. Er genoss ihn wirklich. Er nippte nur am Glas und machte eigenartige Bewegungen mit den Lippen und Wangen um den kleinen Schluck richtig zu verkosten. Er trank nur ein Glas in zwei Stunden und war schier fassungslos, daß ich in dieser Zeit deren zwei trank.

Der Abschied von Überlingen und die Rückkehr ins Altersheim fiel ihm immer sehr schwer. Seine Augen waren feucht. Auf der Fahrt über die Baar kamen ihm Erinnerungen. Dort sah man zwischen zwei kleineren Bergrücken, nahe dem Fürstenberg, eine heimelige Häusergruppe. Hier muß ein Mädchen gelebt haben, ein Gastwirtstöchterschen, das ihn angeblich geliebt habe und heiraten wollte. Dann, so meinte er auf der Fahrt im Auto, hätte er ausgesorgt gehabt und viele schlimme Jahre wären ihm erspart geblieben. Er hätte eine Frau, vielleicht Kinder, eine anständige Bleibe und immer genügend zu essen und zu trinken gehabt. Aber seine Freiheit sei ihm damals ja noch wertvoller erschienen. Heute sähe er das anders.

Er lebte um 1936 herum eine zeitlang in Oberbränd auf einem Bauernhof in einem erbärmlichen Zimmer. Dort lernte er eine junge Frau kennen, die er sogar zeichnete (s. Abb. im Beitrag BRUGGER). Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich durch gelegentliche Mitarbeit auf dem Hof.

Wie er erzählte, gab er auch Kindern im Fürstlichen Haus in Donaueschingen Zeichenunterricht. Selbstverständlich verkaufte er auch Bilder z.B. an die Fürstlichen Sammlungen und den damals amtierenden Landrat, der ihn demnach sehr geschätzt haben muß.

Auf der Fahrt von Freiburg nach Überlingen und zurück fuhren wir durch den riesigen Wald zwischen Oberbränd und Bräunlingen, auf einer Straße, die er zwei mal wöchentlich bei Wind und Wetter zum Unterricht im Fürstlichen Haus laufen mußte. Eine Strecke beträgt etwa 17 km! Während der Fahrt durch den dunklen Wald auf der kaum enden wollenden, einsamen Straße schwiegen wir, weil ihn noch die große Angst beschlich, die er damals bei seinem langen Fußmarsch verspürte. Er rechnete ständig mit einem Überfallen- und Erschlagenwerden. Ein benachbarter Wald (der "Hüfinger Wald" - Anm.d. Schriftleitung) verhalf ihm zu sehr schönen Orchideenbildern. Das war der Lohn der Angst. Die Bilder werden heute aus dem Nachlaß von Professor *Welte* im Augustinermuseum in Freiburg sowie im dortigen Naturkundemuseum aufbewahrt.

Die Einsamkeit, die er nicht nur in der relativ kurz dauernden Angst in dem großen Wald erfuhr, sondern eigentlich während der längsten Zeit seines Lebens, schildert er in einem Gedicht. G. BRUGGER hat es als Schlüssel zu seinem Werk an den Anfang ihrer Würdigung des Künstlers Hertrampf gestellt. Darin wird aber zugleich deutlich, wo er in seinem Leben Geborgenheit fand. Er weiß sich auch hierin mit anderen verbunden, denn er beginnt mit den Zeilen: "Wir, die wir nicht sind wie die andern/ müssen einsam durchs Leben gehn..."

Die beiden folgenden Gedichte stammen aus seiner Jugendzeit. Sie kennzeichnen ihn als verliebten jungen Mann und als mit dem Tod konfrontierten Soldaten. Sie wurzeln ganz im Empfinden der damaligen Jugendbewegung. Assoziationen an *Rilkes* 'Weise von Liebe und Tod des Cornets' werden wach.

## 1

Der Frühlingswind sang in der Linde,  
Dein Blondhaar flog im Winde  
und küsste Deines Kleides Saum.

Es schlangen sich die Fäden von Golde  
um uns beide her wie eine holde  
Hecke, wie ein Dornröschentraum.

## 2

Die Heide blüht rot,  
wir reiten in Tod  
einsam über die glühende Heide.

Leb wohl, du Welt!...  
Dort der Feind überm Feld!  
Nun heraus, du Schwert, aus der Scheide!

Und wir brausten daher  
und mancher nicht mehr  
ritt am Morgen auf stolzen Rossen.

Und die Heide war rot  
und mancher lag tot  
durch die kühne Brust geschossen.

Martin Hertrampf war ein Künstler, ein Maler mit dichterischen Fähigkeiten, der seine Bedeutung durch die Zeit erfuhr. Er war notwendig. Er war kein "moderner Maler", aber deshalb nicht weniger für sehr viele Menschen nach dem Krieg ein bildnerischer ruhender Pol, der auf Wesentliches hinführen konnte. Er war "nur lokal" bedeutsam. Aber was heißt das schon. Er vermittelte vielen Menschen in der Not und Richtungslosigkeit der Nachkriegszeit das Empfinden für das ewig Gültige über alle Orientierungslosigkeit und Schwächen menschlicher Machenschaften hinweg. Er ließ sich nicht durch sein oft beklagenswertes, eigenes Leben in seiner Schau dieser Welt beirren. Er hätte wahrlich Grund genug gehabt, seine Bilder in Thematik und Ausführung in düstersten Farben zu gestalten. Er tat es nicht, wie es bei vielen seiner Künstlerkollegen zu beobachten ist, deren ganz persönliches Leben weitestgehend in das künstlerische Schaffen eingeht.

Martin Hertrampf sagte oft: "Über diesen Anblick könnte ich jubeln!" Er meinte eine Landschaft oder eine Pflanze. Diesen Jubel wußte er mit seinen Bildern zu vermitteln. Sein Grab auf dem Armenteil des Freiburger Friedhofs wird von mannigfachen Pflanzen überwuchert. Er liebte alle Pflanzen. So dürfte es ihn nicht bedrücken, daß er durch die große, alles umfassende Natur, die er so sehr liebte, bewunderte und bejubelte, in alle Ewigkeit eingeht.

Wie sehr er mit der jenseitigen Welt verbunden war, von ihr Trost erhoffte und wohl auch fand, wird aus einem Gedicht deutlich, das ich im Nachlaß fand:

Oft kommt ihr zu mir,  
ihr hohen, stillen Geister,  
aus blauer, klingender Nacht ungerufen.  
Doch wenn des Alltags graue  
Hand sich strecken sollte und ihre  
knöchernen Finger legen auf meine Seele,  
dann weilt nicht fern, daß mein  
Ruf euch erreiche.



**T**rostlich sind eine Mutter haben  
die Sorge immer Gemalt bis zur  
meinem Lebensgang begleitet.  
In Hundern großen Annehm  
haben sie mich in jeder siepu-  
fassen, was abwarer Majestät  
Trost gewährt, im Glück haben  
sie mich die Luft gewährt  
keine Kuckuck ihrer Uebers-  
lichkeit. - Sei jedem Mh-  
lor liebe ist die Sorge: man  
fröhlicher Tinkauslag aus  
den Lüften könt, oder man

**Vorläufiges Werkverzeichnis Martin Hertrampf**  
**geb.: 25.07.1892 in Hirschberg, gest.: 09.01.1972 in Freiburg**  
**(zusammengestellt von Gabriele Brugger)**

**Zeichnungen**

Wvz.Nr.:

1. *Kopf eines bärtigen Mannes*, 1924; Bleistift, 21,5 x 16,4 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich
2. *Ried bei Hüfingen, Fürstenberg und Sumpfohren*, 1928; Bleistift, 40,2 x 74,6 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich
3. *Lößholzweg bei Wasenweiler*, 1928/29; Bleistift, Buntstift, 32,8 x 23,8 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
4. *Elzbrücke bei Kenzingen*, 1929; Bleistift, Buntstift, 30,0 x 50,0 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
5. *Garten in Wasenweiler a.K.*, 1929; Bleistift, 21,4 x 17,0 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
6. *Jura-Randgebiet der Baar bei Geisingen*, 1932; Bleistift, Buntstift, 30,0 x 64,5 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
7. *Blick auf Merzhausen*, 1932; Bleistift, Buntstift, 44,5 x 74,0 cm, signiert, gerahmt  
Privatbesitz
8. *Ruine Lichteneck bei Hecklingen*, 1934; Bleistift, 16,7 x 20,7 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
9. *Bei Hugstetten, Hochdorf und Kandel*, 1934; Bleistift, 23,0 x 39,2 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
10. *Kirchhofen*, 1935; Bleistift, 27,0 x 38,0 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
11. *Oberbränd*, 1935; Bleistift, 28,0 x 62,0 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
12. *Weibl. Porträt vor Landschaft bei Oberbränd*, 1935; Bleistift, 33,0 x 39,5 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich
13. *Oberbränd*, 1936; Bleistift, Buntstift, 30,6 x 63,5 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich
14. *Buchholz*, 1936; Bleistift, Buntstift, 27,0 x 38,0 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
15. *Blick auf Burkheim a.K.*, 1936/37; Bleistift, 27,0 x 37,0 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
16. *Freiburg vom Schönberg aus*, 1937; Bleistift, Buntstift, 27,0 x 38,0 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
17. *Blick auf Freiburg vom Kreuzkopf aus*, 1937; Bleistift, Buntstift, 27,0 x 38,0 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
18. *Freiburg vom Schloßberg aus*, 1937; Bleistift, Buntstift, 27,5 x 17,5 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
19. *Ansicht von Freiburg vom Hebsack aus*, 1937; Bleistift, Buntstift, 27,0 x 38,0 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
20. *Freiburger Bucht*, 1938; Bleistift, Buntstift, 33,0 x 61,5 cm, signiert, gerahmt  
Privatbesitz

21. *Orchidee (Frauensuh) im Hochwald*, 1938; Bleistift, Buntstift, 34,0 x 26,0 cm, signiert, gerahmt  
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen
22. *Angelushof, Au/Freiburg*, 1934; Bleistift, Buntstift, 23,7 x 19,3 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich
23. *Lehener Bergle*, 1939; Bleistift, Buntstift, 28,0 x 50,0 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich
24. *Bei Geisingen*, 1941; Bleistift, Buntstift, 26,0 x 48,0 cm, signiert  
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen
25. *Blick vom Baldinger Hang über den Unterhölzerwald hinweg zur Länge, Wartenberg und Fürstenberg*, 1941; Bleistift, Buntstift, 35,0 x 58,0 cm, signiert, gerahmt  
Privatbesitz
26. *Der Kandel vom Lehener Bergle April 1941*, 1941, Bleistift, Buntstift, 32,5 x 54,0 cm  
Augustinermuseum Freiburg
27. *Die Bischofslinde bei Betzenhausen März 1941*, 1941; Bleistift, Buntstift, 35,0 x 50,0 cm  
Augustinermuseum Freiburg
28. *Freiburger Bucht*, 1942; Bleistift, Buntstift, 33,0 x 60,5 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
29. *Ried*, 1943; Bleistift, 27,3 x 39,9 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich
30. *Hinterwaldkopf*, 1945; Bleistift, Buntstift, 22,8 x 38,2 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
31. *Beckhofen im Brigachtal*, 1945; Bleistift, Sepia, 26,5 x 46,5 cm, signiert  
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen
32. *Bauernhof in Oberbränd*, 1945; Bleistift, Buntstift, 29,5 x 41,5 cm, signiert, gerahmt  
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen
33. *Wartenberg*, 1947; Bleistift, Buntstift, 33,6 x 61,3 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich
34. *Donau bei Neudingen*, 1947; Bleistift, Buntstift, 33,5 x 53,5 cm, signiert, gerahmt  
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen
35. *Schwarzwaldlandschaft*, 1947; Bleistift, Farbkreide, 28,8 x 48,2 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
36. *Knorriger alter Baum an der Donau mit Entenschirm*, 1948; Bleistift, Buntstift, 34,0 x 47,0 cm, signiert, gerahmt  
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen
37. *Merzhausen, Jesuitenschloß*, 1948; Bleistift, Buntstift, 27,4 x 50,2 cm, signiert  
Privatbesitz
38. *Titisee*, 1948; Bleistift, Buntstift, 34,0 x 61,0 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich
39. *Titisee vom Hochfirst*, 1949; Bleistift, Buntstift, 30,5 x 50,5 cm, signiert  
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen
40. *Blick ins Hexenloch*, 1949; Bleistift, Buntstift, 33,0 x 50,5 cm, signiert  
Privatbesitz
41. *Die Berghäuser Kapelle*, 1950; Bleistift, Buntstift, 30,5 x 39,0 cm, signiert, gerahmt  
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen

42. *Donauried bei Gutmadingen*, 1950; Bleistift, Buntstift, 28,5 x 49,4 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich
43. *Lehen*, 1952; Bleistift, Buntstift, 21,7 x 30,4 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich
44. *Ebnet, Galgenberg, Dreisamtal*, 1952; Bleistift, Buntstift, 28,5 x 49,2 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich
45. *Blick vom Hinterwaldkopf zum Feldberg*, 1953; Blei-/Buntstift, 29,5 x 38,0 cm, sign., gerahmt  
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen
46. *Blick vom Galgenberg über Ebnet bei Freiburg auf das Dreisamtal*, 1954  
Bleistift, Buntstift, 40,0 x 63,0 cm, signiert, gerahmt  
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen
47. *Kreuzbuck*, 1954; Bleistift, Farbkreide, 21,5 x 30,5 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
48. *Dreisamlinde bei Freiburg - Littenweiler mit Blick zum Hinterwaldkopf*, 1955  
Bleistift, Buntstift, 28,0 x 38,5 cm, signiert, gerahmt  
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen
49. *Landschaft mit Schäferkarren*, 1957; Bleistift, Buntstift, 24,0 x 37,0 cm, signiert, gerahmt  
Privatbesitz
50. *Kiefer mit Fichten im Vordergrund am Deichelweiher*, 1958  
Bleistift, 39,0 x 30,0 cm, signiert, gerahmt  
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen
51. *Stühlinger Gärten*, 1958; Bleistift, Buntstift, 29,0 x 39,5 cm, signiert, gerahmt  
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen
52. *Weidenkätzchen*, 1960; Bleistift, Buntstift, 30,0 x 15,5 cm, signiert, gerahmt  
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen
53. *Karsthäusernelke*, 1960; Bleistift, Buntstift, 27,0 x 17,2 cm, signiert  
Naturkundemuseum Freiburg
54. *Bei Betzenhausen*, 1960; Bleistift, Buntstift, 33,0 x 42,0 cm, signiert, gerahmt  
Privatbesitz
55. *Staufener Berg bei Freiburg/Br. mit Ruine*, 1961  
Bleistift, Buntstift, 30,0 x 39,0 cm, signiert, gerahmt  
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen
56. *Erlenzweig*, 1963; Bleistift, Buntstift, 27,0 x 19,0 cm, signiert  
Naturkundemuseum Freiburg
57. *Frauenschuh im Hüfinger Wald*, 1964; Bleistift, Buntstift, 20,0 x 15,5 cm, signiert  
Naturkundemuseum Freiburg
58. *Freiburg vom Schloßberg aus*, 1965; Bleistift, 29,0 x 21,9 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
59. *Hochburg*, 1965; Bleistift, 20,7 x 30,5 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
60. *Altrheinarm bei Ichenheim*, 1966; Bleistift, Buntstift, 29,0 x 39,5 cm, signiert, gerahmt  
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen
61. *Überlingen*, 1968; Bleistift, Buntstift, 29,0 x 41,5 cm, signiert, gerahmt  
Privatbesitz
62. *Blick in den Hegau*, 1969; Bleistift, Buntstift, 28,5 x 41,5 cm, signiert, gerahmt  
Privatbesitz

63. *Schwarzwaldlandschaft*, 1969; Bleistift, 21,4 x 30,3 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
64. *Turm in Überlingen*, 1969; Bleistift, Buntstift, 26,5 x 17,0 cm, signiert, gerahmt  
Privatbesitz
65. *Schwarzwaldlandschaft*, undatiert; Bleistift, 30,2 x 56,7 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
66. *Rosengalle*, undatiert; Bleistift, Buntstift, 24,5 x 15,5 cm, signiert, gerahmt  
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen
67. *Enzian und Arnika am Feldberg*, undatiert; Buntstift, 18,4 x 28,2 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich
68. *Hausen vor Wald*, undatiert; Bleistift, Buntstift, 23,0 x 37,9 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich
69. *Freiburg*, undatiert; Bleistift, Buntstift, 25,6 x 40,2 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich
70. *Bei Döggingen, Blick über die Gauchachschlucht*, undatiert;  
Bleistift, Buntstift, 27,7 x 48,6 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich
71. *Ostbaar, Baldingen und Öfingen*, undatiert; Bleistift, Buntstift, 29,9 x 64,7 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich
72. *Hochbaar bei Hüfingen, Weg nach Sumpfohren*, undatiert  
Bleistift, Buntstift, 39,9 x 74,2 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich

### Lithografien

73. *Hügelbaar bei Unadingen*, 1929; kolorierte Lithografie, 50,0 x 80,0 cm, signiert, gerahmt  
Blatt 1 der Originalmappe *Die Baar*; Privatbesitz
74. *Dögginger Hügellandschaft*, 1929; kolorierte Lithografie, 50,0 x 80,0 cm, signiert, gerahmt  
Blatt 2 der Originalmappe *Die Baar*; Privatbesitz
75. *Wutachtal bei Mundelfingen*, 1929; kolorierte Lithografie, 50,0 x 80,0 cm, signiert, gerahmt  
Blatt 3 der Originalmappe *Die Baar*; Privatbesitz
76. *Behla'er Höhe, Fürstenberg*, 1929; kolorierte Lithografie, 51,0 x 80,5 cm, signiert  
Blatt 4 der Originalmappe *Die Baar*; Privatbesitz
77. *Hochbaar bei Hüfingen*, 1929; kolorierte Lithografie, 50,0 x 80,0 cm, signiert, gerahmt  
Blatt 5 der Originalmappe *Die Baar*; Privatbesitz
78. *Ried bei Sumpfohren*, 1929; Lithografie, 50,0 x 80,0 cm, signiert, gerahmt  
Blatt 6 der Originalmappe *Die Baar*; Privatbesitz
79. *Am Schellenberg; Hüfingen*, 1929; kolorierte Lithografie, 50,0 x 80,0 cm, signiert, gerahmt  
Blatt 7 der Originalmappe *Die Baar*; Privatbesitz
80. *Ostbaar bei den Immenhöfen*, 1929; kolorierte Lithografie, 50,0 x 80,0 cm, signiert, gerahmt  
Blatt 8 der Originalmappe *Die Baar*; Privatbesitz
81. *Donaubrücke am Wartenberg*, 1929; Lithografie, 50,0 x 80,0 cm, signiert, gerahmt  
Blatt 9 der Originalmappe *Die Baar*; Privatbesitz
82. *Wartenberg; Donauschlingen*, 1929; kolorierte Lithografie, 51,0 x 80,5 cm, signiert  
Blatt 10 der Originalmappe *Die Baar*; Privatbesitz
83. *Hügelbaar bei Unadingen*, 1929; kolorierte Lithografie, 51,0 x 80,0 cm, signiert  
Blatt 1 der Originalmappe *Die Baar*; Augustinermuseum Freiburg

84. *Dögginger Hügellandschaft*, 1929; kolorierte Lithografie, 51,0 x 80,0 cm, signiert  
Blatt 2 der Originalmappe *Die Baar*; Augustinermuseum Freiburg
85. *Wutachtal bei Mundelfingen*, 1929; kolorierte Lithografie, 51,0 x 80,0 cm, signiert  
Blatt 3 der Originalmappe *Die Baar*; Augustinermuseum Freiburg
86. *Behla'er Höhe, Fürstenberg*, 1929; kolorierte Lithografie, 51,0 x 80,0 cm, signiert  
Blatt 4 der Originalmappe *Die Baar*; Augustinermuseum Freiburg
87. *Hochbaar bei Hüfingen*, 1929; kolorierte Lithografie, 51,0 x 80,0 cm, signiert  
Blatt 5 der Originalmappe *Die Baar*; Augustinermuseum Freiburg
88. *Ried bei Sumpfohren*, 1929; kolorierte Lithografie, 51,0 x 80,0 cm, signiert  
Blatt 6 der Originalmappe *Die Baar*; Augustinermuseum Freiburg
89. *Am Schellenberg: Hüfingen*, 1929; kolorierte Lithografie, 51,0 x 80,0 cm, signiert  
Blatt 7 der Originalmappe *Die Baar*; Augustinermuseum Freiburg
90. *Ostbaar bei den Immenhöfen*, 1929; kolorierte Lithografie, 51,0 x 80,0 cm, signiert  
Blatt 8 der Originalmappe *Die Baar*; Augustinermuseum Freiburg
91. *Donaubrücke am Wartenberg*, 1929; kolorierte Lithografie, 51,0 x 80,0 cm, signiert  
Blatt 9 der Originalmappe *Die Baar*; Augustinermuseum Freiburg
92. *Wartenberg: Donauschlingen*, 1929; kolorierte Lithografie, 51,0 x 80,0 cm, signiert  
Blatt 10 der Originalmappe *Die Baar*; Augustinermuseum Freiburg
93. *Freiburg vom Schönberg*, 1935; kolorierte Lithografie, 31,5 x 47,5 cm  
Augustinermuseum Freiburg
94. *Schulhaus in Wittnau*, 1938; kolorierte Lithografie, 17,5 x 25,2 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich
95. *Titisee vom Hochfirst*, 1940; Lithografie, 35,2 x 50,0 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
96. *Berghauser Kapelle*, 1940; kolorierte Lithografie, 29,8 x 39,8 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
97. *Gehöft in Brigachtal (Beckhofen)*, undatiert; kolorierte Lithografie, 24,7 x 39,6 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich
98. *Gehöft in Brigachtal (Beckhofen)*, undatiert; kolorierte Lithografie, 32,0 x 48,0 cm, signiert  
Privatbesitz
99. *Blick vom Wartenberg auf den Fürstenberg, die Donaumäander, Neudingen*, undatiert  
kolorierte Lithografie, 39,0 x 71,5 cm, signiert  
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen
100. *Donaubrücke bei Gutmadingen, im Hintergrund der Wartenberg*, undatiert  
Lithografie, 42,0 x 70,0 cm, signiert  
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen

### Ölgemälde

101. *Spätherbst im Gnadental*, 1930; Öl auf Pappe, 35,5 x 46,0 cm, signiert, gerahmt  
Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen
102. *Letzter Schnee bei Oberbränd*, 1935; Öl auf Papier, 25,5 x 36,5 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
103. *Weite Landschaft*, undatiert; Öl auf Pappe, 30,0 x 45,0 cm, signiert  
Stadtmuseum Hüfingen, Dauerleihgabe von Prof. Dr. Bader, Zürich

### Aquarelle

104. *Ophrys apifera*, 1928; Bleistift, Aquarell, 35,0 x 9,3 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg

105. *Epipactis palustris*, 1929; Bleistift, Aquarell, 49,7 x 26,8 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
106. *Anacamptis pyramidalis*, 1929; Bleistift, Aquarell, 50,0 x 26,8 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
107. *Epipactis latifolia*, 1929; Bleistift, Aquarell, 36,2 x 16,0 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
108. *Limodorum abortivum*, 1929; Bleistift, Aquarell, 27,5 x 16,5 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
109. *Ophrys aranifera*, 1929; Bleistift, Aquarell, 37,2 x 20,8 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
110. *Epipactis microphylla*, 1929; Bleistift, Aquarell, 39,5 x 25,0 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
111. *Cephalanthera rubra*, 1929; Bleistift, Aquarell, 43,5 x 17,8 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
112. *Epipactis rubiginosum*, 1929; Bleistift, Aquarell, 45,5 x 16,5 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
113. *Epipogium aphyllum*, 1929; Bleistift, Aquarell, 22,5 x 19,0 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
114. *Kriechstendel*, 1929; Bleistift, Aquarell, 23,4 x 17,2 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
115. *Orchis ustulata, gebranntes Knabenkraut*, 1929; Bleistift, Aquarell, 24,0 x 14,5 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
116. *Ophrys muscifera*, 1929; Bleistift, Aquarell, 27,4 x 12,8 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
117. *Orchis militaris*, 1929; Bleistift, Aquarell, 40,5 x 17,0 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
118. *Anacamptis pyramidalis*, 1929; Bleistift, Aquarell, 47,5 x 17,0 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
119. *Orchis militaris*, 1930; Bleistift, Aquarell, 41,0 x 15,0 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
120. *Ophrys muscifera + aranifera, Bastard*, 1930; Bleistift, Aquarell, 26,4 x 9,5 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
121. *Epipogium aphyllum*, 1930; Bleistift, Aquarell, 23,4 x 8,6 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
122. *Ophrys fuciflora*, 1930; Bleistift, Aquarell, 24,0 x 14,0 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
123. *Himantoglossum*, 1931; Bleistift, Aquarell, 45,6 x 16,8 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
124. *keine Bezeichnung (Ophrys insectifera)*, 1931; Bleistift, Aquarell, 29,9 x 20,0 cm, signiert  
Augustinermuseum Freiburg
125. *Ophrys fuciflora*, 1961; Bleistift, Aquarell, 20,0 x 28,0 cm, signiert  
Naturkundemuseum Freiburg

Weitere 6 Blätter (Rosengalle, Dreisamlinde bei Ebnet, Baumstudie, Linde an der Dreisam bei Betzenhausen, Grasstudie, Salweide) sind im Museum für Naturkunde in Freiburg inventarisiert.

Darüberhinaus befindet sich eine unbestimmte Anzahl von Werken Martin Hertrampfs in Privatbesitz.

# Das Klima der Südbaar - eine Zwischenbilanz fünfjähriger Messungen an der Klimastation Fürstenberg

von Peter Frankenberg und Alexander Siegmund

## 1. Einleitung

Bereits in den achtziger Jahren führte der letztgenannte Autor in der Gemeinde Fürstenberg erste Klimamessungen und -beobachtungen durch. Im Laufe der Zeit wurde das Meßprogramm immer mehr ausgebaut, und seit Januar 1990 werden Klimaaufzeichnungen nach internationalen Standards vorgenommen, die zum Teil sogar über den Meßumfang an den Klimahauptstationen des Deutschen Wetterdienstes hinausreichen. Seit April 1990 zählt Fürstenberg auch zu den offiziellen Niederschlagsstationen des Deutschen Wetterdienstes. Im einzelnen werden an der Station folgende Klimaelemente erfaßt:

1. Dreimal täglich zu den sogenannten "Mannheimer Stunden" (7.30, 14.30, 21.30 Uhr)
  - Lufttemperatur in 2 m Höhe
  - relative Luftfeuchtigkeit in 2 m Höhe
  - Luftdruck
  - Sonnenscheindauer
  - Windgeschwindigkeit und Windrichtung
  - Erdbodentemperaturen in 2, 5, 10, 20, 50, 100 und 200 cm Tiefe sowie Lufttemperatur in Bodennähe (5 cm Höhe) (seit Januar 1991)
2. Einmal täglich um 7.30 Uhr Ortszeit
  - Niederschlagshöhe
  - Schneehöhe
  - Wasseräquivalent einer gefallenen Schneedecke
  - Erdbodenzustand
  - Verdunstungshöhe (seit September 1990)
  - Maximum/Minimum der Lufttemperatur in 2 m Höhe sowie Minimum der Lufttemperatur in Bodennähe (5 cm Höhe) (seit Juli 1992)
3. Permanente Aufzeichnungen
  - Lufttemperatur in 2 m Höhe
  - relative Luftfeuchtigkeit in 2 m Höhe
  - Luftdruck
  - Sonnenscheindauer (seit Juli 1992)
  - Windrichtung und Windgeschwindigkeit (seit Juli 1992)
  - Niederschlag (seit April 1995)
  - allgemeiner Wetterverlauf (Niederschläge, Nebel, Gewitter, etc.) differenziert nach Zeitpunkt und Stärke des Auftretens

Die dreimaligen täglichen Messungen werden größtenteils von einer elektronischen Wetterstation WS 7000 der Firma ELV vollautomatisch vorgenommen. Die kontinuierlichen Klimaaufzeichnungen basieren auf mechanischen Thermo-, Hygro- und Barographen, einem Niederschlagsschreiber nach HELLMANN, einem Windschreiber nach WOELFLE (seit Oktober 1995 zusätzlich mit einem Datalogger) und einem Sonnenscheinautographen nach CAMPBELL-STOKES. Alle anderen Messungen und Beobachtungen werden mittels Handeintragungen festgehalten.

Die folgenden Ausführungen geben einen Überblick der umfangreichen Meßergebnisse der Jahre 1990 bis 1994 an der Klimastation Fürstenberg (vgl. Kap. 2.). Ein Vergleich der wichtigsten Klimaparameter zwischen den Stationen Fürstenberg und Donaueschingen schließt sich an (vgl. Kap. 3.). Beides bildet die Basis für eine erste Bewertung und Interpretation der besonderen klimatischen Verhältnisse der Südbaar aus aktueller Sicht, die derzeit Gegenstand eines wesentlich umfangreicheren Klima- und Umweltforschungsprojektes der Universität Mannheim in der Region sind.

## **2. Das Klima an der Station Fürstenberg zwischen 1990 und 1994**

Die Klimastation Fürstenberg ist auf 797 m Höhe am Fuß der Westflanke des gleichnamigen Berges gelegen. Naturräumlich betrachtet repräsentiert die Station daher das Klima der Baar-Alb (REICHELT, 1972, S. 15), insbesondere des Blumberg-Fürstenberger Berglandes (BENZING, 1964, S. 28). Langjährige Meßreihen weisen für diesen Raum eine Jahresdurchschnittstemperatur von etwa 6,5 °C und eine jährliche Niederschlagsmenge von ca. 800 bis 850 mm aus (REICHELT, 1972, S. 12). Auf diese und andere wichtige Klimaelemente wird in den folgenden Abschnitten auf der Grundlage aktueller Daten für den, wenn auch vergleichsweise kurzen, Zeitraum zwischen 1990 und 1994 näher eingegangen.

### **2.1. Temperatur und relative Luftfeuchtigkeit**

Die klimatischen Analysen von Stationsdaten werden im wesentlichen auf der Basis von täglichen Extremwerten und Tagesdurchschnittswerten durchgeführt. Letztere lassen sich nach internationaler Norm aus den dreimaligen täglichen Messungen zu den sogenannten "Mannheimer Stunden" um 7, 14 und 21 Uhr Ortszeit ermitteln. Durch die Verschiebung des mittäglichen Sonnenhöchststandes innerhalb einer Zeitzone sind in unserer Region 7.30, 14.30 und 21.30 Uhr als offizielle Meßzeiten festgelegt. Auf der Basis der dabei gewonnenen Daten werden die entsprechenden Tagesdurchschnittswerte als einfaches arithmetisches Mittel errechnet. Einzig bei der Ermittlung der täglichen Durchschnittstemperaturen kommt ein etwas modifiziertes Verfahren zur Anwendung. Auf der Grundlage empirischer Untersuchungen geht dabei nach offiziellem Standard der Temperaturwert von 21.30 Uhr doppelt in die Berechnung des Mittelwertes ein. Monats- und Jahresdurchschnittswerte einzelner Klimaelemente ergeben sich als arithmetisches Mittel der entsprechenden Tages- bzw. Monatsdurchschnittswerte. Diese Werte sind für verschiedene Klimaelemente in Tab. 1 für die Station Fürstenberg und in Tab. 3 für die Station Donaueschingen wiedergegeben.

Die Berechnungen für die Klimastation Fürstenberg ergaben für den Zeitraum von 1990 bis 1994 eine Jahresdurchschnittstemperatur von 7,9 °C, also etwa 1,4 °C mehr als auf der Basis langjähriger Meßreihen zu erwarten wären (vgl. REICHELT, 1972, S. 12). Die Spanne der Einzelwerte reicht dabei von 7,2 °C im Jahr 1991 bis 8,7 °C 1994. Dies ergibt eine Standardabweichung (durchschnittliche Abweichung der Daten vom Mittelwert) von 0,52 °C. Aus Abb. 1 geht der Jahresgang der monatlichen Durchschnittstemperaturen für den fünfjährigen Betrachtungszeitraum hervor. Die Temperaturen fallen im langjährigen Mittel nur im Januar mit -0,1 °C geringfügig unter den Gefrierpunkt. Der August stellt mit einer langjährigen Durchschnittstemperatur von 17,5 °C den wärmsten Monat im Jahresverlauf dar. Die Spanne der monatlichen Durchschnittstemperaturen, die innerhalb des Meßzeitraumes auftraten, reicht von -2,5 °C im Februar 1991 bis zu 19,3 °C im Juli 1994. Die großen interannuellen Schwankungen der mittleren Monatstemperaturen gehen auch aus deren Standardabweichungen deutlich hervor. In den Monaten Februar, Mai und

November erreicht diese einen Wert von mehr als 2 °C. Im August sind die Schwankungen von Jahr zu Jahr bei einer Standardabweichung von 0,6 °C am geringsten (vgl. Tab. 1).

In Abb. 1 sind auch die Verläufe der absoluten monatlichen Temperaturmaxima und -minima und deren langjährige Mittelwerte wiedergegeben. Ihr Jahresgang ähnelt weitgehend dem der monatlichen Durchschnittstemperaturen. So verzeichnet das fünfjährige Mittel der Monatsmaxima im August mit 30,7 °C seinen Höchstwert. Am 9. August 1992 wurde mit 32,1 °C auch die absolut höchste Temperatur innerhalb des Meßzeitraumes zwischen 1990 und 1994 registriert. Das absolute Temperaturminimum fällt auf den 3. Januar 1993, als -15,3 °C erreicht wurden. Der Januar stellt mit -11,5 °C auch den Monat mit dem kältesten Durchschnittswert der langjährigen absoluten Monatsminima dar. Während die mittleren Temperaturmaxima im Durchschnitt um 12,1 °C über den monatlichen Durchschnittstemperaturen liegen, fallen die mittleren Temperaturminima durchschnittlich nur um 9,7 °C unter diese Werte (vgl. Tab. 1).

Die monatlichen Temperaturwerte bilden letztlich ein zu grobes Raster für eine detaillierte jahreszeitliche Analyse der klimatischen Verhältnisse einer Station. Aus diesem Grund gibt der Verlauf sogenannter Pentadenmittel ein differenzierteres Bild wieder. Dabei wird jeweils der Mittelwert über einen fünftägigen Zeitraum, eine Pentade, gebildet. Die Abb. 2 stellt den Verlauf der Pentadenmittelwerte der täglichen Durchschnittstemperaturen und deren Standardabweichung an der Klimastation Fürstenberg im Zeitraum von 1990 bis 1994 dar. Der Verlauf der Temperaturkurve zeigt am Anfang des Jahres die verschiedenen Hochwinterphasen, die in der 9. Pentade (10. - 14.02.) im langjährigen Mittel die tiefsten Temperaturen des Jahres erreichen. Aus diesem Grund besteht auf der Baar auch erst im Februar die größte Wahrscheinlichkeit einer länger anhaltenden geschlossenen Schneedecke (vgl. Abb. 6). Ab der 9. Pentade verzeichnen die Temperaturen einen starken Anstieg und erreichen in der 16. Pentade (17. - 21.03.) ein ausgeprägtes Vorfrühlingsmaximum. Im weiteren Verlauf zeigen die Temperaturen einen markanten Rückgang, der bis zur 22. Pentade (16. - 20.04.) anhält. Ursache hierfür ist der zunehmende Einfluß der Westwindzirkulation (vgl. Abb. 9 und Abb. 12), die durch die Zufuhr relativ kühler Meeresluft für die tieferen Temperaturen verantwortlich ist. Ab der 22. Pentade stellt sich ein starker Temperaturanstieg ein, der immer wieder von kälteren Phasen unterbrochen wird - eine Folge monsunaler Vorstöße kühler Meeresluft (vgl. Kap. 2.2.), die im Fall des Temperaturrückgangs in der 33. Pentade (10.- 14.06.) im Volksmund auch als "Schafskälte" bekannt sind. In der 44. Pentade (04. - 08.08) erreichen die Temperaturen im langjährigen Mittel ihren Höchstwert. Danach fallen sie, von Warmluftvorstößen wie etwa dem "Altweibersommer" in der 53. Pentade (18. - 22.09.) unterbrochen, allmählich ab. Ein besonders rascher Temperaturrückgang ist dabei ab der 58. Pentade (13. - 17.10.) zu beobachten. Der Temperaturanstieg in der 71. Pentade (17. - 21.12.) stellt das bekannte "Weihnachts-tauwetter" dar (vgl. Tab. 2).

Wie eine Analyse des Jahresgangs der Standardabweichung der Temperaturen innerhalb einzelner Pentaden als Ausdruck der durchschnittlichen Abweichung der Tageswerte vom Pentadenmittel zeigt, ist deren Wert im Winterhalbjahr tendenziell etwas größer als im Sommer. Der Witterungscharakter unterliegt demnach im Winter größeren interannuellen Schwankungen als im Sommer. Einige der Witterungsregelfälle zeichnen sich dabei durch eine besonders niedrige Standardabweichung aus. So deuten die mit dem Temperaturrückgang zwischen der 18. und 22. Pentade (27.03. - 20.04.) verbundenen geringen Werte der Standardabweichung auf eine starke Regelmäßigkeit dieses Witterungsverlaufs hin. Ähnliches gilt auch für den Kaltluftvorstoß in der 33. Pentade. Andere Witterungsregelfälle,

wie etwa der "Altweibersommer" (53. Pentade) oder das "Weihnachtstauwetter" (71. Pentade) zeigen eine vergleichsweise hohe Standardabweichung der Temperatur - die Unterschiede von Jahr zu Jahr sind dementsprechend groß (vgl. Tab. 2).

Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft wird wesentlich von den Temperaturen beeinflusst. Die Magnusche Dampfdruckkurve beschreibt diesen exponentiellen Zusammenhang zwischen der Temperatur und der maximalen Wasserdampfaufnahmefähigkeit der Luft. Darüber hinaus spielt aber auch das zur Verfügung stehende Wasserangebot, das durch Verdunstung zu einer Anreicherung der Luftfeuchtigkeit führt, eine wichtige Bedeutung für den relativen Luftfeuchtigkeitsgehalt. Beides spiegelt sich in dem jahreszeitlichen Gang der relativen Luftfeuchtigkeit wieder. Die höchsten monatlichen Durchschnittswerte treten in den Wintermonaten auf, da die niedrigen Temperaturen die Wasserdampfaufnahmefähigkeit der Luft deutlich herabsetzen und der Taupunkt dadurch schneller erreicht werden kann als in den wärmeren Sommermonaten. So erreicht die relative Luftfeuchtigkeit im November mit einem Durchschnittswert von 86,3 % ihren Höchstwert. Ein zweites Maximum tritt im Juni auf. Hier sorgen die hohen Niederschlagsmengen (vgl. Abb. 4) und die vorwiegende Zufuhr feucht-maritimer, vergleichsweise kühler Luftmassen (vgl. Abb. 12) für einen Anstieg der Feuchtigkeitswerte. Im August erreicht die relative Luftfeuchtigkeit im langjährigen Mittel mit 66,6 % ihr Minimum. Die mit dem hohen Luftdruck (vgl. Abb. 9) verbundene geringere Bewölkung und dadurch auch rückläufige Niederschlagstätigkeit sorgt zusammen mit den hohen Temperaturen zu einem Rückgang der Luftfeuchtigkeitswerte. Das Jahresmittel der relativen Luftfeuchtigkeit zeigt im interannuellen Vergleich nur recht geringe Schwankungen. Die Standardabweichung als Maß für die durchschnittliche Abweichung der Einzelwerte vom Mittelwert beträgt nur knapp 1,5 % (vgl. Tab. 1).

In der Abb. 3 ist der Verlauf der Pentadenmittelwerte der relativen Luftfeuchtigkeit und deren Standardabweichung dargestellt. Demnach zeigt die relative Luftfeuchtigkeit innerhalb des allgemeinen Jahresganges ähnliche Schwankungen wie die Temperatur. Einige der besonders feuchten oder trockenen Perioden lassen sich dabei mit entsprechenden Temperaturveränderungen in Verbindung bringen. So spiegelt sich das sommerliche Temperaturmaximum in der 44. Pentade (04. - 08.08.) (vgl. Abb. 2) in einem entsprechenden Rückgang der relativen Feuchte wieder, die in der gleichen Pentade ihr jährliches Minimum erreicht. In den Wintermonaten zeigt sich dieser gegenläufige Trend in der Regel nicht. Hohe Temperaturen sind in dieser Jahreszeit auch mit hohen Feuchtigkeitswerten verbunden. Beides steht mit der Zufuhr feuchter und milder Meeresluft in Verbindung, die der Durchzug von wandernden Tiefdrucksystemen innerhalb der Westwinddrift verursacht. Im Gegensatz zur Temperatur stellen sich die höchsten Werte der Standardabweichung der relativen Luftfeuchtigkeit in den Sommermonaten ein. Der Einfluß unterschiedlicher Wetterlagen und der damit verbundenen Temperaturen macht sich dann stärker bemerkbar als im Winter, wenn der generelle Temperaturrückgang zu einem allgemeinen Anstieg der relativen Luftfeuchtigkeit führt (vgl. Tab. 2).

## 2.2. Niederschlag und Verdunstung

Die Klimastation Fürstenberg registrierte im Zeitraum von 1990 bis 1994 im Durchschnitt eine jährliche Niederschlagsmenge von 785 mm. Der Wert liegt damit um etwa 2 - 7 % unter den für diesen Raum auf der Basis langjähriger Meßreihen zu erwartenden 800 - 850 mm (vgl. REICHELT, 1972, S. 12). Am 18./19. Mai 1994 wurde mit 72,1 mm die höchste Niederschlagsmenge innerhalb von 24 Stunden während des gesamten Beobachtungszeitraumes gemessen. Abb. 4 gibt die mittleren monatlichen Niederschlagshöhen an der

Station Fürstenberg wieder. Deutlich hebt sich das sommerliche Niederschlagsmaximum hervor. Der Juni erhält mit 104 mm die höchsten Niederschlagsmengen im Jahresverlauf. Ein zweites Maximum ist im Spätherbst bzw. Frühwinter zu beobachten. Die geringsten Niederschläge verzeichnen die ersten drei Monate des Jahres. Sie erreichen im Januar mit 36 mm ihr Minimum. Ein weiteres ist mit 54 mm im August zu beobachten (vgl. Tab. 1).

Die Abb. 5 gibt die Pentadenmittelwerte des Niederschlags für den Zeitraum 1990 - 1994 an der Station Fürstenberg wieder. Auch hierbei wird das sommerliche Niederschlagsmaximum deutlich. Die höchsten Niederschlagswerte konzentrieren sich dabei auf die 34. bis 39. Pentade (15.06. - 14.07.). Einzelne Niederschlagsmaxima treten aber auch zu anderen Jahreszeiten auf. Die gleichzeitig hohen Standardabweichungen lassen hierbei jedoch auf Einzelereignisse in bestimmten Jahren schließen, die kaum eine Regelmäßigkeit aufweisen. Markant sind die Pentaden mit den geringsten langjährigen Niederschlägen, die 23. Pentade (21. - 25.04.), die 44. bzw. 46. Pentade (04. - 08.08. bzw. 14. - 18.08.) und die 67. Pentade (27.11 - 01.12.). Die geringe Standardabweichung deutet insbesondere bei der 23. Pentade auf einen signifikanten Witterungsregelfall hin (vgl. Tab. 2).

Die sommerlichen Niederschläge sind ein Ausdruck des kontinentalen Klimacharakters der Baar. So beträgt das Verhältnis zwischen Sommer- und Winterniederschlägen als Index für die hygrische Kontinentalität knapp über 140 % - im Sommer (Mai bis Oktober) fällt demnach etwa 40 % mehr Niederschlag als im Winterhalbjahr (November bis April). Dieser Wert bestätigt entsprechende Berechnungen für den Zeitraum von 1954 bis 1972 (vgl. KOHA, 1976, S. 126). Während die Niederschläge im Luv des Schwarzwalds, insbesondere im Winterhalbjahr, vor allem durch Stau- und Steigungseffekte verursacht werden, sind sie auf der Baar in den Sommermonaten überwiegend eine Folge konvektiver Prozesse, die zu lokalen, mitunter starken aber zeitlich beschränkten Schauer- und Gewitterniederschlägen führen. Das zweite Niederschlagsmaximum von Oktober bis Dezember resultiert hingegen überwiegend aus dem Feuchtigkeitstransport einer verstärkten west- bis südwestlichen Höhenströmung innerhalb der vorherrschenden Westwinddrift und der mit ihr wandernden Tiefdruckgebiete (HALLER, 1932, S. 154 f.).

Der Rückgang der Niederschläge im Winter und im August korreliert sehr stark mit einer entsprechenden Zunahme des durchschnittlichen Luftdrucks (vgl. Abb. 9). Die mit dem Luftdruckanstieg verbundenen absteigenden Luftbewegungen haben eine adiabatische Erwärmung und damit weitgehende Wolkenauflösung zur Folge. Aus diesem Grund erreicht auch die monatliche Sonnenscheindauer im August ihr Jahresmaximum, obwohl die Tageslänge im Vergleich zum Juni bereits wieder deutlich abgenommen hat (vgl. Abb. 10). Darüber hinaus spielt auch die Lage der Hochdruckzentren eine wichtige Rolle. Liegen diese über Nord- und Mitteleuropa, so sorgt die Zufuhr trocken-kontinentaler Luftmassen aus Osten für einen zusätzlichen Bewölkungs- und damit Niederschlagsrückgang.

Im Winter fällt durch die tiefen Temperaturen naturgemäß ein Teil der Niederschläge in Form von Schnee und Graupel. Die Abb. 6 gibt die durchschnittlichen Schneehöhen sowie die mittleren und absoluten Schneehöhenmaxima an der Klimastation Fürstenberg zwischen 1990 und 1994 wieder. Die Monate Oktober bis April weisen im langjährigen Mittel alle eine durchschnittliche Schneehöhe von mindestens 0,1 cm auf. Der Jahresgang zeigt zwei Maxima - ein erstes mit 3,9 cm im Dezember und das eigentliche Hauptmaximum mit 6,8 cm im Februar. Eine ähnliche jahreszeitliche Verteilung zeigen auch die Daten der absoluten Maxima der Schneehöhe und deren langjährige Mittelwerte. Nur im November deuten die hohen Werte auf erste, wenn auch zeitlich beschränkte, Wintereinbrüche hin, die auf der

Baar in den vergangenen Jahren mit einer großen Regelmäßigkeit Ende Oktober /Anfang November auftraten und mitunter von starken Schneefällen begleitet waren. So verzeichnete die Schneehöhe am 23. November 1990 mit 33 cm ihr bisheriges monatliches Maximum. Am 11. Februar 1991 erreichte die Schneehöhe innerhalb des Beobachtungszeitraumes mit 40 cm jedoch einen noch höheren Wert (vgl. Tab. 1).

Die monatliche Zahl der Regen- und Schneetage, die in Abb. 7 dargestellt ist, zeigt im wesentlichen eine ähnliche jahreszeitliche Verteilung wie die entsprechenden Niederschläge und Schneehöhen. So verzeichnet der Juni entsprechend seinem Niederschlagsmaximum mit 19 Tagen auch die höchste Zahl an Regentagen. Ein zweites Maximum tritt im Oktober auf. Während sich das sommerliche Niederschlagsminimum im August auch dementsprechend in einem Rückgang der Regentage widerspiegelt, stellen sich die Verhältnisse in den Wintermonaten etwas differenzierter dar. Hier fallen die Niederschläge teils in flüssiger, teils in fester Form als Schnee oder Graupel. So treten im Januar trotz des jährlichen Niederschlagsminimums (vgl. Abb. 4) noch vergleichsweise viele Regentage auf. Im Februar sinkt deren Zahl auf ein Minimum von 4 Tagen, obwohl die Niederschlagsmengen im Vergleich zum Januar bereits wieder steigen. Entsprechend nehmen jedoch die Schneetage zu - ein zunehmender Anteil der Niederschläge fällt im Februar daher in fester Form. Trotz des Maximums der durchschnittlichen und absoluten Schneehöhe in diesem Monat, erreicht die Zahl der Schneetage mit 9,8 jedoch bereits im Dezember ihren Höchstwert.

Graupel ist eine Form des festen Niederschlags, die zumeist bei Temperaturen um oder leicht über dem Gefrierpunkt vorwiegend in Form von Schauern auftritt (MEYERS LEXIKON-REDAKTION, 1987). Aus diesem Grund nimmt die Zahl der Graupeltage in den Übergangmonaten zwischen Herbst und Winter bzw. Winter und Frühjahr ihr Maximum ein, wie die Abb. 7 zeigt. Die beiden Höchstwerte treten dabei mit 2,2 Tagen im Dezember und 2,8 Tagen im April auf. Insgesamt zeigt sich, daß auf der Basis der Meßreihe zwischen 1990 und 1994 an der Klimastation Fürstenberg von Oktober bis Mai mit festen Niederschlägen in Form von Schnee und Graupel gerechnet werden muß. Hinzu kommen einige Hageltage, die im Zusammenhang mit der zunehmenden Gewittertätigkeit (vgl. Abb. 13) vor allem in den Sommermonaten auftreten (vgl. Tab. 1).

Die Verdunstung stellt eine Funktion von drei klimatologischen Größen dar: der Sonnenstrahlung, dem Sättigungsdefizit der Luft und der Windgeschwindigkeit. Diese Parameter bestimmen physikalisch die Höhe der Verdunstung. An der Klimastation Fürstenberg werden direkte Verdunstungsmessungen durchgeführt. Hierzu findet ein Verdunstungsmesser nach PICHE Verwendung. Dieser besteht aus einer mit Wasser gefüllten Glasröhre, deren offenes Ende durch eine Fließpapierscheibe mit 3 cm Durchmesser abgeschlossen ist. Das von dem Fließpapier verdunstende Wasser wird durch die Flüssigkeit der Glasröhre ständig ersetzt und ermöglicht durch tägliches Ablesen des Wasserverlustes mit Hilfe einer angebrachten Milliliterskala die Messung der potentiellen Evapotranspiration (Verdunstung einer bewachsenen Bodenoberfläche).

Da bei Temperaturen unter 0 °C eine Bruchgefahr der Glasröhre durch Gefrieren des Wassers besteht, können die Verdunstungsmessungen in der Regel nur von Mai bis September durchgeführt werden. Die Abb. 8 gibt die entsprechenden langjährigen Mittelwerte wieder. Die maximalen Werte der potentiellen Evapotranspiration treten mit 122 mm im August auf. Im Vergleich zu der langjährigen Niederschlagsmenge von 54 mm (vgl. Abb. 4 und Tab. 1) ergibt sich für den Monat daher eine negative Wasserbilanz. Ähnliches

gilt auch für den Mai und Juli. Die vergleichsweise geringen Verdunstungswerte im Juni und Juli gehen vor allem auf die höheren Niederschlagsmengen in diesen Monaten zurück. Die damit verbundene Bewölkung sorgt für einen Rückgang der Sonneneinstrahlung, die Zunahme der relativen Luftfeuchtigkeit (vgl. Abb. 3) für ein geringeres Sättigungsdefizit der Luft - beides hat eine geringere potentielle Evapotranspiration zur Folge. Im September ist vor allem die abnehmende Sonneneinstrahlung infolge geringerer Tageslängen und tieferem Sonnenstand für den Rückgang der Verdunstungsraten verantwortlich.

### 2.3. Sonstige Klimatelemente

Die jahreszeitliche Luftdruckverteilung zeigt deutlich einen zweigipfligen Verlauf. Die monatlichen Höchstwerte treten dabei mit 930,1 hPa bzw. 929,3 hPa im Januar und August auf. Der April und der Oktober sind durch einen starken Rückgang des mittleren monatlichen Luftdrucks auf annähernd 920 hPa gekennzeichnet. Im Jahresmittel erreichte der Luftdruck zwischen 1990 und 1994 einen Wert von 926,4 hPa (vgl. Tab. 1). Die Abb. 9 zeigt den Verlauf der jährlichen Luftdruckverteilung auf der Basis von Pentadenmitteln. Neben dem beschriebenen Jahresgang werden daraus die jahreszeitlich unterschiedlich großen Schwankungen deutlich. Während das Winterhalbjahr durch starke Luftdruckgegensätze gekennzeichnet ist, stellt sich zum Sommer hin ein gleichmäßigerer Luftdruckverlauf ein, der im Mittel etwa in der 56. Pentade (03. - 07.10.) endet. Entsprechend hoch zeigen sich im Winterhalbjahr auch die Werte der Standardabweichung des Luftdrucks - die interannuellen Unterschiede des Luftdrucks und damit des gesamten Witterungscharakters sind demnach im Winter besonders groß. Während die Standardabweichung in dieser Jahreszeit mitunter Werte von über 12 hPa aufweist, geht sie im Sommer teilweise auf annähernd 2 hPa zurück (vgl. Tab. 2).

Die Jahresgänge der Pentadenwerte des Luftdrucks, der Temperatur, der relativen Luftfeuchtigkeit und der Niederschläge korrelieren zum Teil sehr stark miteinander. So geht etwa das Vorfrühlingsmaximum der Temperatur um die 16. Pentade (17. - 21.03.) mit einem deutlichen Anstieg des Luftdrucks einher. Gleiches gilt, verbunden mit einem entsprechenden Rückgang der Niederschläge und der relativen Luftfeuchtigkeit, auch für das sommerliche Temperaturmaximum in der 44. Pentade (04. - 08.08.). Ähnliches ist bei einer Reihe weiterer Witterungsregelfälle zu beobachten (vgl. jeweils Abb. 2, Abb. 3, Abb. 5 und Abb. 9 sowie Tab. 2).

Der Luftdruckverlauf an der Klimastation Fürstenberg spiegelt gleichsam den wechselnden Einfluß der verschiedenen Glieder der allgemeinen Zirkulation der Atmosphäre auf der Baar wieder. In den Wintermonaten wird die Witterung in starkem Maße von einem thermischen Festlands- (Kälte-) hoch über Innerasien beeinflusst, das sich nach Westen ausdehnt. Dadurch werden trocken-kontinentale Luftmassen nach Mitteleuropa transportiert und führen somit zu einem Rückgang der Niederschläge (vgl. Abb. 4).

Darüber hinaus fungieren kräftige Hochdruckgebiete oft als sogenannte "blocking highs" und lenken dabei die wolken- und niederschlagsreichen Tiefdruckgebiete vom Atlantik nach Norden oder Süden ab (FRANKENBERG, 1991, S. 100). Der Luftdruckrückgang im April (19. - 23. Pentade) kennzeichnet den zunehmenden Einfluß der subpolaren Tiefdruckrinne, die mit den vorherrschenden Westwinden dynamische Tiefdruckgebiete vom Atlantik in Richtung Europa transportiert und zu einer entsprechenden Zunahme der Niederschläge führt.

Der sommerliche Luftdruckanstieg ab Mai geht auf den wachsenden Einfluß der subtropischen Hochdruckgebiete zurück, die, vom Zenitstand der Sonne gesteuert, nach Norden

verlagert werden. In Mitteleuropa dehnt sich dabei das "Azorenhoch" mitunter sehr weit nach Osten aus. Im Frühsommer wird dieser Prozeß jedoch mitunter durch die Bildung eines thermischen Hitzetiefs über den sich rasch erwärmenden Festlandsflächen Eurasiens überlagert, das sich in einer leichten Stagnation des sommerlichen Luftdruckanstiegs im Juni (32. Pentade) bemerkbar macht (vgl. Tab. 1). Das Luftdruckgefälle vom Atlantik nach Europa hat eine verstärkte Zufuhr feucht-maritimer Luftmassen zur Folge, die mit für den Anstieg der Niederschläge in den Sommermonaten verantwortlich sind (vgl. Abb. 4). Der Rückgang des Luftdrucks im Herbst kennzeichnet den Rückzug des subtropischen Hochdruckgürtels und den damit verbundenen zunehmenden Einfluß der subpolaren Tiefdruckrinne mit ihren wandernden dynamischen Tiefdruckgebieten.

In Abb. 10 sind die mittleren Monatssummen der Sonnenscheindauer wiedergegeben. Da entsprechende Registrierungen mit einem Sonnenscheinautographen nach CAMPBELL-STOKES, der auch an den offiziellen Stationen des Deutschen Wetterdienstes verwendet wird, in Fürstenberg erst seit Juli 1992 vorgenommen werden, basieren die Werte auf dem Zeitraum von Juli 1992 bis Juni 1995. Naturgemäß zeigt die Sonnenscheindauer einen deutlichen Jahresgang, der stark mit den jahreszeitlichen Schwankungen der Tageslänge korreliert. So erreicht die Sonnenscheindauer im Dezember mit 52,5 Stunden ihr Minimum. Der höchste Wert wird im langjährigen Mittel mit 239,2 Stunden erst im August verzeichnet, wenn die bereits deutlich kürzeren Tageslängen eigentlich einen stärkeren Rückgang der Sonnenscheindauer erwarten ließen. Der mit dem Anstieg des Luftdrucks (vgl. Abb. 9) verbundene Bewölkungsrückgang, der sich auch in einem entsprechenden sommerlichen Niederschlagsminimum widerspiegelt (vgl. Abb. 4), hat jedoch eine zunehmende Sonnenscheindauer zur Folge. Ähnliches gilt auch für die vergleichsweise hohe Sonnenstundenzahl im März, für die insbesondere der Luftdruckanstieg zwischen der 13. und 16. Pentade (02. - 21.03.) (vgl. Abb. 9), verbunden mit einem entsprechenden Bewölkungs- und Niederschlagsrückgang (vgl. Abb. 4), verantwortlich ist. Insgesamt verzeichnete die Klimastation Fürstenberg eine durchschnittliche jährliche Sonnenscheindauer von 1578,4 Stunden (vgl. Tab. 1).

Die durchschnittlichen Windgeschwindigkeiten zeigten einen deutlichen Jahresgang mit Maximum im Winter und Minimum im Sommer. Die höchsten Werte erreicht dabei der Januar, die tiefsten der Juli und August. Die Zunahme der Windgeschwindigkeiten im Winter resultiert aus dem dann stärkeren Energiegefälle zwischen Äquator und Pol, der zu einer Verstärkung der Westwindzirkulation der mittleren Breiten führt. Wie ein Vergleich mit Abb. 9 zeigt, weisen die Frühjahrs- und Herbstmonate trotz des verstärkten Einflusses der subpolaren Tiefdruckrinne nur mittlere Windgeschwindigkeiten auf. Dies zeigt, daß die Windgeschwindigkeiten maßgeblich von den Luftdruckgegensätzen Äquator/Pol bestimmt werden, die sich entsprechend auf die Stärke der Westwindzirkulation und die Dynamik der in sie eingelagerten Tiefdruckgebiete auswirken. Dennoch spiegelt sich im Juni das verstärkte Auftreten von Westwetterlagen (vgl. FRANKENBERG, 1991, S. 103) auch in einer entsprechenden Zunahme der Windgeschwindigkeiten wieder.

Die Westwindzirkulation der mittleren Breiten führt zu einer vorherrschenden West- bis Südwestströmung über Mitteleuropa. Im Bereich der sogenannten planetarischen Grundschicht, die im Mittel bis etwa 1000 m über Grund reicht, nimmt jedoch der Einfluß des Reliefs auf die Luftzirkulation mit abnehmender Höhe zu. Aus diesem Grund herrschen in Bodennähe mitunter sehr unterschiedliche Windrichtungsverhältnisse. Die Abb. 11 zeigt das Jahresmittel der Windrichtungsverteilung an der Klimastation Fürstenberg für den Zeitraum 1990 bis 1994. Im langjährigen Mittel herrschen südöstliche Winde vor, gefolgt

von einer ausgeprägten Nordkomponente. Die in den höheren Atmosphärenschichten vorherrschenden Westwinde treten hingegen nur relativ selten auf. Die Windrichtungsverteilung spiegelt daher den großen Einfluß der regionalen und lokalen Topographie wieder. So ist die Südostkomponente ein Folge der an der Südflanke des Fürstenberges umgelenkten Winde aus südlicher bis südwestlicher Richtung. Der große Anteil der Nordwinde, der an vielen Klimastationen der Region zu beobachten ist (vgl. u.a. TÜV ENERGIE UND UMWELT GMBH, 1995, Abb. 4-1), stellt hingegen eine Folge der Großreliefformen Südwestdeutschlands dar. Während der Schwarzwald und die Schwäbische Alb die Baar vor West- und Ostwinden weitestgehend abschirmen, fehlt nach Norden hin eine solche Barriere. Nordwinde können daher fast ungehindert bis auf die Baar vorstoßen und werden dabei sogar durch Schwarzwald und Schwäbische Alb trichterförmig verstärkt.

Auch bei der Windrichtungsverteilung zeigt sich ein jahreszeitlicher Gang, der in Abb. 12 dargestellt ist. Winde aus nördlicher Richtung treten demnach im Sommer deutlich häufiger auf als im Winter. Ihr maximales Auftreten erreichen sie im Mai mit einem Anteil von 49,5 % an der Gesamtverteilung. Umgekehrt gestalten sich die Verhältnisse bei den Südwinden - sie weisen in den Sommermonaten einen geringeren prozentualen Anteil auf als im Winterhalbjahr. So erreicht ihr Anteil im Dezember mit 51,8 % ihren Höchstwert, während sie im Mai ihr Minimum verzeichnen und nur zu 23,7 % auftreten. Die Ostwinde zeigen nur einen relativ geringen Jahresgang. Im Januar ist ihr Anteil nicht zuletzt durch den Einfluß des osteuropäischen Festlandshochs mit 27,5 % am größten. Die Westwinde treten das ganze Jahr über gegenüber den anderen Hauptwindrichtungen zurück. Bei einer leichten Zunahme vom Winter zum Sommer erreichen sie im Juli mit 18,0 % ihren höchsten Anteil an der Windrichtungsverteilung der Station Fürstenberg. Wie ein interannueller Vergleich von 1990 bis 1994 zeigt, ändert sich diese Windrichtungsverteilung von Jahr zu Jahr kaum (vgl. Tab. 1).

Nebel entsteht durch Kondensation des in der Luft enthaltenen Wasserdampfs. Da die Wasserdampfaufnahmefähigkeit der Luft mit abnehmender Temperatur stark zurückgeht (vgl. Kap. 2.1.), nimmt im Winterhalbjahr die Zahl der Nebeltage deutlich zu. Wie aus der Abb. 13 hervorgeht, erreichen sie im November mit 12,8 Tagen im Mittel der Jahre 1990 bis 1994 ihr jährliches Maximum. Trotz tiefer Temperaturen treten im Dezember, Januar und Februar als Folge einer stärkeren Luftzirkulation weniger Nebeltage auf als im November. Der Juli verzeichnet mit durchschnittlich 1,8 Tagen die geringste Nebelhäufigkeit. Insgesamt treten in Fürstenberg im langjährigen Mittel 82,8 Nebeltage auf (vgl. Tab. 1).

Die Zahl der Gewitter erreicht demgegenüber in den Sommermonaten ihre höchsten Werte (vgl. Abb. 13). Die starke Sonneneinstrahlung begünstigt dabei die Entstehung von Wärmegewittern. Die Westflanken der Berghänge des Schwarzwaldes und des Albraufs, die bei flacherem Sonnenstand in den Nachmittagsstunden eine maximale Energiezufuhr erfahren, verstärken neben orographischen Hebungsprozessen diesen Effekt. Aber auch im Winter können insbesondere beim Durchzug von Kaltfronten Frontgewitter auftreten. Aus diesem Grund konnten mit Ausnahme des Februars und Novembers zwischen 1990 und 1994 in allen Monaten Gewitter beobachtet werden. Ihre Gesamtzahl beträgt im langjährigen Durchschnitt 28,6 Tage (vgl. Tab.1).

Die Abb. 14 stellt den Verlauf der Monatsmittelwerte der Bodentemperaturen in 5, 50 und 200 cm Tiefe auf der Basis des Zeitraums von 1991 bis 1994 dar. Zum Vergleich ist darüber hinaus auch der Jahresgang der Lufttemperatur eingezeichnet (1990 - 1994). Im Jahresmittel erreicht die Temperatur in 5 cm und 50 cm Tiefe jeweils einen Wert von 10,1°C,

in 200 cm Tiefe 9,9 °C. Trotz ähnlicher Jahresdurchschnittswerte der Temperatur zeigen die verschiedenen Kurven zum Teil deutliche jahreszeitliche Unterschiede. So nimmt die Jahresamplitude der Temperatur mit zunehmender Bodentiefe ab. Während die Jahreschwankung der Monatsmitteltemperaturen in 2 m Höhe 17,6 °C beträgt, erreicht sie in 50 cm Tiefe bereits nur noch 16,0 °C, um in 200 cm Tiefe auf 8,3 °C zurückzugehen. Darüber hinaus ist eine zeitliche Verschiebung der Temperaturkurven mit zunehmender Tiefe festzustellen. So erreicht das Monatsmittel der Lufttemperatur im Januar seinen tiefsten Wert, in 5 und 50 cm Tiefe erst im Februar und in 200 cm Tiefe sogar erst im März. Die Verschiebung des sommerlichen Temperaturmaximums wird insbesondere bei einem Vergleich der Lufttemperatur und der Bodentemperatur in 200 cm Tiefe deutlich. Ursache für diese Erscheinungen sind die besonderen physikalischen Eigenschaften des Bodens (Wärmeleitfähigkeit, spezifische Wärme), die sowohl einer raschen und starken sommerlichen Erwärmung als auch einer entsprechenden Abkühlung im Winter entgegenwirken (vgl. Tab. 1).

### 3. Klimatischer Vergleich der Stationen Fürstenberg und Donaueschingen

Durch die besondere topographische Situation treten auf der Baar zum Teil erhebliche lokal- und geländeklimatische Unterschiede auf. Maßgeblich hierfür ist ihre Form als Hochmulde. So schließen der Mittlere Schwarzwald und die südlichen Ausläufer der Schwäbischen Alb die Baar nach Westen und Osten ab. Im Süden bilden die flachwelligen Höhen des Mittleren Wutachlandes ebenso eine Schwelle, wie die, wenn auch weniger deutlich ausgeprägten, Oberen Neckargäue im Norden (REICHEL, 1972, S. 10). Aufgrund dieser randlichen Erhebungen sammelt sich die von den umgebenden Höhenzügen herabfließende Kaltluft in den Niederungen der Baar. Durch die weitgehend waldfreien Flächen und die vergleichsweise große Höhenlage trägt die Hochmulde selbst durch starke nächtliche Ausstrahlung zur Entstehung von Kaltluft bei. Aus diesem Grund bilden sich auf der Baar regelmäßig sogenannte Kaltluftseen, die durch eine Temperaturinversion gekennzeichnet sind (vgl. u.a. AICHELE 1950, AICHELE 1951, PLAETSCHKE 1953 und REICHEL 1954).

Wie ein Vergleich der monatlichen Durchschnittstemperaturen der Klimastationen Fürstenberg und Donaueschingen für den Zeitraum von 1990 bis 1994 in Abb. 15 zeigt, spiegelt sich dieses Phänomen auch in den Klimadaten wieder. So fallen die Monatsdurchschnittstemperaturen an der auf 677 m Höhe gelegenen Station Donaueschingen in den Wintermonaten zum Teil deutlich unter die entsprechenden Werte der mit 797 m wesentlich höher liegenden Station Fürstenberg. Während in Donaueschingen im Januar und Februar Durchschnittstemperaturen unter dem Gefrierpunkt registriert werden, sinken sie in Fürstenberg nur im Januar knapp unter 0 °C. Im Februar erreicht die Temperaturdifferenz zwischen beiden Stationen mit 0,5 °C ihren Höchstwert. In den Monaten April bis Juli drehen sich die Verhältnisse um. In diesem Zeitraum liegen die Werte an der Station Donaueschingen um 0,2 bis 0,5 °C über denen der Station Fürstenberg. Im August und September erreichen die Temperaturen in Fürstenberg wieder höhere Durchschnittswerte als in Donaueschingen (vgl. Tab. 1 und Tab. 3).

Die Bildung von Kaltluftseen auf der Baar ist sehr stark von austauscharmen, autochtonen Wetterlagen abhängig. Nur durch eine starke nächtliche Ausstrahlung und eine geringe Zirkulation in der Atmosphäre kann sich genügend Kaltluft bilden und im Bereich der Hochmulde sammeln. Aus diesem Grund treten Kaltluftseen vor allem bei ruhigen Hochdruckwetterlagen auf. Diese sind vor allem während des Hochwinters durch den Einfluß des ostasiatischen Kältehochs und im Sommer infolge der Nordverlagerung des subtro-

pischen Hochdruckgürtels zu beobachten (vgl. Abb. 9 und Kap. 2.3.). Dies ist die wesentliche Ursache für die jahreszeitliche Verteilung der durch eine Temperaturinversion gekennzeichneten Kaltluftseen. Durch den damit verbundenen starken Temperaturrückgang im Winter im Bereich der Muldensohle und gleichzeitig hoher Sommertemperaturen, zeigt das Klima an der Station Donaueschingen bei einer Jahresamplitude von 17,8 °C einen etwas größeren thermischen Kontinentalitätsgrad als die höhere gelegene Station Fürstenberg, an der die Jahresschwankung der monatlichen Durchschnittstemperaturen 17,6 °C beträgt. Im Jahresmittel erreichen beide Standorte eine Temperatur von 7,9 °C.

Aufgrund der besonderen thermischen Gegebenheiten, war die Baar schon mehrfach Gegenstand von geländeklimatischen Untersuchungen. So ergaben dreizehnjährige Messungen an der Klimastation Donaueschingen zwischen 1871 und 1883 eine Jahresdurchschnittstemperatur von 6,1 °C, 1,8 °C weniger als im Mittel der Jahre 1990 bis 1994. Dabei gestalteten sich vor allem die Wintermonate zum Teil deutlich kälter als in jüngster Zeit - der Dezember lag mit einer Durchschnittstemperatur von -3,2 °C um 3,4 °C hinter den aktuellen Werten zurück. (HOPEGARTNER, 1885). Messungen über einen Zeitraum von mindestens 30 Jahren ergaben 1932 für Donaueschingen bei gleichbleibender Jahresdurchschnittstemperatur von 6,1 °C einen noch stärkeren Rückgang des Dezemberrmittels auf -3,8 °C (HALLER, 1932, S. 153).

Durch die Leelage zum Schwarzwald stellt die Baar eine niederschlagsarme Klimaregion im Vergleich zu den mehr maritim geprägten Mittelgebirgen im Westen und Osten dar. So nehmen die Niederschläge im langjährigen Mittel von den Höhenlagen des Schwarzwaldes von etwa 1800 mm pro Jahr auf ca. 750 mm im Bereich der Baarhochmulde ab, um am Albrauf wieder 850 - 1000 mm zu erreichen (REICHELT, 1972, S. 10). Aber auch innerhalb der Baar treten in Abhängigkeit von der Höhenlage Unterschiede der Niederschlagsverteilung auf.

Die Abb. 16 zeigt einen Vergleich der durchschnittlichen monatlichen Niederschlagsmengen an den Klimastationen Fürstenberg und Donaueschingen für den Zeitraum 1990 bis 1994. Obwohl beide Stationen im Mittel des Betrachtungszeitraumes mit 785 mm (Fürstenberg) bzw. 784 mm (Donaueschingen) annähernd die gleiche jährliche Niederschlagsmenge aufweisen, sind mitunter deutliche Unterschiede bei deren jahreszeitlichen Verteilung zu beobachten. Zwischen Dezember und Mai treten an der Station Donaueschingen durchweg höhere Niederschlagsmengen als in Fürstenberg auf. In den beiden genannten Monaten erreicht die Differenz zwischen beiden Stationen mit jeweils 8 mm zugleich auch ihren Höchstwert, im Mittel beträgt der Unterschied 5,5 mm pro Monat. Zwischen Juni und November stellen sich die Verhältnisse genau umgekehrt dar. In diesem Zeitraum werden in Fürstenberg mehr Niederschläge verzeichnet als in Donaueschingen. Mit einer Niederschlagsdifferenz von 10 bzw. 11 mm wird dies im Juni und Juli besonders deutlich (vgl. Tab. 1 und Tab. 3).

Die Ursache für diese unterschiedliche jahreszeitliche Niederschlagsverteilung liegt vor allem in einer differenzierten Niederschlagsgenese sowie Luv- und Lee-Effekten begründet. An der Station Fürstenberg sorgen in den Sommer- und Herbstmonaten vor allem konvektive Prozesse für die höheren Niederschläge im Vergleich zu Donaueschingen. Ursache hierfür sind insbesondere die Zugbahnen der bevorzugt von West nach Ost wandernden Gewitter- und Schauerzellen, die zumeist südlich oder nördlich des eigentlichen Zentrums der Baar verlaufen (AICHELE, 1951/52, S. 33). Die starke sommerliche Sonneneinstrahlung an den Flanken der Hochmulde verstärkt die Konvektion zusätzlich. Darüber hinaus machen sich in Fürstenberg vor allem bei Westwetterlagen Staueffekte bemerkbar (vgl. AICHELE, 1951/52 und WAGNER, 1964, S. 86 ff.).

Der Grund für den winterlichen Niederschlagsüberschuß an der Station Donaueschingen gegenüber Fürstenberg geht in starkem Maße auf Luv- (Stau-) und Lee-Effekte zurück. Durch die im Winter oft vorherrschenden Süd- bis Südwestwinde (vgl. Abb. 12) wird auch die Baar von Stauwirkungen des Schwarzwalds beeinflusst, die von West nach Ost abnehmen. Hohe Windgeschwindigkeiten, wie sie vor allem in den Wintermonaten auftreten (vgl. Tab. 1), verstärken diese Erscheinungen (WAGNER, 1964, S. 91). Aus diesem Grund fallen die Niederschläge an der weiter westlich gelegenen Station Donaueschingen in dieser Jahreszeit im Mittel höher aus als in Fürstenberg, das bereits teilweise von der Leewirkung des Schwarzwalds beinflusst wird. Darüber hinaus spielen auch Bänderstrukturen der Wolken- und damit Niederschlagszugbahnen eine Rolle, von der die westlichen Bereiche der Baar insbesondere bei übergeordneter WSW-Strömung stärker betroffen sind als die Region um Fürstenberg (WAGNER, 1964, S. 44 ff., vgl. auch SCHNEIDER et al., 1974).

### Schrifttum

- AICHELE, H. (1950): Kleinklimatische Froststudien in der Baar. In: Archiv der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Land- und Fortwirtschaft Freiburg im Breisgau, Nr. 2, S. 28/29.
- AICHELE, H. (1951): Frostgefährdete Gebiete in der Baar, eine kleinklimatische Geländekartierung. In: Erdkunde, Bd. 5, S. 70 - 73
- AICHELE, H. (1951/52): Stau- und Leewirkungen in der Baar, kleinklimatische Niederschlagsstudien. In: Jahresbericht mit Abhandlungen des Badischen Landeswetterdienstes, Freiburg
- BENZING, A. (1964): Die naturräumlichen Einheiten auf Blatt 186 Konstanz, Geographische Landesaufnahme 1 : 200.000, Naturräumliche Gliederung Deutschlands
- FRANKENBERG, P. (1991): Moderne Klimakunde, Grundwissen von Advektion bis Treibhausklima, Braunschweig
- HALLER, F. (1932): Das Klima der Baar. In: Aus dem Schwarzwald, Blätter des württembergischen Schwarzwald-Vereins, Jg. 40, Nr. 11, S. 153 - 155
- HOPFGARTNER, A. (1885): Dreizehnjährige meteorologische Beobachtungen für Donaueschingen. In: Schriften der Baar, Bd. 5, Donaueschingen, S. 1 - 14
- KOHA, O. (1976): Untersuchungen zur Niederschlagsverteilung auf der Baar nach hydrologischen Halbjahren. In: Schriften der Baar, Bd. 31, Donaueschingen, S. 125 - 128
- MEYERS LEXIKONREDAKTION (Hrsg.) (1987): Meyers kleines Lexikon Meteorologie, Mannheim, Wien, Zürich
- PLAETSCHKE, J. (1953): Taupunkt und Vorhersage der Temperaturminima nach Strahlungsnächten, extremer Fall einer hochgelegenen Mulde (Donaueschingen - Baar, 685 m NN), Mitteilungen des Deutschen Wetterdienstes, Nr. 5, Bad Kissingen
- REICHEL, G. (1954): Über Spätfrostschäden im Grünland in Abhängigkeit vom Relief, am Beispiel der Baar. In: Wetter und Leben, Jg. 6, H. 1 - 2, S. 1 - 6
- REICHEL, G. (Hrsg.) (1972): Die Baar - Wanderungen durch Landschaft und Kultur, Villingen
- SCHNEIDER, R., LEMKE, D., PREUß, S. (1974): Statistische Untersuchungen zur Niederschlagsverteilung auf der Baar. In: Schriften der Baar, Bd. 30, Donaueschingen, S. 251 - 256
- TÜV ENERGIE UND UMWELT GMBH (Hrsg.) (1995): Gutachtliche Stellungnahme zur Ermittlung der klimatischen Auswirkungen des Bebauungsplanentwurfs "Holzsteig-Erweiterung", Stadt Donaueschingen, 23.06.95, Freiburg
- WAGNER, M. (1964): Die Niederschlagsverhältnisse in Baden-Württemberg im Lichte der dynamischen Klimatologie, Forschungen zur Deutschen Landeskunde, Bd. 135, Bad Godesberg

Abb. 1: Lufttemperaturen an der Klimastation Fürstenberg 1990 - 1994

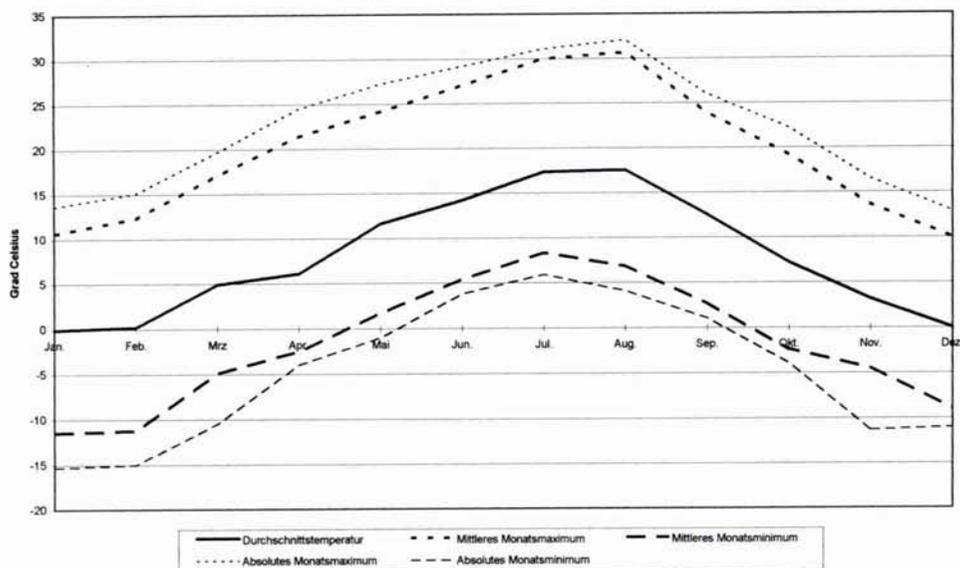


Abb. 2: Durchschnittliche Pentadenmittel und Standardabweichungen der Lufttemperatur an der Klimastation Fürstenberg 1990 - 1994

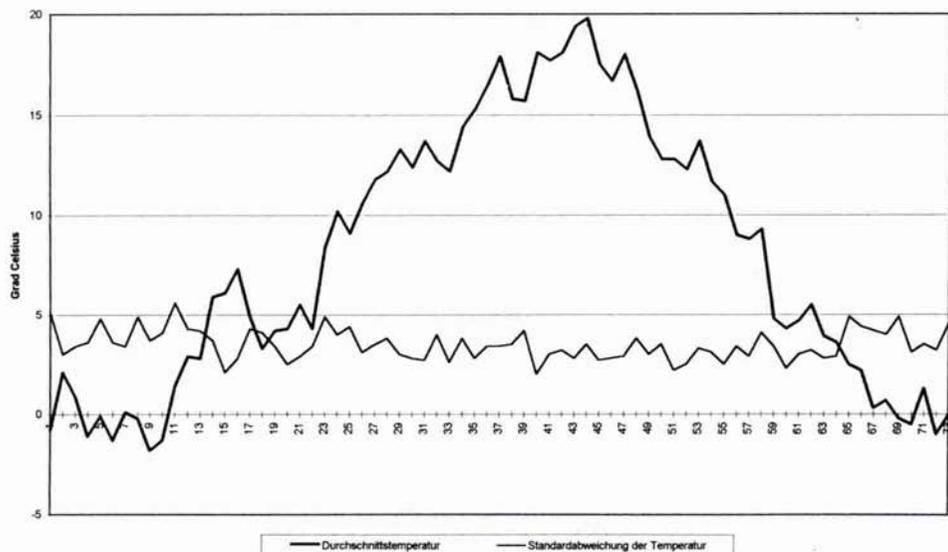


Abb. 3: Durchschnittliche Pentadenmittel und Standardabweichungen der relativen Luftfeuchtigkeit an der Klimastation Fürstenberg 1990 - 1994

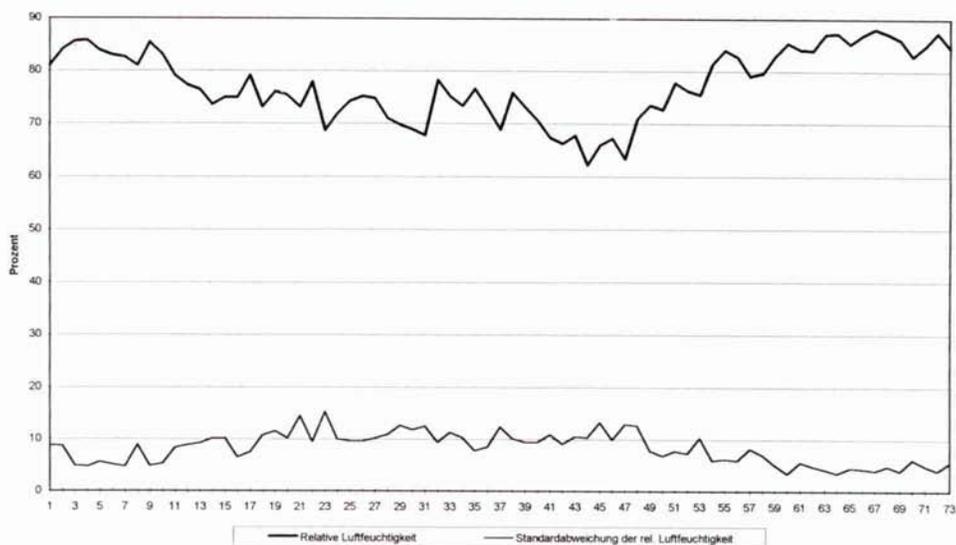


Abb. 4: Durchschnittliche Niederschlagssummen an der Klimastation Fürstenberg 1990 - 1994

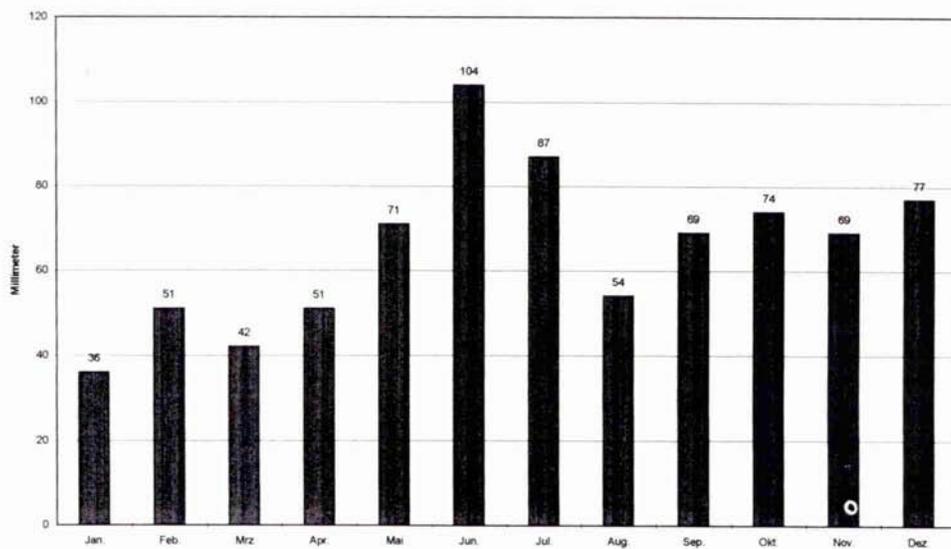


Abb. 5: Durchschnittliche Pentadensummen des Niederschlags an der Klimastation Fürstenberg 1990 - 1994

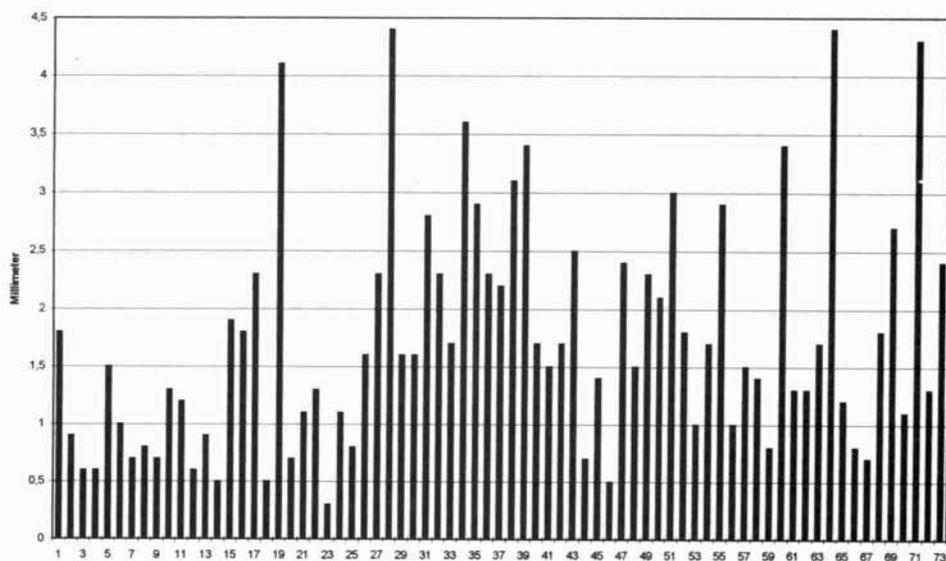


Abb. 6: Schneehöhen an der Klimastation Fürstenberg 1990 - 1994

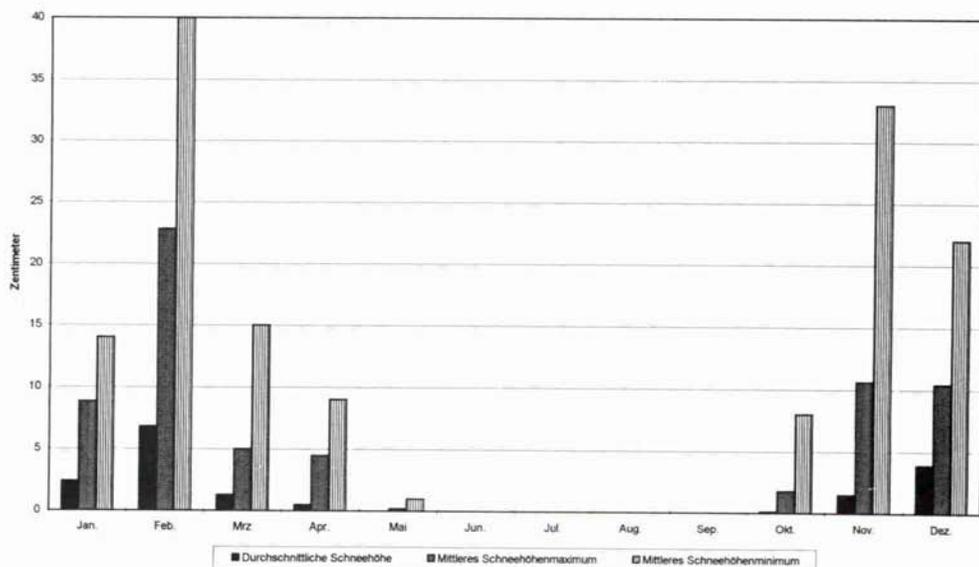


Abb. 7: Durchschnittliche Regen-, Schnee-, Graupel- und Hageltage an der Klimastation Fürstenberg 1990 - 1994

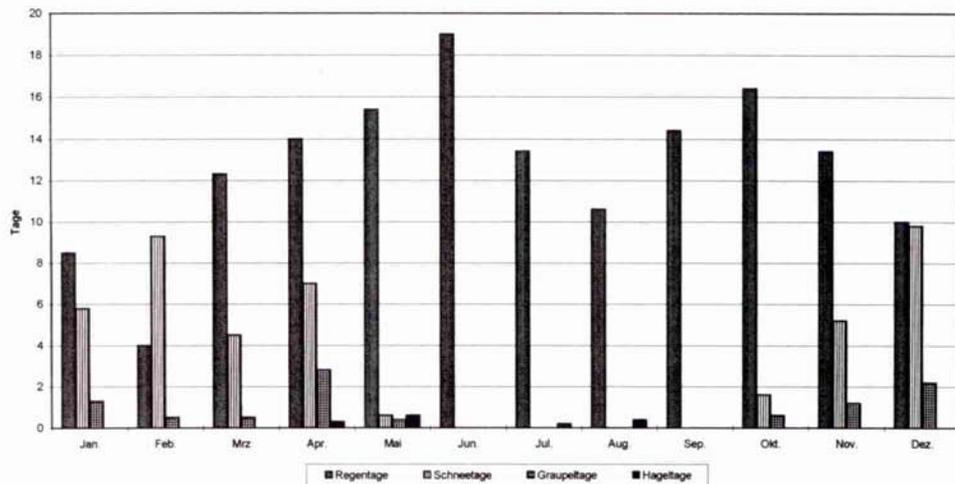


Abb. 8: Durchschnittliche potentielle Evapotranspirationssummen an der Klimastation Fürstenberg 1990 - 1994

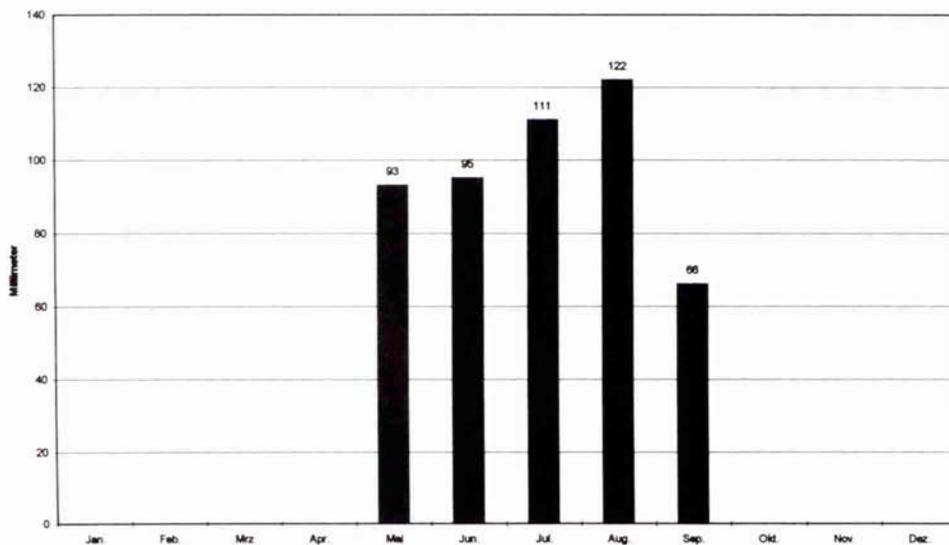


Abb. 9: Durchschnittliche Pentadenmittel des Luftdrucks an der Klimastation Fürstenberg 1990 - 1994

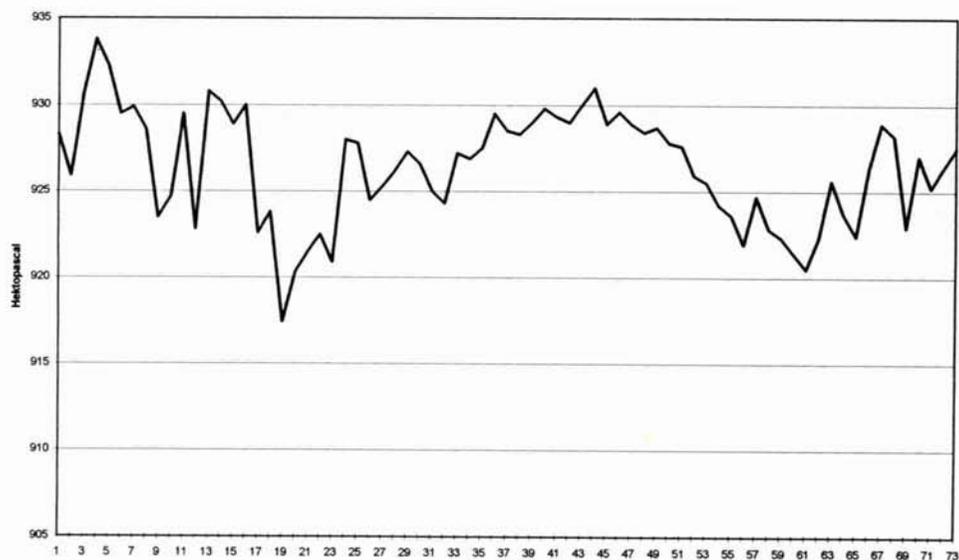


Abb. 10: Durchschnittliche Sonnenscheindauer an der Klimastation Fürstenberg 1992 - 1995

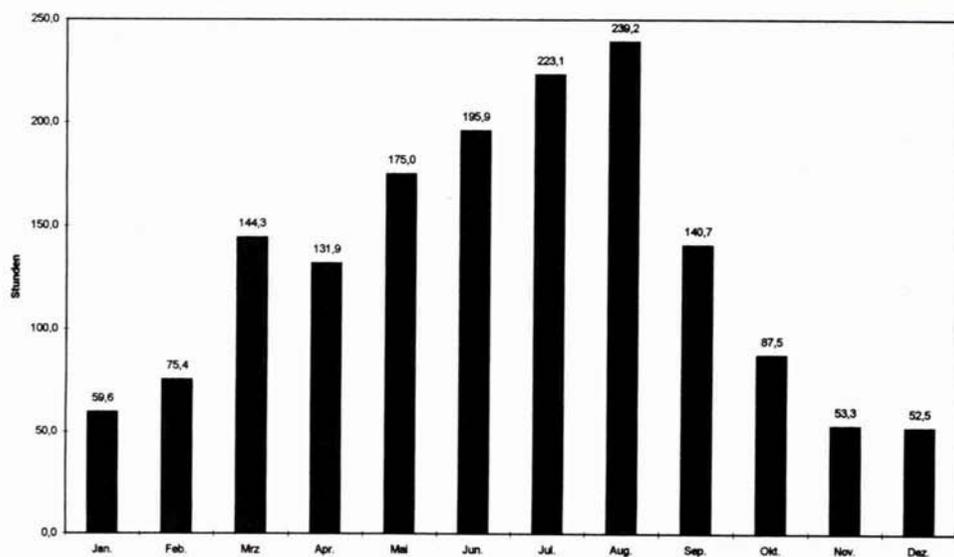


Abb. 11: Durchschnittliche Windverteilung an der Klimastation Fürstenberg 1990 - 1994

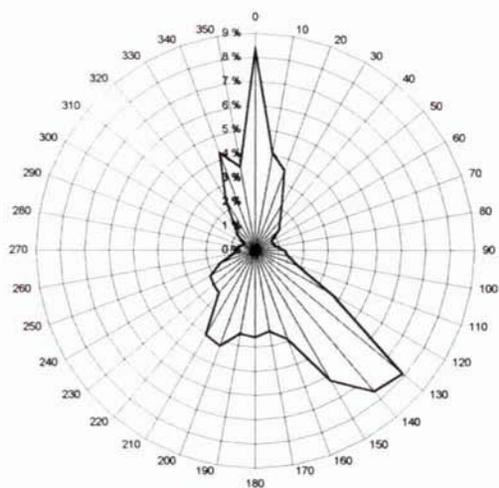


Abb. 12: Durchschnittliche Windrichtungsverteilung an der Klimastation Fürstenberg 1990 - 1994

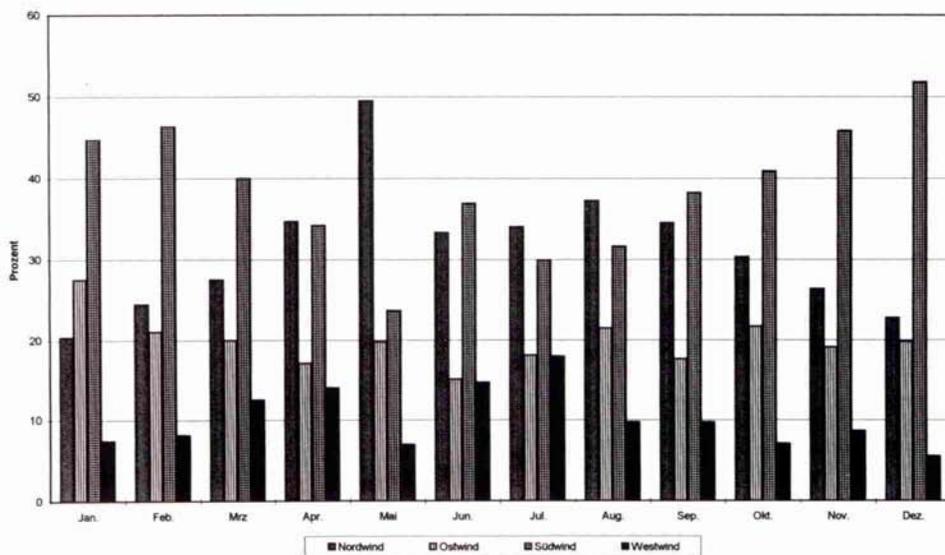


Abb. 13: Durchschnittliche Nebel- und Gewittertage an der Klimastation Fürstenberg 1990 - 1994

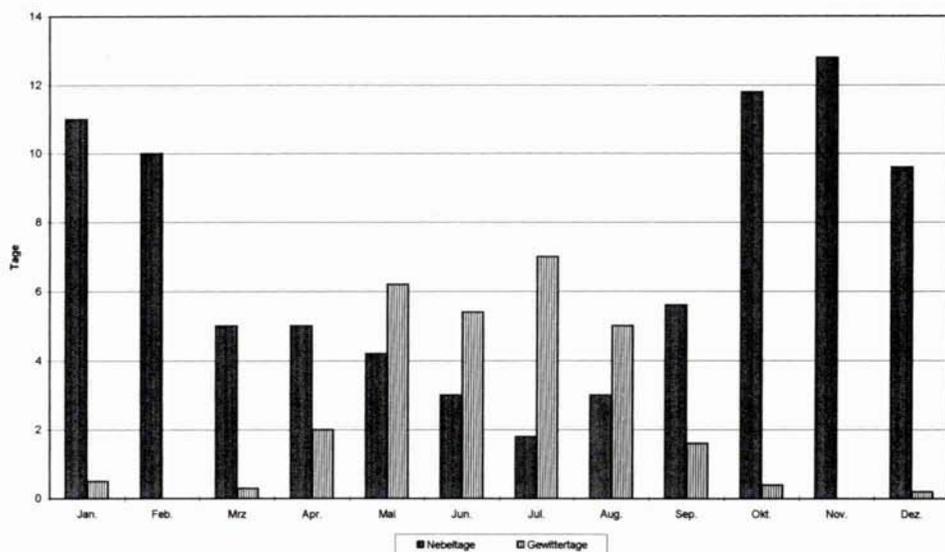


Abb. 14: Durchschnittliche Luft- und Bodentemperaturen an der Klimastation Fürstenberg 1990/1991 - 1994

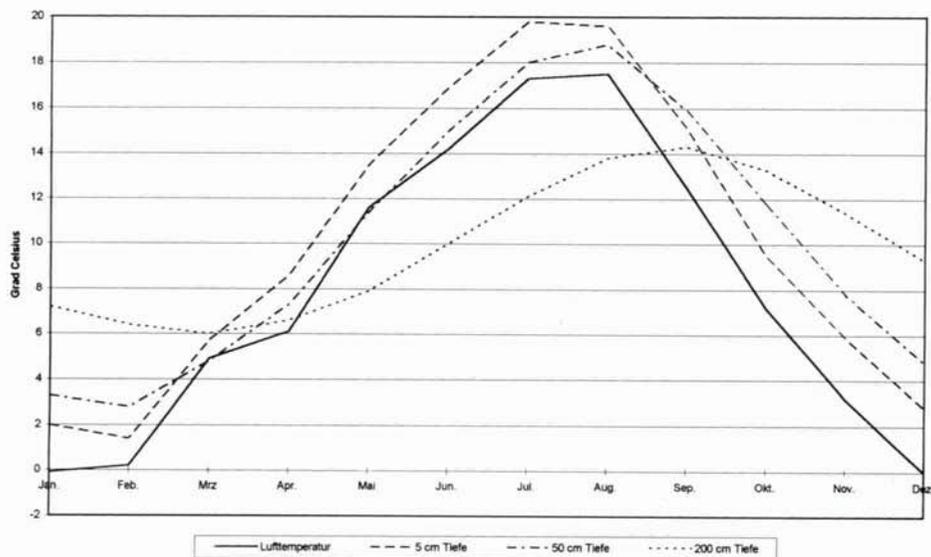


Abb. 15: Durchschnittliche Lufttemperaturen an den Klimastationen Fürstenberg und Donaueschingen 1990 - 1994

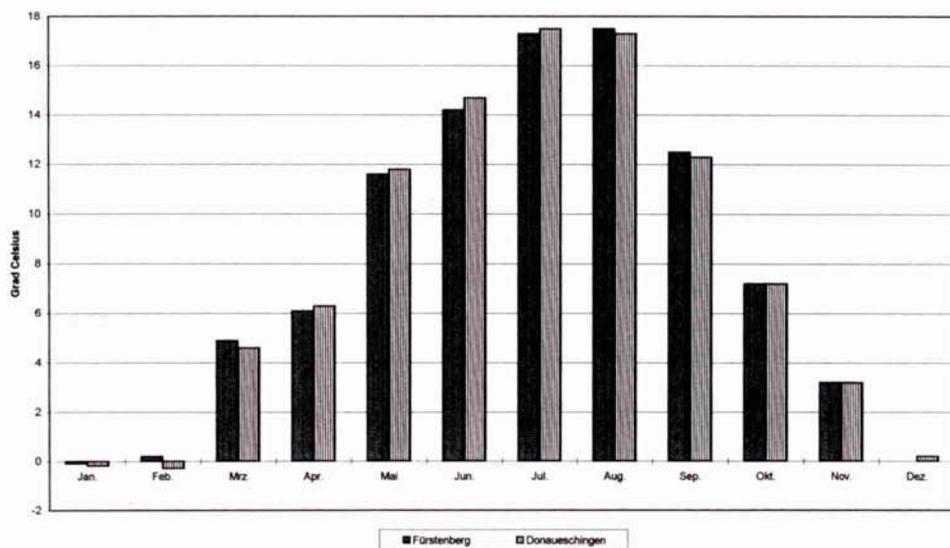
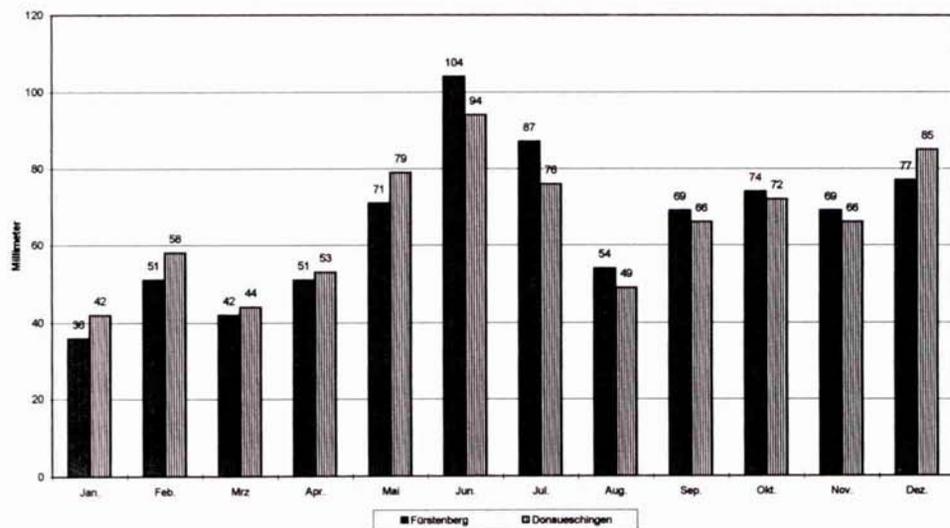


Abb. 16: Durchschnittliche Niederschlagssummen an den Klimastationen Fürstenberg und Donaueschingen 1990 - 1994



Tab. 1

Fürstenberg (797 m)	Jan.	Feb.	Mrz	Apr.	Mai	Jun.	Jul.	Aug.	Sep.	Okt.	Nov.	Dez.	Jahr
1990													
TD	-0,2	4,7	5,9	5,0	13,0	13,6	16,4	17,2	11,4	9,5	2,3	-1,9	8,1
N	20	125	15	40	41	130	47	54	67	83	100	47	769
1991													
TD	-1,0	-2,5	5,5	5,4	7,9	12,9	18,4	17,9	14,6	6,6	2,3	-1,9	7,2
N	40	28	51	47	56	99	54	20	66	32	94	63	650
1992													
TD	-1,3	0,6	3,9	6,3	13,2	14,3	17,1	19,2	12,9	5,8	4,6	-0,1	8,0
N	21	38	81	68	26	163	81	83	34	118	99	44	856
1993													
TD	1,8	-2,1	2,6	9,0	12,8	15,2	15,5	16,1	11,4	6,1	-0,3	1,9	7,5
N	29	29	19	35	60	67	137	54	61	92	25	141	749
1994													
TD	0,4	0,3	6,6	5,0	11,3	15,2	19,3	17,0	12,3	7,9	7,1	2,1	8,7
N	68	35	45	63	170	63	115	60	116	47	29	92	903
1990 - 1994													
TD	-0,1	0,2	4,9	6,1	11,6	14,2	17,3	17,5	12,5	7,2	3,2	0,0	7,9
TmaxD	10,6	12,3	17,1	21,4	24,1	27,0	30,0	30,7	23,9	19,2	13,6	10,0	20,0
TminD	-11,5	-11,2	-4,9	-2,5	1,7	5,4	8,3	6,8	2,7	-2,4	-4,5	-8,9	-1,6
Tmax	13,6	15,1	19,7	24,5	27,2	29,2	31,1	32,1	26,0	22,2	16,5	12,9	22,5
Tmin	-15,3	-15,0	-10,5	-4,0	-1,0	3,8	5,9	4,1	1,1	-3,9	-11,3	-11,0	-4,8
rFD	84,0	81,2	75,6	74,1	71,9	74,3	70,3	66,6	77,3	82,6	86,3	85,6	77,5
N	36	51	42	51	71	104	87	54	69	74	69	77	785
NmaxD	7,8	15,1	12,2	14,4	25,9	20,6	22,3	16,4	17,1	19,0	17,5	17,1	17,1
Nmax	9,7	40,0	20,3	40,3	72,1	31,9	36,7	26,6	26,0	31,4	28,4	23,4	72,1
ShD	2,4	6,8	1,3	0,5	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	0,1	1,5	3,9	1,4
ShmaxD	8,8	22,8	5,0	4,5	0,2	0,0	0,0	0,0	0,0	1,8	10,6	10,4	5,3
Shmax	14,0	40,0	15,0	9,0	1,0	0,0	0,0	0,0	0,0	8,0	33,0	22,0	11,8
V	0	0	0	0	93	95	111	122	66	0	0	0	487
LD	930,1	926,6	927,5	921,8	926,3	926,8	928,9	929,3	926,3	922,2	924,7	926,3	926,4
S *	59,6	75,4	144,3	131,9	175,0	195,9	223,1	239,2	140,7	87,5	53,3	52,5	1578,4
WgD	5,3	4,2	4,1	3,4	2,4	3,1	2,3	2,2	2,9	2,8	3,7	4,6	3,4
WrD, N	20,4	24,5	27,5	34,7	49,5	33,3	34,0	37,2	34,5	30,3	26,4	22,8	31,3
WrD, O	27,5	21,1	20,0	17,1	19,8	15,1	18,1	21,5	17,6	21,7	19,1	19,8	19,9
WrD, S	44,7	46,3	40,0	34,2	23,7	36,9	29,9	31,6	38,2	40,9	45,8	51,8	38,7
WrD, W	7,4	8,1	12,5	14,0	7,0	14,7	18,0	9,7	9,7	7,1	8,7	5,6	10,1
Oberfl. **	-0,1	-0,6	4,8	7,2	12,1	15,3	18,0	17,7	12,8	7,4	3,8	0,6	7,3
2 cm **	1,3	0,7	5,0	7,9	12,9	16,5	19,0	18,9	14,3	8,5	5,1	2,2	9,4
5 cm **	2,0	1,4	5,7	8,6	13,5	16,9	19,8	19,6	15,1	9,5	5,9	2,8	10,1
10 cm **	2,3	1,6	5,5	8,4	13,4	16,9	19,9	19,6	15,3	9,8	6,1	3,0	10,2
20 cm **	3,0	2,5	5,8	9,0	13,4	16,5	19,4	19,8	16,2	10,9	7,5	4,4	10,7
50 cm **	3,3	2,8	4,8	7,3	11,4	15,0	18,0	18,8	15,9	11,8	7,8	4,8	10,1
100 cm **	4,8	4,3	4,8	6,5	9,5	12,7	15,5	16,9	15,6	12,9	9,4	6,7	10,0
200 cm **	7,2	6,4	6,0	6,6	7,9	10,0	12,1	13,8	14,3	13,3	11,4	9,3	9,9
Regent.	8,5	4,0	12,3	14,0	15,4	19,0	13,4	10,6	14,4	16,4	13,4	10,0	151,4
Schneet.	5,8	9,3	4,5	7,0	0,6	0,0	0,0	0,0	0,0	1,6	5,2	9,8	43,8
Graupelt.	1,3	0,5	0,5	2,8	0,4	0,0	0,0	0,0	0,0	0,6	1,2	2,2	9,5
Hagelt.	0,0	0,0	0,0	0,3	0,6	0,0	0,2	0,4	0,0	0,0	0,0	0,0	1,5
Nebelt.	11,0	10,0	5,0	5,0	4,2	3,0	1,8	3,0	5,6	11,8	12,8	9,6	82,8
Gewittert.	0,5	0,0	0,3	2,0	6,2	5,4	7,0	5,0	1,6	0,4	0,0	0,2	28,6

\* 1992 - 1995

\*\* 1991 - 1994

Tab. 2

Fürstenberg, Pentadenmittel 1990 - 1994									
Pentade	Datum	TD	St. TD	rFD	St. rFD	N	St. N	LD	St. LD
1	01.01. - 05.01.	-0,8	5,1	81,0	8,8	1,8	3,2	928,3	9,1
2	06.01. - 10.01.	2,1	3,0	84,1	8,7	0,9	2,5	925,9	11,0
3	11.01. - 15.01.	0,9	3,4	85,6	4,9	0,6	1,2	930,7	5,7
4	16.01. - 20.01.	-1,1	3,6	85,8	4,7	0,6	1,7	933,8	6,6
5	21.01. - 25.01.	-0,1	4,8	83,9	5,6	1,5	3,1	932,3	6,7
6	26.01. - 30.01.	-1,3	3,6	83,0	5,1	1,0	2,3	929,5	8,8
7	31.01. - 04.02.	0,1	3,4	82,6	4,7	0,7	2,5	929,9	9,3
8	05.02. - 09.02.	-0,2	4,9	81,0	8,9	0,8	2,1	928,6	9,3
9	10.02. - 14.02.	-1,8	3,7	85,4	4,8	0,7	1,5	923,5	11,2
10	15.02. - 19.02.	-1,3	4,1	83,1	5,3	1,3	2,9	924,7	8,6
11	20.02. - 24.02.	1,4	5,6	79,1	8,3	1,2	3,2	929,5	8,5
12	25.02. - 01.03.	2,9	4,3	77,3	8,8	0,6	1,8	922,8	8,0
13	02.03. - 06.03.	2,8	4,2	76,4	9,2	0,9	1,6	930,8	8,4
14	07.03. - 11.03.	5,9	3,7	73,6	10,1	0,5	1,9	930,2	9,6
15	12.03. - 16.03.	6,1	2,1	75,0	10,2	1,9	4,0	928,9	7,2
16	17.03. - 21.03.	7,3	2,8	74,9	6,5	1,8	3,6	930,0	6,3
17	22.03. - 26.03.	4,9	4,3	79,1	7,5	2,3	5,4	922,6	9,5
18	27.03. - 31.03.	3,3	4,1	73,1	10,7	0,5	2,1	923,8	10,7
19	01.04. - 05.04.	4,2	3,4	76,1	11,5	4,1	9,0	917,4	6,3
20	06.04. - 10.04.	4,3	2,5	75,4	10,2	0,7	1,7	920,3	7,3
21	11.04. - 15.04.	5,5	2,9	73,1	14,4	1,1	2,6	921,5	5,2
22	16.04. - 20.04.	4,3	3,4	77,9	9,5	1,3	2,6	922,5	6,9
23	21.04. - 25.04.	8,4	4,9	68,7	15,3	0,3	0,7	920,9	4,2
24	26.04. - 30.04.	10,2	4,0	71,9	10,0	1,1	2,5	928,0	7,6
25	01.05. - 05.05.	9,1	4,4	74,3	9,6	0,8	1,8	927,8	6,4
26	06.05. - 10.05.	10,6	3,1	75,2	9,6	1,6	5,2	924,5	4,6
27	11.05. - 15.05.	11,8	3,5	74,8	10,2	2,3	4,4	925,3	6,5
28	15.05. - 20.05.	12,2	3,8	71,0	10,9	4,4	16,0	926,2	5,4
29	21.05. - 25.05.	13,3	3,0	69,8	12,6	1,6	4,1	927,3	4,9
30	26.05. - 30.05.	12,4	2,8	68,9	11,8	1,6	4,2	926,6	3,2
31	31.05. - 04.06.	13,7	2,7	67,8	12,5	2,8	6,2	925,0	4,2
32	05.06. - 09.06.	12,7	4,0	78,3	9,4	2,3	4,4	924,3	6,5
33	10.06. - 14.06.	12,2	2,6	75,2	11,3	1,7	3,7	927,2	4,5
34	14.06. - 19.06.	14,4	3,8	73,4	10,3	3,6	8,3	926,9	3,3
35	20.06. - 24.06.	15,3	2,8	76,6	7,8	2,9	6,5	927,5	5,5
36	25.06. - 29.06.	16,5	3,4	72,9	8,5	2,3	5,1	929,5	3,4
37	30.06. - 04.07.	17,9	3,4	68,9	12,4	2,2	8,3	928,5	4,6
38	05.07. - 09.07.	15,8	3,5	75,8	10,1	3,1	7,5	928,3	4,5
39	10.07. - 14.07.	15,7	4,2	73,1	9,4	3,4	6,7	929,0	4,1
40	15.07. - 19.07.	18,1	2,0	70,6	9,4	1,7	4,5	929,8	2,7
41	20.07. - 24.07.	17,7	3,0	67,3	10,9	1,5	4,0	929,3	3,0
42	25.07. - 29.07.	18,1	3,2	66,2	9,1	1,7	4,1	929,0	4,2
43	30.07. - 03.08.	19,4	2,8	67,8	10,5	2,5	5,5	930,0	3,6
44	04.08. - 08.08.	19,8	3,5	62,2	10,3	0,7	2,2	931,0	2,6
45	09.08. - 13.08.	17,5	2,7	66,0	13,3	1,4	3,7	928,9	2,9
46	14.08. - 18.08.	16,7	2,8	67,2	9,9	0,5	2,2	929,6	3,5
47	19.08. - 23.08.	18,0	2,9	63,3	12,9	2,4	6,4	928,9	3,3
48	24.08. - 28.08.	16,2	3,8	71,0	12,6	1,5	4,5	928,4	2,9
49	29.08. - 02.09.	13,9	3,0	73,5	7,8	2,3	6,5	928,7	5,0
50	03.09. - 07.09.	12,8	3,5	72,7	6,8	2,1	4,9	927,8	4,5
51	08.09. - 12.09.	12,8	2,2	77,8	7,7	3,0	6,1	927,6	4,1

Tab. 2

52	13.09. - 17.09.	12,3	2,5	76,3	7,3	1,8	3,9	925,9	6,4
53	18.09. - 22.09.	13,7	3,3	75,5	10,3	1,0	4,9	925,5	5,8
54	23.09. - 27.09.	11,7	3,1	81,5	5,9	1,7	4,2	924,2	4,9
55	28.09. - 02.10.	11,0	2,5	84,1	6,2	2,9	7,5	923,6	7,5
56	03.10. - 07.10.	9,0	3,4	82,8	5,9	1,0	2,6	921,9	8,4
57	08.10. - 12.10.	8,8	2,9	79,1	8,2	1,5	3,8	924,7	6,3
58	13.10. - 17.10.	9,3	4,1	79,6	7,0	1,4	3,1	922,8	7,9
59	18.10. - 22.10.	4,8	3,4	83,0	5,1	0,8	1,4	922,3	6,4
60	23.10. - 27.10.	4,3	2,3	85,4	3,4	3,4	6,3	921,4	6,8
61	28.10. - 01.11.	4,7	3,0	84,2	5,6	1,3	3,9	920,5	10,6
62	02.11. - 06.11.	5,5	3,2	84,0	4,8	1,3	2,9	922,3	8,2
63	07.11. - 11.11.	3,9	2,8	87,1	4,2	1,7	2,9	925,6	5,5
64	12.11. - 16.11.	3,6	2,9	87,3	3,5	4,4	8,7	923,7	8,6
65	17.11. - 21.11.	2,5	4,9	85,3	4,5	1,2	2,2	922,4	9,2
66	22.11. - 26.11.	2,2	4,4	87,0	4,3	0,8	2,0	926,3	10,7
67	27.11. - 01.12.	0,3	4,2	88,1	4,0	0,7	2,8	928,9	6,9
68	02.12. - 06.12.	0,7	4,0	87,2	4,8	1,8	4,2	928,2	9,9
69	07.12. - 11.12.	-0,2	4,9	86,1	3,9	2,7	5,0	922,9	12,1
70	12.12. - 16.12.	-0,5	3,1	82,9	6,1	1,1	3,2	927,0	10,3
71	17.12. - 21.12.	1,3	3,5	84,9	4,9	4,3	7,7	925,2	5,0
72	22.12. - 26.12.	-1,0	3,2	87,4	4,0	1,3	3,4	926,4	9,4
73	27.12. - 31.12.	0,0	4,6	84,5	5,6	2,4	5,1	927,5	9,1

Tab. 3

Donaueschingen (677 m)													
	Jan.	Feb.	Mrz.	Apr.	Mai	Jun.	Jul.	Aug.	Sep.	Okt.	Nov.	Dez.	Jahr
1990													
TD	-0,7	4,0	5,2	5,5	13,0	13,8	16,5	16,7	11,2	9,1	2,4	-1,5	7,9
N	26	169	24	44	103	120	44	53	65	86	102	48	884
1991													
TD	-0,9	-3,8	5,2	5,4	8,4	13,3	18,4	17,7	14,3	6,7	2,5	-1,8	7,1
N	47	25	47	42	52	87	49	21	65	32	78	65	610
1992													
TD	-1,9	0,0	3,6	6,4	13,2	14,8	17,3	19,0	12,5	6,3	4,8	-0,3	8,0
N	27	36	80	59	34	119	69	58	31	93	104	47	756
1993													
TD	1,6	-2,4	2,1	8,8	12,7	15,4	15,8	15,8	11,3	6,3	-0,1	2,5	7,6
N	31	27	13	40	62	63	109	58	60	91	20	153	727
1994													
TD	0,9	0,6	7,0	5,6	11,8	16,0	19,5	17,2	12,4	7,5	6,6	2,2	8,9
N	77	33	54	79	144	80	107	55	109	59	25	113	935
1990 - 1994													
TD	-0,2	-0,3	4,6	6,3	11,8	14,7	17,5	17,3	12,3	7,2	3,2	0,2	7,9
N	42	58	44	53	79	94	76	49	66	72	66	85	784

Daten vom Deutschen Wetterdienst

**Legende zu den Tab. 1 und 3**

TD	Monatliche Durchschnittstemperatur
TmaxD	Mittelwert der absoluten monatlichen Temperaturmaxima
TminD	Mittelwert der absoluten monatlichen Temperaturminima
Tmax	Absolutes Temperaturmaximum der Meßperiode
Tmin	Absolutes Temperaturminimum der Meßperiode
rFD	Durchschnittliche monatliche relative Luftfeuchtigkeit
N	Mittlere Monatssumme des Niederschlags
NmaxD	Mittelwert der monatlichen Niederschlagsmaxima innerhalb von 24 Stunden
Nmax	Absolutes Niederschlagsmaximum innerhalb von 24 Stunden der Meßperiode
ShD	Durchschnittliche monatliche Schneehöhe
ShmaxD	Mittelwert der absoluten monatlichen Schneehöhenmaxima
Shmax	Absolutes monatliches Schneehöhenmaximum der Meßperiode
V	Mittlere Monatssumme der potentiellen Evapotranspiration
LD	Durchschnittlicher monatlicher Luftdruck
S	Mittlere Monatssumme der Sonnenscheindauer
WgD	Durchschnittliche monatliche Windgeschwindigkeit
WrD, N	Durchschnittlicher monatlicher Anteil der Nordwinde
WrD, O	Durchschnittlicher monatlicher Anteil der Ostwinde
WrD, S	Durchschnittlicher monatlicher Anteil der Südwinde
WrD, W	Durchschnittlicher monatlicher Anteil der Westwinde
Oberfl.	Monatliche Durchschnittstemperatur 5 cm über der Bodenoberfläche
2 cm	Monatliche Durchschnittstemperatur in 2 cm Tiefe
5 cm	Monatliche Durchschnittstemperatur in 5 cm Tiefe
10 cm	Monatliche Durchschnittstemperatur in 10 cm Tiefe
20 cm	Monatliche Durchschnittstemperatur in 20 cm Tiefe
50 cm	Monatliche Durchschnittstemperatur in 50 cm Tiefe
100 cm	Monatliche Durchschnittstemperatur in 100 cm Tiefe
200 cm	Monatliche Durchschnittstemperatur in 200 cm Tiefe
Regent.	Mittlere Zahl der Regentage
Schneet.	Mittlere Zahl der Schneetage
Graupelt.	Mittlere Zahl der Graupeltage
Hagelt.	Mittlere Zahl der Hageltage
Nebelt.	Mittlere Zahl der Nebeltage
Gewittert.	Mittlere Zahl der Gewittertage

**Legende zu Tab. 2**

TD	Pentadenmittel der Temperatur
St. TD	Standardabweichung der einzelnen Tagesmittel vom Pentadenmittel
rFD	Pentadenmittel der relativen Luftfeuchtigkeit
St. rFD	Standardabweichung der einzelnen Tagesmittel vom Pentadenmittel
N	Pentadensumme der Niederschläge
St. ND	Standardabweichung der Tagessummen von der Pentadensumme
LD	Pentadenmittel des Luftdrucks
St. LD	Standardabweichung der einzelnen Tagesmittelwerte vom Pentadenmittel

## Der Flußregenpfeifer (*Charadrius dubius*) - eine neue Brutvogelart im Schwarzwald-Baar-Kreis

von Helmut Gehring

### Bestandsentwicklung und Bestand

"Die Vogelwelt Europas befindet sich in starkem und zudem wohl sich beschleunigendem Rückgang" folgern BERTHOLD et al. 1986 aus vielen Untersuchungen über Bestandsentwicklungen europäischer Brutvogelarten. Dieser Trend gilt auch für unsere heimische Vogelwelt (GEHRING, 1991). Umso erfreulicher ist es deshalb, daß es auch einige wenige Arten mit positiver Bestandsentwicklung gibt. Hierzu gehört in Mitteleuropa der Flußregenpfeifer.

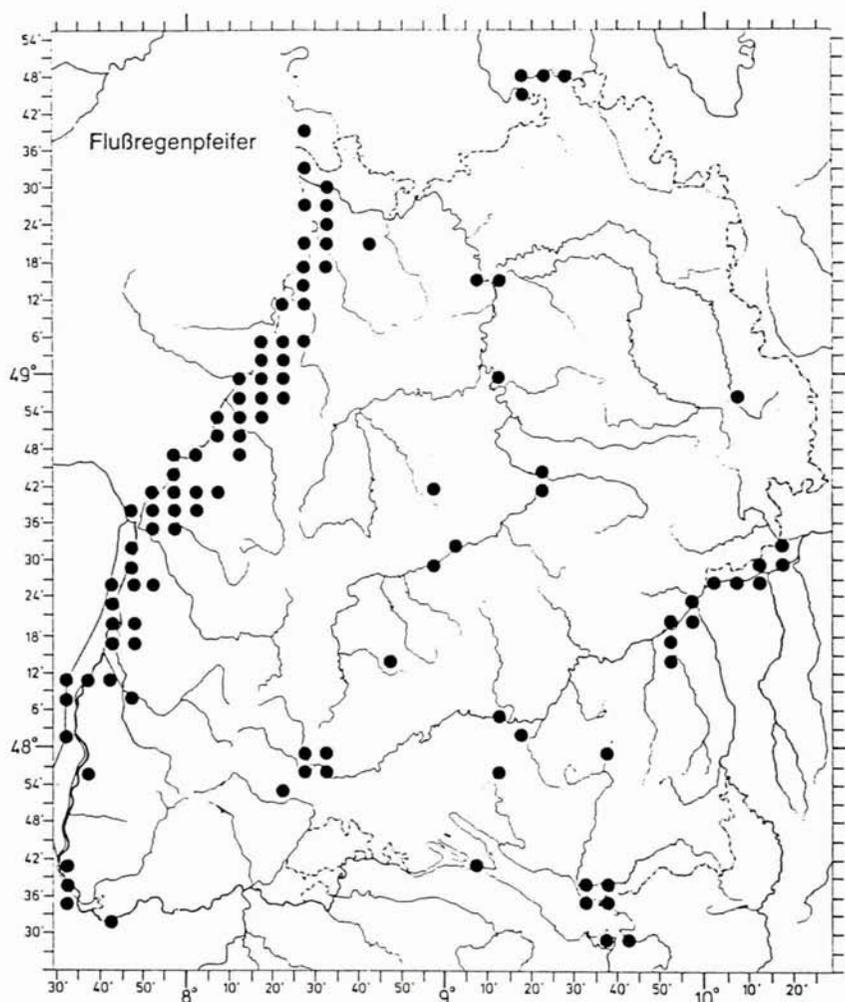


Abb. 1: Verbreitung des Flußregenpfeifers in Baden-Württemberg (aus HÖLZINGER, 1987)

Der Flußregenpfeifer war vor der Verbauung der großen Flußsysteme in Mitteleuropa weit verbreitet und brütete in Baden-Württemberg vor allem in den Urstromtälern von Rhein und Donau. Im 20. Jahrhundert ging der Bestand des Flußregenpfeifers in Folge der Verbauung der Flüsse jedoch stark zurück. Um 1930 bis 1950 wurden in Baden-Württemberg keine Brutvorkommen mehr festgestellt. In den 1960er und 1970er Jahren entstanden nun aufgrund der zunehmenden Bautätigkeiten Abbaugebiete von Kies, Sand und Ton, welche für den Flußregenpfeifer neue geeignete Lebensräume darstellten. In der Folge erholte sich der Brutbestand in Baden-Württemberg bis heute auf 100 bis 150 Brutpaare (HÖLZINGER, 1987; s. Abb. 1).

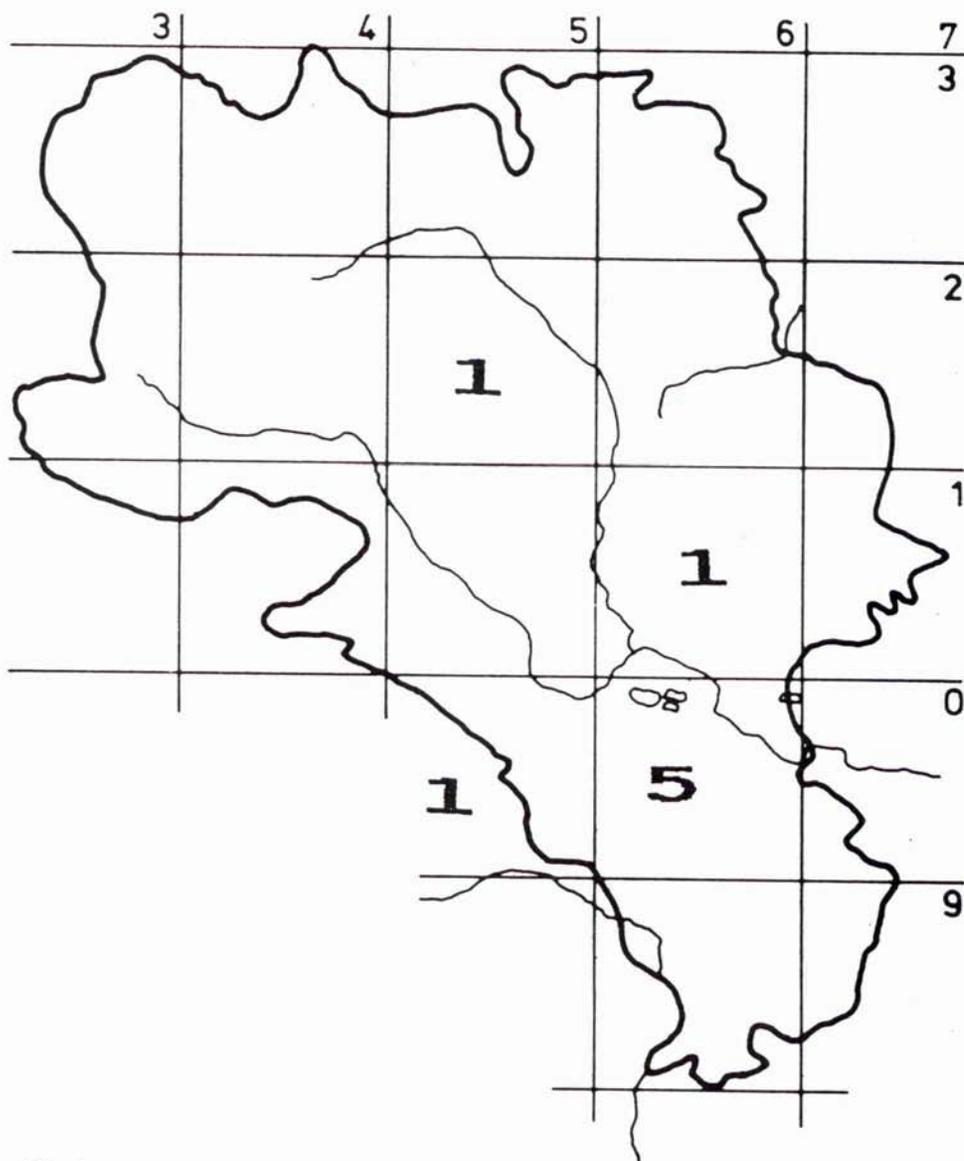


Abb. 2:  
Verbreitung des Flußregenpfeifers im Schwarzwald-Baar-Kreis 1987 (Anzahl der Brutpaare)

Auf der Baar trat der Flußregenpfeifer erstmals 1981 als Brutvogel auf. F. Zinke entdeckte das erste Brutpaar intensiv warnend auf einer Kiesfläche beim Hüfinger Riedsee. Die Bestandsentwicklung seitdem zeigt Tabelle 1.

<b>Jahr</b>	<b>Anzahl Brutpaare</b>
1981	mind. 1 (erster Brutnachweis)
1982	4
1983	3
1984	3
1985	5 - 6
1986	6 - 8
1987	6 - 8
1988	5 - 7

Tabelle 1: Bestandsentwicklung des Flußregenpfeifers auf der Baar

### **Brutbiotop und Vorkommen**

Die ursprünglichen Brutbiotope des Flußregenpfeifers sind vegetationsarme oder vegetationsfreie Kies- und Schwemmsandbänke von Flüssen. Dabei sind Flachwasserzonen und vegetationsfreie Flächen mit kiesig-sandigem Untergrund die entscheidenden Biotopelemente für die Ernährung und die Brutbiologie. Nach der Zerstörung fast aller ursprünglicher Brutbiotope durch Flußregulierungsmaßnahmen brütet der Flußregenpfeifer heute nahezu ausschließlich in anthropogenen Lebensräumen. Abbaugelände von Kies, Sand und Ton, Klärschlammbecken oder auch Großbaustellen erfüllen vielfach die Anforderungen des Flußregenpfeifers und sind zu Ersatzbiotopen aus Menschenhand geworden (s. Abb. 3, 4, 5, 6).

Durch den intensiven Kiesabbau zwischen Hüfingen und Pfohren entstanden auch auf der Baar geeignete Brutbiotope für den Flußregenpfeifer, welche zu Beginn der 1980er Jahre besiedelt wurden. Von hier aus erfolgte bis 1986 die Besiedlung fast aller geeigneter Bruthabitats im Schwarzwald-Baar-Kreis. 1986 brüteten Flußregenpfeifer nicht nur in Kiesabbauereichen, sondern auch auf der Großbaustelle des Donaueschinger Klärwerks und auf dem geschotterten Parkplatz einer Villinger Großfirma. Die Verbreitung des Flußregenpfeifers in Baden-Württemberg und im Schwarzwald-Baar-Kreis zeigen die Karten der Abb. 1 und 2.

### **Zur Brutbiologie**

Wie es für Limikolen typisch ist, brütet auch der Flußregenpfeifer auf dem Boden. Sein Nest ist weiter nichts als eine mit der Brust ausgedrehte Bodenmulde, welche mit kleinen Steinen oder kurzen, trockenen Pflanzenresten ausgelegt ist (Abb. 3, 5). Bevorzugte Brutplätze sind vegetationsfreie Kiesflächen, auf welchen das Gelege und der brütende Vogel hervorragend getarnt sind. In der Regel besteht das Gelege aus vier spitzovalen Eiern mit schwarzbraunen Flecken auf lehmfarbenem Untergrund. Während der Brut lösen sich Männchen und Weibchen ab. Die Brutdauer beträgt zwischen 24 und 28 Tagen. Die Jungen sind Nestflüchter und verlassen bald nach dem Trockenwerden das Nest (Abb. 7, 8). Nach etwa drei Wochen sind die Jungen flügge (MAKATSCH, 1981).

Eine Kontrolle des Bruterfolges im Schwarzwald-Baar-Kreis 1988 ergab bei sechs kontrollierten Brutpaaren 19 flügge Jungvögel. D.h. der durchschnittliche Bruterfolg lag bei ca. drei flüggen Jungvögel pro erfolgreicher Brut.





Abb. 5: Vollgelege

Abb. 3: brütender Flußregenpfeifer

Abb. 4: traditionelles Brutgebiet am Hüfinger Riedsee



Abb. 6: Brutablösung



Abb. 7: Altvogel mit Küken (1 Tag alt)



Abb. 8: Küken

Da ab Ende Juli in den Brutgebieten des Schwarzwald-Baar-Kreises keine Flußregenpfeifer mehr festgestellt werden können, kommen Zweitbruten dieser Art hier wohl nicht vor. Vielfach wurden jedoch Nachbruten bei Verlust des Erstgeleges festgestellt.

### Jahreszeitliches Auftreten und Zugverhalten

Ab Anfang April treffen auch die Flußregenpfeifer des Schwarzwald-Baar-Kreises in ihren Brutgebieten ein. Ende April sind die ersten Vollgelege zu finden. Die meisten Brutpaare beginnen ihre Brut jedoch Anfang Mai. Je nach Beendigung der Brut setzt der Wegzug bereits Ende Juni ein. Bis Ende Juli sind die Brutgebiete verlassen. Die Flußregenpfeifer des Schwarzwald-Baar-Kreises gehören wohl zu jener Population, deren Vögel in der Camargue ihr Gefieder mausern, bevor sie in die afrikanischen Überwinterungsgebiete südlich der Sahara weiterziehen (HÖLZINGER, 1987).

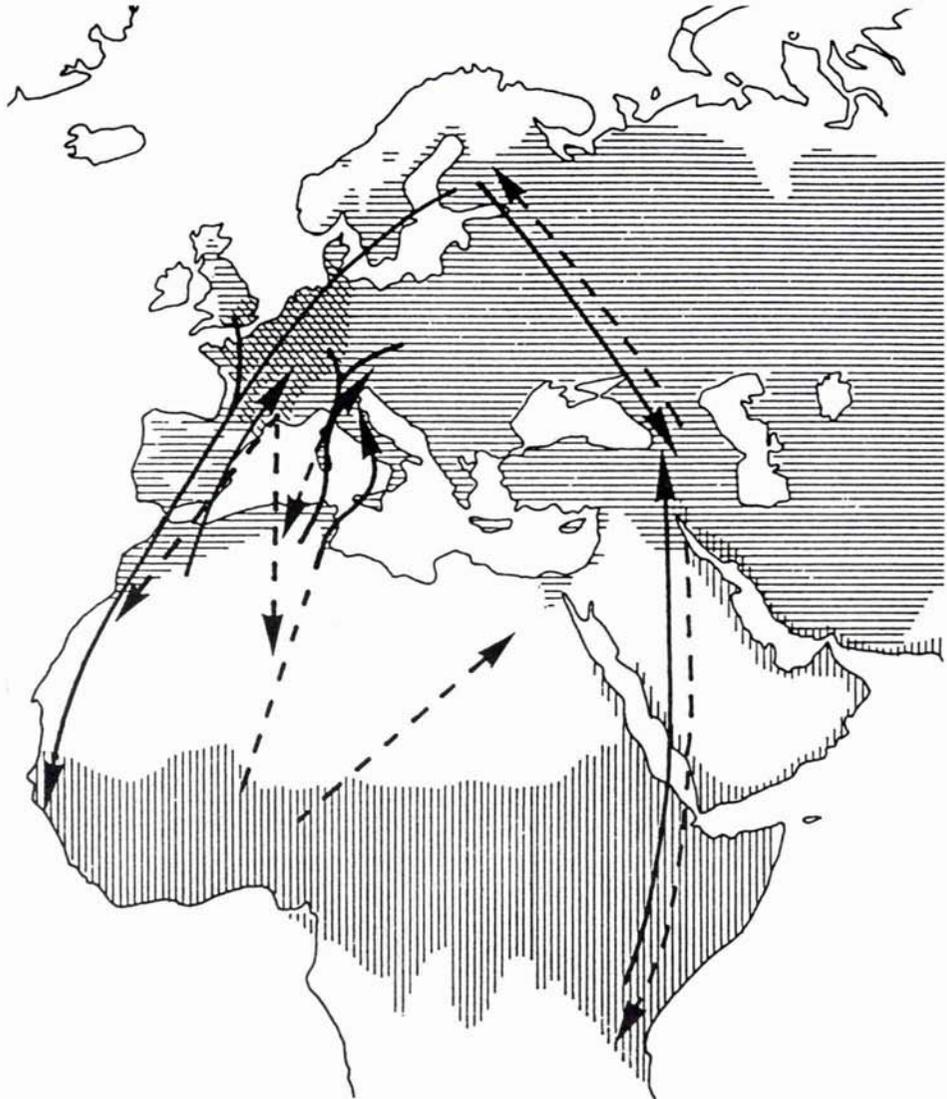


Abb. 9: Verbreitung, Zugwege und Winterquartier europ. Flußregenpfeifer (aus HÖLZINGER 1987)

### Protokoll einer Flußregenpfeifer-Brut im Frühjahr 1988

Die Beobachtungen stammen von einem Gelände bei der Sommerthäuser Halde (Villingen), welches als geschotterter Parkplatz genutzt wurde und in der Nähe einer Brachfläche mit abgetragener Humusschicht lag.

- 20.4. Zwei Vögel (Brutpaar) im vorjährigen Brutbiotop (Ankunft wohl Anfang bis Mitte April) bis
- 25.4. Brutpaar nur zeitweise im Brutgebiet, zwischenzeitlich zur Nahrungsaufnahme in einem ca. 1 km entfernten Regenrückhaltebecken
- ab
- 26.4. Regelmäßig zwei Flußregenpfeifer im Brutbiotop
- 1.5. Ein Vogel bebrütet Vollgelege (4 Eier) (Während der anschließenden Brutzeit wechseln sich die Partner beim Brüten ab. Der nicht brütende Partner hält sich im weiteren Bereich (bis 200 m) vom Gelege auf.)
- 24.5. 17.00 Uhr: Zwei trockene Jungvögel, ein frischgeschlüpfter und noch ein Ei in der Nestmulde; ein Altvogel brütet und hudert  
18.10 Uhr: viertes Küken ist geschlüpft; Altvogel entfernt sofort die Eischalen und kehrt zum Hudern zurück
- 25.5. Gelegemulde leer, intensiv warnende Altvögel (Anfang Juni setzt Schlechtwetterperiode ein: naßkaltes Wetter mit 6 ° C nachts und 9 - 11 ° C tags.)
- 8.6. Beide Elternvögel intensiv warnend, drei gut entwickelte Küken
- 10.6. Vier gut entwickelte Jungvögel suchen auf nahezu vegetationsfreier Schotter-Kies-Fläche Nahrung, die Flachwasserpflützen zeigen noch keinerlei Trepspuren im Schlamm
- 12.6. Erstmals erproben die Jungvögel ihre Flugkünste; sie schaffen bereits 2 - 4 m im freien Flug ca. 30 cm über dem Boden
- 16.6. Alle Jungvögel nahezu voll entwickelt, ducken noch bei Warnung durch Altvögel, dabei suchen sie sichere Plätze unter Vegetation auf; Nahrungsaufnahme erfolgt jetzt in Wassernähe
- 19.6. Vier voll flugfähige (flügge) Jungvögel und ein warnender Altvogel
- 25.6. Keine Flußregenpfeifer mehr im Brutgebiet

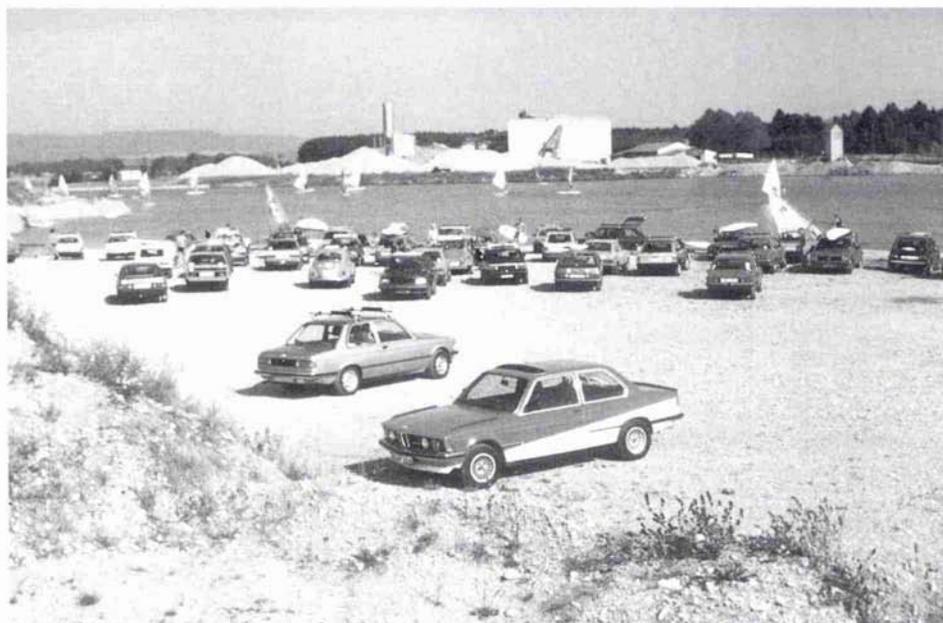


Abb. 10: Bedrohung des Brutplatzes durch Freizeitaktivitäten

## Chancen und Gefahren

Die Haupt-Brutgebiete des Flußregenpfeifers im Schwarzwald-Baar-Kreis sind Kiesabbaugebiete. Hieraus resultieren zwei Hauptgefährdungsursachen.

Natürliche Veränderung des Lebensraumes:

Die ursprünglichen Brutbiotope entstanden auf natürliche Weise. Durch regelmäßig auftretende Überschwemmungen entstanden in den Auen unverbaute Flußsysteme immer wieder vegetationsarme neue Kies- und Schwemmsandbänke. Den heutigen anthropogenen Brutbiotopen fehlt diese natürliche Veränderung der Landschaft und die freien Kies- und Sandflächen werden innerhalb weniger Jahre durch die natürliche Vegetationsentwicklung für den Flußregenpfeifer unbesiedelbar. Ohne Pflege- oder Gestaltungsmaßnahmen gehen also stillgelegte Abbauflächen im Laufe der Zeit für den Flußregenpfeifer als Brutplätze verloren.

Störungen durch den Menschen:

Die meisten Kiesabbaugebiete im Schwarzwald-Baar-Kreis werden für verschiedene Freizeitaktivitäten wie Baden, Surfen, Sportangeln und Motocross genutzt. Dadurch wird die Ansiedlung und der Bruterfolg gefährdet (s. Abb. 10). Viele wichtige Brutgebiete verlieren so ihre Bedeutung als geeignete Lebensräume für den Flußregenpfeifer (HÖLZINGER, 1987).

Zur Erhaltung der neu entstandenen Flußregenpfeifer-Population im Schwarzwald-Baar-Kreis ist es also erforderlich, auf stillgelegten Kiesabbauflächen durch Pflege- oder Gestaltungsmaßnahmen vegetationsfreie Bereiche zu erhalten und Störungen durch Ausweisung von Schutzgebieten einzuschränken.

Bleibt abschließend noch zu bemerken, daß Kiesgruben auch für weitere gefährdete Tier- und Pflanzenarten, z.B. Uferschwalbe, Gelbbauchunke und Kreuzkröte zu Ersatzlebensräumen aus Menschenhand geworden sind. Maßnahmen zum Schutze des Flußregenpfeifers kommen auch diesen selten gewordenen Arten zugute (WILDERMUTH, 1981).

## Nachtrag:

Die vorliegende Arbeit entstand Ende der 1980er Jahre. Leider ging seitdem der Brutbestand des Flußregenpfeifers im Schwarzwald-Baar-Kreis bis auf 2 - 3 Brutpaare zurück. Allerdings ist besonders zu bemerken, daß es Anfang der 1990er Jahre erfolgreiche Bruten auf einer natürlichen (!) Kiesbank an der Donau auf der Riedbaar gab. Dies ist von ganz besonderer Bedeutung, da Bruten des Flußregenpfeifers in seinem ursprünglichen Biotop in Baden-Württemberg extrem selten sind.

## Schrifttum:

- BERTHOLD, P., FLIEGE, U., QUERNER, M. und WINKLER, H. (1986): Die Bestandsentwicklung von Kleinvögeln in Mitteleuropa: Analyse von Fangzahlen; *Journal für Ornithologie*, Band 127, H. 4, S. 399
- GEHRING, H. (1991): Die Brutvögel des Schwarzwald-Baar-Kreises. Quantitative Brutvogelerfassung 1987; *Schriften der Baar*, 37, S. 77 - 112
- HÖLZINGER, J. (1987): Die Vögel Baden-Württembergs; Bd. 1.2, S. 729 - 1419, (Ulmer), Stuttgart
- MAKATSCH, W. (1981): Die Limikolen Europas; 234 S., (Neumann-Neudamm), Melsungen
- WILDERMUTH, H. (1981): Lebensraum Kiesgrube; "Schweiz. Naturschutz", Sondernr. II, 24 S., Basel

# Trachtenschmuck aus dem Schwarzwald und der Baar

von Raimund Adamczyk

## 1. Einleitung

Der in dieser Arbeit veröffentlichte Schmuck ist Bestand der *Oskar Spiegelhalter-Sammlung* im Franziskanermuseum Villingen. Oskar Spiegelhalter (1864 - 1925), gebürtig aus Lenzkirch, zählt zu den bedeutenden volkskundlichen Sammlern. Er sammelte ab 1890 im mittleren und südlichen Schwarzwald und in Teilen der Baar "Volkskunst". Seine beiden ersten Sammlungen kauften die Museen in Freiburg und Karlsruhe, seine dritte und beste Sammlung verkaufte seine Witwe 1928 an die Stadt Villingen. Den Inventarbeständen folgend, wird hier mit einer Ausnahme (Abb. 56) ausschließlich Frauenschmuck vorgelegt, wobei die im Schwarzwald als Schmuck wichtigen, mit Perlen bestickten Samtgürtel, also der Textilschmuck und die Schappeln, einer eigenen Bearbeitung vorbehalten werden. Gesammelt wurden von Spiegelhalter besonders seltene Stücke, vor allem solche der Schmuckart "Gürtelkette". Um ein über die hier veröffentlichten Inventarbestände hinausgehendes in Ansätzen geschlossenes Bild vom Vorkommen der wichtigsten Schmuckarten wie Ohringe, Broschen, Fingerringe usw. im mittleren und südlichen Schwarzwald und der Baar zu erhalten, haben wir, soweit zugänglich, Bildquellen ausgewertet. Die Ergebnisse dieser Auswertung wurden kartiert. Da der hier vorgestellte Schmuck, mit Ausnahme der Ohringe, Fingerringe und einigen Broschen bei seiner Erstbenutzung einem bestimmten Typus von Kleidung zugehörte, wird in einem gesonderten Bildteil die Trage- und optische Wirkungsweise des inventarisierten Schmuckes in Verbindung mit der Kleidung gezeigt. Erst dabei kommt der Zeremonialcharakter einiger Schmuckarten, wie beispielsweise der St. Georgener Gürtelketten, zum Ausdruck.

Ziel vorliegender Arbeit ist es, im Anschluß an die Arbeiten von OPPELT (1982) und RITZ (1978) die dort offenkundigen Lücken über den Schmuck im mittleren und südlichen Schwarzwald und der Baar zu schließen. Da hier aber lediglich, wenn auch ein qualitativ sehr hochstehender, zahlenmäßig kleiner Bestand vorgeführt werden kann, so soll diese Arbeit gleichzeitig Anstoß geben zu einer weiteren Beschäftigung mit diesem Thema in unserem Raum.

Das Manuskript wurde 1988 abgeschlossen. Allen, die mir bei Fertigstellung dieser Arbeit geholfen haben, sei herzlich gedankt: Herrn Faitsch/Aldingen, Herrn Oppelt/Nürnberg und Frau Ritz/München für wertvolle fachliche Hinweise. Herrn Bothner/Pforzheim für die Mithilfe bei der technischen Beschreibung der Stücke, Herrn Hummel/Villingen für die fotografischen Aufnahmen, Herrn Richter/Arzberg für das Zeichnen der Karten, dem Schreibdienst der Stadt Villingen-Schwenningen und Frau Strohmeier/Mönchweiler für die geduldige Reinschrift der Arbeit und nicht zuletzt Frau Bürk/Schwenningen für ihre freundliche Unterstützung.

## 2. Trachtengebiete im Schwarzwald

### 2.1 Die Schmuckarten und deren Verbreitung

Je nachdem, ob man beispielsweise die Form der weiblichen Kopfbedeckung (FLADT 1934a) oder den Schnitt und die Farbe der Tracht (KELLER 1942) einer Kartierung zugrundelegt, erhält man für den Schwarzwald unterschiedliche Trachtengebiete.

Das Fehlen einer trachtenkundlichen Arbeit, die für den gesamten Schwarzwald die Vielfalt der zeitlichen, räumlichen und sozialen Schichtung der Trachtenformen aufzeigt, so wie es in den engeren Nachbargebieten für einzelne Ortschaften, z.B. durch die Arbeiten von WALZER (1978) geschehen ist, erschwert einen Vergleich zwischen Schmuck- und Trachtenlandschaft erheblich. Um einen wenigstens annähernden Vergleich leisten zu können, wird die Arbeit von KELLER (1942) herangezogen. KELLER unterscheidet im Schwarzwald zehn Trachtengebiete (vgl. Karte 1):

1. Die Baartracht
2. Die Hochschwarzwaldtracht
3. Die Elztäler Tracht <sup>1)</sup>
4. Die Freiämter Tracht
5. Die Trachten des unteren Kinzigtales und des Schuttertales <sup>2)</sup>
6. Die Renchtäler Tracht
7. Die Schapbacher Tracht
8. Die Lehengerichter Tracht
9. Die Gutacher Tracht
10. Die St. Georgener Tracht

Hinzu kommt als 11. Trachtengebiet der Hotzenwald <sup>3)</sup>.

#### 2.10 Ohrringe (Karte 2)

Das Tragen von Frauenohrringen <sup>4)</sup> ist anhand der ausgewerteten Fotografien (s.o.) im Schwarzwald für das Gebiet der Schapbacher Tracht (Abb. 57), der Trachten des unteren Kinzigtales (Mühlenbacher Tracht), der Elztäler Tracht und der Hochschwarzwaldtracht in jeweils 2 - 3 Fällen belegt <sup>5)</sup>. Die Ohrringe sind unterschiedlich gestaltet; sie haben Ringform oder verschiedene Anhängerformen. Die frühesten Beispiele datieren um 1895 (Schapbacher Tracht, Mühlenbacher Tracht, Hochschwarzwaldtracht).

#### 2.11 Granatkette (Karte 3)

Die Verbreitung der Granatketten beschränkt sich im Schwarzwald nach Auswertung der vorliegenden Quellen auf das Trachtengebiet des unteren Kinzigtales und des Schuttertales <sup>6)</sup> (Abb. 58, Abb. 59). Ein einzelner Beleg konnte für das Gebiet der Schapbacher Tracht nachgewiesen werden <sup>7)</sup> (Abb. 57).

Das relativ dichte und ausschließliche Vorkommen dieser Schmuckart im unteren Kinzigtal- und Schuttertalgebiet wird von RUDOLF METZ u.a. auf die in diesem Gebiet ehemals stark betriebene Granatschleiferei zurückgeführt.

Die Granatschleiferei war in Freiburg seit dem 13. Jahrhundert bekannt. Durch die kriegerischen Auseinandersetzungen im 17. und 18. Jahrhundert erlitt das Edelsteingewerbe in Freiburg schweren Schaden und viele Granatschleifer wanderten aus, u.a. nach Waldkirch im Elztal. Von Waldkirch kam dann das Granatgewerbe 1750 nach Wolfach. 1772 gelangte es von dort in das ehemalige Reichstal Harmersbach, wo es eine besondere Blüte erreichte. Im Gegensatz zu Freiburg und Waldkirch, wo das Gewerbe zunftmäßig betrieben wurde, erfolgte im Kinzig- und Harmersbachtal das Bohren, Schleifen und Polieren der Granaten als Heimindustrie. METZ (1965: 163-184) schreibt weiter: "Da die Granatarbeit körperlich nicht besonders anstrengend war, konnten auch viele Frauen und selbst Kinder mitarbeiten. Das Schleifen und Polieren war vorwiegend Frauenarbeit, während das Bohren von den Männern besorgt wurde; Kinder verrichteten die Nebenarbeiten, das Waschen und Auf-

fädeln. ... In den 1850er und 60er Jahren wurde in Oberharmersbach beinahe in jedem Haus geschliffen, häufig von zwei, drei und mehr Personen, namentlich auch von Kindern, die schon mit sieben, acht Jahren anfangen, ihren Müttern beim Schleifen zu helfen". Um 1870 waren in Oberharmersbach rd. 500 Personen, ein Viertel der ganzen Einwohnerschaft, mit der Granatverarbeitung beschäftigt. Während in Waldkirch im 19. Jahrhundert auch Pyrope für Broschen, Ringe, Anhänger und Ohrringe verschliffen und dazu ungebohrt in Edelmetall gefaßt wurden, stellte man in der Heimindustrie im Kinziggebiet ausschließlich durchbohrte Schnurgranaten her. Die Granaten erhielten je nach ihrer Größe eine unterschiedliche Zahl von Facetten. In der Hausindustrie wurden vorwiegend drei Sorten von Schnurgranaten geschliffen: Glänzer mit 2 - 4 Facetten, Oliven mit 8 - 16 Facetten und Brillanten mit 21 - 28 Schlißflächen. Je 100 gleichartige, fertiggeschliffene und polierte Granaten wurden nach dem Säubern auf rote Seidenfäden gezogen; 10 solcher Schnüre wurden als 1 Masche bezeichnet. Der wichtigste Grund für die Blüte der Granatschleiferei im Kinziggebiet lag darin, daß man in Italien über ein sicheres Absatzgebiet verfügte, das jahrzehntelang große Mengen von Schnurgranaten abnahm. Es bestand auch ein guter Absatz nach Württemberg, in die Schweiz, nach Tirol und in andere Alpenländer und auch nach Südfrankreich. Im Hofbauerngebiet des mittleren Schwarzwaldes waren seit dem 18. Jahrhundert Granat-Halsketten, die man "Halsnüster" oder "Halsnester" nannte und in sechs bis acht Reihen um den Hals legte, zur Festtagstracht beliebt und dafür hatte man auch am längsten Absatz. Viele Granatketten wurden auch in die Niederlande verkauft, wobei die Handelsbeziehungen dorthin durch die damals rege betriebene Langholzflößerei auf dem Rhein entstanden ist. Die Hauptmenge, Tausende von Maschen, ging aber im 19. Jahrhundert nach Italien. Um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts wurden 90 Prozent der im Kinziggebiet geschliffenen Granaten in die Lombardei verkauft. In Oberitalien bevorzugte man damals Granatschmuck bei der bäuerlichen Tracht und in den Provinzen Brescia und Bergamo waren Granaten besonders als Brautschmuck beliebt. Dieser Schmuck wurde nicht vererbt, sondern jede Frau bekam ihre Granatschnur, die sie einst als Braut erhalten hatte, mit ins Grab und dadurch bestand ein Bedarf an immer neuen Granaten.

Als Italien von Beginn des Jahres 1879 an auf die Einfuhr von Schnurgranaten einen Zoll erhob, bedeutete dies das Ende für die Granatindustrie im Kinziggebiet. Lediglich der Absatz im Schwarzwald blieb unverändert hoch und auch nach Tirol "konnte man noch gut verkaufen, .... Um die Wende zu unserem Jahrhundert arbeiteten nur noch wenige Granatschleifer und lieferten Halsketten für die nähere Umgebung. Bis zum 1. Weltkrieg wurde im Bolaien noch geschliffen; dann erlosch diese Hausindustrie endgültig im Harmersbachtal" (METZ 1965: 167).

Die im Gebiet des Kinzigtales und des Schuttertales getragenen Granatketten sind alle mehrsträngig, der Verschluß wurde entweder hinten <sup>8)</sup> oder vorne getragen <sup>9)</sup>, die Granatkette aus dem Gebiet der Schapbacher Tracht <sup>10)</sup> ist zweisträngig. Der Leiter des Heimatmuseums Zell a.H., Herr KUSSE, unterschied in einem Gespräch mit dem Verfasser am 17.10.84 zwischen einer bürgerlichen und einer bäuerlichen Form der Granatketten. Die bäuerlichen Ketten seien sehr lang (bis zu 4 m) und würden mehrmals über den Kopf um den Hals geschlungen, die bürgerlichen Ketten seien Collierketten mit Schloß.

Die bäuerlichen Ketten seien mit einem Kreuzanhänger versehen, der den bürgerlichen Ketten fehle. Weiter führte Herr KUSSE aus, eine Bäuerin würde nie eine bürgerliche Kette tragen. "Das wäre ihr zu stolz, nicht ihrem Stand angemessen". Auch wenn eine Bäuerin heute nicht mehr in Tracht gehe, trage sie die Granatkette, gleichsam als Standesabzeichen.

### 2.12 Halskreuz (Karte 4)

Das Halskreuz wird in zwei Trachtengebieten des Schwarzwaldes getragen: in dem des Kinzig- und Schuttertales und im Gebiet der Renchtäler Tracht. Im Gebiet des Kinzig- und Schuttertales<sup>11)</sup> wird das Halskreuz meist mit der Granatkette kombiniert, dergestalt, daß das Kreuz am unteren Strang der Kette befestigt wird (Abb. 59), in einem Fall<sup>12)</sup> hing das Kreuz am Kettenschloß. Die Form ist in allen bekannten Fällen schlicht, durch unterschiedliche Behandlung der Kreuzbalkenenden, z.B. Abflachung oder Einkerbung, ergeben sich Formvarianten.

Im Gebiet der Renchtäler Tracht werden Halskreuze, die in der Form den des Kinzig- und Schuttertales ähneln, von jungen Mädchen und älteren Frauen gleichermaßen<sup>13)</sup> an einem Samtband getragen. Die ältesten vorliegenden Bildbelege für das Tragen von Halskreuzen aus den o.g. Gebieten datieren aus den Jahren ab 1933.

### 2.13 Fingerringe (Karte 5)

Fingerringe werden im Zusammenhang mit den Schwarzwälder Trachten von den Autoren nicht erwähnt und auch auf den Abbildungen sind sie nur sehr schwer zu erkennen. Soweit aus unseren Untersuchungen hervorgeht, beschränkt sich das Tragen von Fingerringen auf das Trachtengebiet des Hochschwarzwaldes<sup>14), 15), 16)</sup> (Abb. 66), ein einzelner Beleg liegt aus dem Trachtengebiet Lehengericht vor<sup>17)</sup>. Die Belege aus dem Hochschwarzwald datieren aus der Zeit der Wende des 19. Jahrhunderts bis in das 1. Drittel des 20. Jahrhunderts. Zwei Belege sind als Eheringe<sup>16), 17)</sup> deutbar, bei den restlichen Ringen handelt es sich um sehr schlichte Ware mit einem kleinen Stein.

### 2.14 Brustkreuz (Karte 6)

Vom Halskreuz läßt sich das Brustkreuz unterscheiden, ein kreuzförmiger Anhänger an einer längeren Metall- oder Granatsteinkette, der im Gegensatz zum eng am Hals anliegenden Kreuz in Brusthöhe getragen wird. Das Verbreitungsgebiet beschränkt sich den Bildquellen zufolge auf die Trachtengebiete des unteren Kinzig- und Schuttertales<sup>18)</sup> und des Elztales<sup>19)</sup>. Von den drei Belegen für das Brustkreuz beziehen sich zwei Belege auf Kommunikantinnen<sup>20)</sup>.

### 2.15 Broschen (Karte 7)

Das Tragen von Broschen können wir im Schwarzwald für drei Gebiete anhand von Fotografien belegen: für das Gebiet der Schapbacher Tracht<sup>21)</sup>, der Elztäler Tracht<sup>22)</sup> und der Trachten des unteren Kinzigtales und des Schuttertales<sup>23) - 30)</sup>. Aus dem Gebiet der Schapbacher und der Elztäler Tracht liegen nur vereinzelte Belege vor, das Tragen von Broschen konzentriert sich auf das Trachtengebiet des unteren Kinzigtales und des Schuttertales. Dort sind auch spezielle Broschenformen feststellbar. Während die Broschen meist der Doublé- und Schaumgold-Massenware entsprechen, wie sie im 1. Drittel unseres Jahrhunderts z.B. in Pforzheim hergestellt wurden, fallen im Trachtengebiet des unteren Kinzigtales und des Schuttertales daneben zwei spezielle Broschenformen auf: Eine kreisrunde Brosche mit Kreuzdarstellung<sup>23)</sup> und eine Brosche mit "Glaube - Liebe - Hoffnung" - Symbolen<sup>24), 26)</sup>. Über die erstgenannte Broschenart ist nichts Näheres bekannt, über die letztere schreibt FINKBEINER (1970: 86), daß sie von den Mädchen bereits zur Erstkommunion getragen wird. Die Abbildung bei REINHARDT (1968: 72) läßt vermuten, daß diese Brosche dann von der Erstkommunion an bis ins Alter getragen wurde. In den weitaus meisten Fällen<sup>31)</sup> dienten die Broschen in unterschiedlicher Brusthöhe zum Festhalten des Schultertuches.

## 2.16 Miederhaken und Miederschnüre

Bis Anfang der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts wurden bei der Schwarzwälder Tracht Miederhaken und Miederschnüre verwendet. Über den zeitlichen Ablauf der Formen und deren regionale Streuung können aufgrund mangelnder Untersuchungen nur Vermutungen angestellt werden. Es scheint, daß im Schwarzwald Miederhaken aus Zinn älter sind als die aus Bronze. In der Triberger Kleiderordnung von 1748 wird angeordnet, "die Kleidung nach altem Herkommen mit denen weit wohlfeilern und auch dienlicheren Haften" zu verschließen<sup>32)</sup>. Ob sich allerdings daraus die lange Verwendung von Miederhaken im Schwarzwald ableiten läßt<sup>33)</sup>, ist fraglich, da sich die Anordnung auf Männerkleidung bezieht (Abb. 5, 6, 8, 56, 60).

## 2.17 Kettengürtel (Karte 8)

Im Schwarzwald und auf der Baar können vier Formen von Kettengürteln unterschieden werden: der Kettengürtel der St. Georgener Tracht (Abb. 61), der Kettengürtel der protestantischen Baartracht (Abb. 24 - 34, 63), der Kettengürtel der katholischen Baartracht (Abb. 15 - 23, 65, 67) und der Kettengürtel der Hotzentracht (Abb. 38 - 45, 68).

Der Metallteil des St. Georgener Kettengürtels ist dreigliedrig. Ein drei- bis achtsträngiges Kettengehänge (Teil a) wird von einem zweifachen Kettenstrang (Teil b) durch eine kreisrunde, mit Bouillondraht und Glasperlen eingerahmte Spiegelscheibe abgeteilt, ebenso von einem weiteren, zweifachen Kettenstrang (Teil c). Die gleichen Spiegelscheiben befinden sich auch am Anfang und am Ende des ausgestreckten Kettengürtels. So bedeckt der umgelegte Kettengürtel die Hüfte von 4 Seiten: das mehrsträngige Kettengehänge (Teil a) bildet die Vorderseite, auf der linken Hüftseite ruht bis zu linken Hälfte des Rückens ein zweifacher Kettenstrang (Teil b), auf der Rückenmitte liegt eine Spiegelscheibe auf und die rechte Seite der Hüfte, auf welcher der Gürtel mittels eines Hakens geschlossen wird, wird dadurch betont, daß sich hier die beiden Endspiegelscheiben des Gürtels treffen. Der textile Teil des Gürtels besteht aus mehrfarbigen Seidenbändern, die an den Spiegelscheiben rechts und links der Kettengehänge zu je 4 - 5 Stück angebracht sind.

Seit welcher Zeit der Kettengürtel der St. Georgener Tracht in dieser Form getragen wird, ist unbekannt. Folgt man den Angaben von GRAMLICH (1984: 156), so hat sich die St. Georgener Tracht seit etwa 1850 kaum verändert. Etwa aus dieser Zeit datiert vermutlich die Kettengürtelform. Anhand von Fotografien lassen sich gewisse Veränderung an der Gürtelausgestaltung feststellen.

So scheint es, daß den beiden Spiegelscheiben rechts und links des Kettengehänges erst in späterer Zeit die heute üblichen, jeweils zwei kleineren, runden Spiegelscheiben hinzugefügt wurden. Ein Kettengürtel im ehemaligen Museum für deutsche Volkstrachten in Berlin<sup>34)</sup>, und zwei Fotografien<sup>35)</sup> aus der Zeit um die Jahrhundertwende zeigen die großen Spiegelscheiben ohne die beiden kleineren Spiegelscheiben. Ob die Kürze der textilen Bänder am Kettengürtel auf einem Foto typologisch interpretiert werden darf, bleibt offen.

Der Vorläufer des Kettengürtels wird von KRAUS (1926: 126) wie folgt beschrieben: "Auf einem 2 cm breiten Riemen aus weichem Schafsfleder war ein schwarzes Samtband aufgenäht, ringsherum mit blendend weiß gefegten Zinnknöpfen besetzt, in die grüne, blaue oder rote Glassteine eingelassen waren. Dieser alte, noch ganz selten in alten Truhen und Trögen zu findende Gürtel ist bedeutend einfacher gestaltet wie der weiter oben beschriebene moderne."

Der Kettengürtel der St. Georgener Tracht war Bestandteil ausschließlich der Festtracht des ledigen Mädchens. Das bedeutet, daß er lediglich zu drei Anlässen angelegt wurde; wenn die ledige Frau als Ehrenjungfrau an einem Hochzeitszug teilnahm oder wenn sie als Patin ihr Patenkind zur Taufe trug. Zum letzten Mal wurde dieser Gürtel von der Frau als Braut getragen.

Die naturräumliche Grenze der Baar umschreibt ein Gebiet, das im Westen von Villingen, im Süden von Löffingen und im Osten von Spaichingen begrenzt wird. Innerhalb dieses Raumes wird zwischen einer katholischen<sup>36)</sup> und einer protestantischen<sup>37)</sup> Tracht unterschieden. Der Kettengürtel der protestantischen Baartracht besteht aus mehreren rechteckigen, fast quadratischen Gliedern, die jeweils an zwei gegenüberliegenden Seiten durch eine Kettenreihe miteinander verbunden werden. Die Breite der Kettenreihe entspricht der Seitenlänge der rechteckigen Glieder. Verschlössen wird der Gürtel vorne oder rechts seitlich<sup>38)</sup>, wobei die seitliche Verschlößweise die typologisch ältere sein könnte (s.u.). An der Öse befindet sich ein Gehänge. Ebenfalls im Gebiet der protestantischen Baar tritt ein verwandter Gürtel auf, dessen Glieder aus einzelnen runden Teilen, alternierend mit rechteckigen Teilen, bestehen. Getragen wurde erstgenannter Gürteltyp nach GÖTZE (1931: 9) von unverheirateten Frauen zusammen mit der Schapel bei feierlichen Anlässen wie Hochzeit, Taufe und auch weltlichen Festen. Dem steht eine Abbildung aus dem Jahre 1927 entgegen<sup>39)</sup>, auf der auch eine verheiratete Frau diesen Gürtel trägt (Abb. 63).

Ein zeitlicher Vorläufer oder aber ein Gürtel anderer Funktion ist der ebenfalls in diesem Gebiet vorkommende schwarze Samtgürtel mit Silberbeschlügen<sup>40)</sup> (Abb. 62). Nach WEBER-BENZING<sup>40)</sup> war einer dieser Gürtel ein Konfirmationsgeschenk, wobei aber damit nichts Verbindliches über den Traganlaß ausgesagt wird.

Die Kettengürtel der protestantischen Baartracht treten völlig unvermittelt auf. Ob der in der Technik nahverwandte Gürtel von Abb. 35 eine Vorform der späteren Kettengürtel darstellt, bleibt vorerst offen.

Die Drahtbiegetechnik, vor allem die des Gehänges, verbindet aber die Kettengürtel der protestantischen Baartracht mit denen der katholischen Baartracht und der Hotzentracht (s.u.).

Der Kettengürtel der katholischen Baartracht ist in der Regel wie der Kettengürtel der St. Georgener Tracht dreigliedrig, wobei als Gliederungselemente neben Spiegelscheiben auch Milanaiseteile verwendet werden. Zusammengesetzt wird dieser Gürtel, soweit bisher bekannt, aus Anker- und Pseudofuchsschwanzketten und Milanaiseteilen; in einem Fall besteht er aus einem Milanaisiband und Pseudofuchsschwanzketten (Abb. 20), wobei auch in diesem Fall die Dreiteilung deutlich sichtbar bleibt. Für einen gewissen Zeitraum scheint der Kettengürtel der katholischen Baartracht ebenfalls einen textilen Teil in Form von Seidenbändern besessen zu haben.

JOHNE (1926: 35 f, 40, 44) unterscheidet wenig präzise drei Entwicklungsstufen dieses Kettengürtels. Ab 1813 bis ca. 1830 sei der Gürtel eng um die Taille getragen worden, 1830 bis 1850 teile er sich über dem Schoße in einzelne Kettchen, die in Bögen herabhängen, nach 1850 liege er "lose an".

Als Beleg für den enganliegenden Gürtel der ersten Stufe führt JOHNE (1926: Abb. 5) eine Darstellung der katholischen Baartracht aus den Jahren 1820 - 1827 an, auf der Trachten-trägerinnen mit einer zweifach um die Hüfte geschlungenen Kette abgebildet sind (Abb. 64). Von dieser Trageweise könnte die Entwicklung des Kettengehänges ausgehen, indem die zweite Reihe der Kette nicht wie die erste eng umgeschlungen, sondern bogenförmig hingelassen wurde (Abb. 48, 49, 55).

Aus der Gesamtmenge aller uns bis jetzt bekannten Kettengürtel der katholischen Baartracht läßt sich ein Anzahl von Kettengürteln ausgrenzen, die eng zusammengehören. Die Gemeinsamkeit besteht in den zick-zack-förmigen Milanaisebändern, die auf der linken oder rechten Hüfte aufliegen (Abb. 22, 23). Wahrscheinlich stammen diese Gürtel aus derselben Werkstatt, deren Sitz noch unbekannt ist. Ob zu dieser Gruppe auch die Kettengürtel mit milanaiseiteiligem Kettengehänge gehören (Abb. 15) oder ob diese eine eigene Gruppe bilden, steht noch offen.

Bei den Gürtelketten der katholischen Baartracht wird zwischen Gürtelketten der Festtagstracht und den Schapelgürteln unterschieden werden müssen.

Während die Gürtelketten zur Festtagstracht, zu denen die oben besprochenen Gürtelketten gehören, an den kirchlichen Festtagen getragen wurden, legte man den Schapelgürtel ausschließlich mit der Schapel zusammen an, d.h. an einer Hochzeit als Braut oder Brautjungfer, oder bei einer Taufe als Taufpatin. Der Schapelgürtel der katholischen Baartracht ist der Gürtelkette der St. Georgener Tracht sehr ähnlich.

Der Kettengürtel der Hotzentracht besteht in den uns bekannten Exemplaren aus einem Stück. Die einfache Kette wird vorne mit Ösen und Haken geschlossen. In der Öse ist ein aus verschiedenen Gliederungselementen zusammengesetztes Kettenstück befestigt, das lang herunterhängt. Ösen und Haken sind durch ihre Gestaltung hervorgehoben. Getragen wurde dieser Gürtel zur Festtagstracht (FLADT 1932: 212), wobei der Hinweis von FLADT (1932: 212) auf Kettengürtel mit Spiegelscheiben vermuten läßt, daß auch bei den Kettengürteln der Hotzentracht wie bei den Kettengürteln der katholischen Baartracht zwischen Schapelgürteln und anderen Festtagsgürteln unterschieden werden könnte. Von daher ist unklar, für welche dieser beiden Gürtelgattungen eine ältere Darstellung des Hotzenwälder Kettengürtels den Vorläufer zeigt.

Die starke Ähnlichkeit zwischen den Kettengürteln der Hotzentracht und den Kettengürteln der Freiämtertracht (Kantone Luzern, Zug, Aargau) im Aufbau und in der verwendeten Kettenart im Rückenteil läßt eine direkte Beziehung zwischen diesen beiden Gebieten vermuten, obgleich sich diese Ähnlichkeit auch auf eine gemeinsame Vorläuferform (s.u.) zurückführen ließe. Hingegen ist die Technik, die bei der Herstellung der Jüppeketten im Kanton Zürich verwendet wurde (vgl. HEIERLI Bd. 4: Abb. 25, 27) so nahe verwandt mit Elementen in Kettengürteln der Hotzentracht, der katholischen Baartracht und der protestantischen Baartracht, daß ein direkter Zusammenhang zwischen diesen Schmuckstücken vorausgesetzt werden kann. Über welche Wege dieser Zusammenhang hergestellt wurde, ist noch völlig ungeklärt. Doch zeigt das Beispiel der Mousseline-Stickerei, die von Schweizer Häusern in den Kantonen St. Gallen und Appenzell ab 1757 bis ca. 1830 im Schwarzwald im großen Umfange betrieben wurde (TRENKLE 1874: 250 ff), daß durchaus enge wirtschaftliche und damit auch kulturelle Beziehungen zwischen diesen Gebieten bestehen konnten.

Die oben besprochenen Kettengürtel sind eingebettet in ein zusammenhängendes Verbreitungsgebiet von Kettengürteln, von dem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Lech als Teil der Westgrenze und die Mittelschweiz als Teil der Südgrenze feststeht. Ableiten lassen sich alle diese Kettengürtel von Gürteln, die unter der Bezeichnung "demi ceints" seit Ende des 14. Jahrhunderts in Frankreich und den Niederlanden auftreten und in Deutschland mit der Renaissance-Mode Eingang fanden. Es handelt sich hierbei um die erste Gürtelform, die ausschließlich von Frauen getragen wurde (FINGERLIN: 1971: 147f).

## 2.18 Knöpfe an Männertrachten

Über die Schwarzwälder Männertrachten und deren Metallschmuck ist wenig bekannt; aus der Triberger Kleiderordnung 1748 geht u.a. hervor, daß nur Handwerksleute und deren Gesellen Knöpfe an der Kleidung tragen durften<sup>41)</sup>. Ob und wie lange dieser Punkt der Kleiderordnung befolgt wurde, steht offen. Ein Hinweis aus Hüfingen könnte so gedeutet werden, daß dort ein dem der Triberger Kleiderordnung entsprechendes Kleidungsverhalten in den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts bekannt war<sup>42)</sup> (Abb. 56).

## 2.19 Taschenuhr mit Kette (Karte 9)

Das Tragen von silbernen oder goldenen Taschenuhren an einer silbernen oder goldenen (?) Kette, wobei die Uhr unter den Gürtel oder in das Mieder geschoben wird, ist für den Schwarzwald anhand von Fotografien für die Trachtengebiete Lehengericht<sup>43)</sup>, Gutach<sup>44)</sup>, St. Georgen<sup>45) - 49)</sup>, Baar<sup>50) - 52)</sup> und Hochschwarzwald<sup>53)</sup> (Abb. 66) nachgewiesen.

Die frühesten bildlichen Belege stammen um die Wende des 19. Jahrhunderts<sup>54)</sup>.

Die Trageweise der Uhrenkette war verschieden. So konnte die Uhrenkette an der linken<sup>45)</sup> oder rechten<sup>46)</sup> Brusthälfte getragen werden. Auch die Bogenform, in der die Kette herabfiel, variierte je nachdem, wie hoch die beiden Enden der Uhrenkette am Mieder befestigt wurden und wie lang die Uhrenkette war. Gemeinsam ist aber den älteren Bildbelegen, daß die Trageweise von Uhrenketten bei Frauen in Tracht an die Trageweise von Uhrenketten bei Männern erinnert und sich abhebt von der Weise, wie gleichzeitig Frauen in bürgerlicher Kleidung die Uhrenkette trugen<sup>55)</sup>.

Erst nach Beendigung des 1. Weltkrieges scheint sich die Trageweise der Uhrenkette bei bürgerlichen Frauen und Trachtenträgerinnen dergestalt angeglichen zu haben, daß nun auch die Trachtenträgerinnen die Uhr an einer langen Kette mit Kettenschieber um den Hals trugen und die Uhr hinter den Schürzenbund steckten.

Diese Abfolge der Uhrenkettenmode wurde anhand von Fotografien aus dem St. Georgener Trachtengebiet entwickelt; inwieweit es auch auf die anderen Gebiete, in denen Uhrenketten getragen wurden, übertragen werden kann, bleibt offen. Es ist bemerkenswert, daß nur in wenigen deutschsprachigen Gebieten von Trachtenträgerinnen Uhrenketten getragen wurden.

Die Gründe für das Tragen von Taschenuhren durch Trachtenträgerinnen sind völlig unbekannt, so daß wir auf Vermutungen angewiesen sind. Für die Gebiete des Schwarzwaldes mag die bedeutende Uhrenindustrie Anregung geliefert haben, auch wenn im Schwarzwald nicht primär Taschenuhren hergestellt wurden. Erwägt man die Bedeutung, die das Tragen von Taschenuhren bei Männern hatte, so könnte als weiterer Grund für das Tragen von Taschenuhren bei Frauen ein gewisses emanzipatorisches Bestreben zum Ausdruck kommen. Gegen die Annahme, daß die Trachtenträgerinnen das Tragen von Uhrenketten von dem gleichzeitigen bürgerlichen Schmuckverhalten übernommen haben könnten, spricht der Umstand, daß die frühesten, bis jetzt bekannten Trageweisen von Uhrenketten bei Trachtenträgerinnen stark der Trageweise von Uhrenketten ähneln, wie sie von Männern getragen wurden<sup>46)</sup>.

## 3. Hersteller, Herstellungsort und Kaufort des inventarisierten Schmuckes

Während die Hersteller der Broschen, Ohringe, Brust- und Halskreuze, Fingerringe und Granatketten wenigstens teilweise gesichert erscheinen und für den Vertrieb ein örtliches

Juweliengeschäft oder aber auch der Hausierhandel in Betracht kommen, können bezüglich der Hersteller, des Herstellungsortes und des Kaufortes der in dieser Arbeit behandelten Gürtelketten nur Vermutungen angestellt werden.

Zwar ist gesichert, daß Ende des 18. Jahrhunderts auch der Schwarzwald mit Gmündener Schmuckwaren beliefert wurde<sup>56)</sup> und daß Anfang des 19. Jahrhunderts Hausierer und Jahrmarkthändler im Schwarzwald u.a. "sonstige Waren aus Messing- oder Sturzblech, Fingerringe und Halskreuze, Rosenkränze, Tabakdosen, Messer und Gabeln und sonstige Schmiedewaren" vertrieben<sup>57)</sup>. Auch Granatschmuck und Uhrketten werden in diesem Zusammenhang genannt<sup>58)</sup>. Selbst nach dem Verbot des Hausier- und Jahrmarkthandels mit Gold- und Silberwaren 1896 durften nach wie vor "ganz ordinäre, billigste unechte Sachen" im Hausierhandel vertrieben werden<sup>59)</sup>. So zeigt der Warenkatalog des Hausierhandels wohl an, daß das Schmuckaufkommen im Schwarzwald in der Mitte des 19. Jahrhunderts gerade an kleinen, billigen Schmuckstücken größer gewesen sein muß, als es die Museumsbestände zeigen, doch scheint uns die Herkunft der Gürtelketten aus diesem Bereich zweifelhaft.

Mit größerer Wahrscheinlichkeit kommen als Hersteller dieser Ketten Arbeiter aus dem Umfeld der im Schwarzwald verbreiteten Kleinbetriebe zur Metallverarbeitung in Frage. So weist TRENKLE (1874: 145) ausdrücklich auf die große Anzahl Firmen in den Amtsbezirken Neustadt, Triberg und Wolfach hin, "welche Eisenfabrikate als Drahtseile, Stifte, Nahtdraht, Weberblätter, Metallgewebe, Feilen u. dgl. liefern". Besonders hervorgehoben wird die Drahtfabrikation in Triberg durch *Valentin Kammerer*, die dessen Vater 1821 gegründet hat (TRENKLE 1874: 143).

Denkbar wäre auch, daß brotlose Arbeiter beispielsweise aus Pforzheim, "die mit ihrer Kunst hausieren gehen mußten und da und dort auf den Ortschaften für sich arbeiteten, um nur von der Hand in den Mund zu leben", (GERSTNER 1908: 22 ff) Hersteller der Gürtelschnallen waren.

Sicher ist, daß die Herstellung der Gürtelketten Spezialkenntnisse und Spezialwerkzeuge erforderte. In ständiger Abnehmernähe vermuten wir diese am ehesten bei den Haftmachern<sup>60)</sup>.

#### 4. Träger des Schmuckes

Von den Trägern des Schmuckes sind in den seltensten Fällen Namen (vgl. WEBER-BENZIG 1956: 6) oder soziale Herkunft bekannt, so daß Fragen nach der sozialen Schichtung des Schmuckes offenbleiben. Es läßt sich lediglich hinsichtlich der Schappelgürtel feststellen, daß diese von Alteingessenen, wohlhabenden Bauerntöchtern getragen wurden, da das Tragen von Schappeln das Vorrecht dieser hervorgehobenen, bäuerlichen Schicht gewesen ist. Die Bedeutung des Schmuckes für die Trägerin konnte bei den Granatketten wenigstens in Grundzügen erfaßt werden. Bei den anderen Schmuckarten liegen uns diesbezüglich noch keine Nachrichten vor. Allgemein grundlegend für das Schmuckverhalten könnte die Ansicht gewesen sein, daß das Tragen von zuviel Schmuck als nicht sittlich galt. Allerdings sind diese Belege hierfür nicht zeitgleich mit den hier besprochenen Schmuckstücken, sondern deutlich später<sup>61)</sup>. Doch gibt es einen den Schmuckstücke zeitlich näherliegenden Beleg für ähnliches Verhalten, aber aus einer anderen sozialen Schicht<sup>62)</sup>. Möglicherweise lassen sich die beiden ähnlichen Verhaltensweisen auf einen gemeinsamen, älteren Ursprung zurückführen<sup>63)</sup>. Jedoch ist sicher, daß die in Vergleich mit anderen Landschaften (vgl. RITZ 1978: 10) zurückhaltende Verwendung von Schmuck in unserem Gebiet zumindest

im mittleren Schwarzwald nicht allein im Vorkommen einer reichen Trachtenstickerei begründet sein muß, sondern zumindest zu einem Teil auch Ausdruck sittlicher Normen gewesen sein könnte.

### Anmerkungen

- 01) Wobei er an einer Stelle das Trachtengebiet der Baar und das Trachtengebiet der Hochschwarzwaldtracht zu einem Trachtengebiet zusammenfaßt (KELLER 1942: 23), an anderer Stelle zu diesem Trachtengebiet auch noch das Trachtengebiet der Elztäler Tracht zählt (KELLER 1942: 24).
- 02) Mit der weiteren Unterteilung in das Trachtengebiet der Mühlenbacher Tracht, der Harmersbacher Tracht und der Einbacher Tracht (KELLER 1942: 29).
- 03) Da sich KELLER in seiner Arbeit hauptsächlich mit den Trachten auseinandersetzt, die zu seiner Zeit (1938/39) getragen wurden, fehlt in seiner Aufzählung der Schwarzwälder Trachtengebiete das Trachtengebiet Hotzenwald, dessen Bewohner damals, 1938, keine Tracht mehr trugen. Da sich aber in den Sammlungen des Franziskanermuseums Villingen Trachtenschmuckstücke auch aus diesem Gebiet befinden, wurde der Aufzählung KELLERS der Hotzenwald als weiteres Trachtengebiet angefügt.
- 04) Ergänzend sei darauf hingewiesen, daß im Schwarzwald auch Männer Ohrringe trugen (BUSSE 1934: Abb. o. Nr. Kirnbachtal)
- 05) SOHNREY (1895): Schapbacher Tracht, BUSSE (1934): Abb. o. Nr., Bärenbachtal, Trachtenpostkarte B. VAUTIER (1829 bis 1898) "S`Lorle von Gutach", Mühlenbachtracht, KELLER (1942): Abb. 79, Elztäler Tracht, REINHARDT (1968): Elztal, KELLER (1942): Abb. 12, Hochschwarzwald, KELLER (1924): Abb. 11, Hochschwarzwald, Fotothek Spiegelhalter Franziskanermuseum Villingen, (Hochschwarzwald). Sicherlich sind in dieser Aufzählung nicht alle fotografierten Ohrringträgerinnen erfaßt, da das Erkennen von Ohrringen durch die Unschärfe der Fotografien und in vielen Fällen durch die Kopfhaltung und Kopfbedeckung der Trachtenträgerin nicht möglich war.
- 06) KELLER (1942): Abb. 27, 28, 29, BUSSE (1933): Abb. 125, 126, 127, 132, BUSSE (1934): Abb. o. Nr., (Bärenbachtal), Abb. o. Nr., (Harmersbachtal), Abb. o. Nr., (Schwaibach), Trachtenpostkarte B. VAUTIER (1829 - 1898) "S`Lorle von Gutach", REINHARDT (1968): Einbach
- 07) SOHNREY (1895)
- 08) BUSSE (1934): Abb. o. Nr., Kinzigtal
- 09) BUSSE (1934): Abb. o. Nr., Harmersbachtal, Trachtenpostkarte "S`Lorle von Gutach"
- 10) SOHNREY (1895)
- 11) BUSSE (1934): Abb. o. Nr., (Harmersbachtal), BUSSE 1934: Abb. o. Nr., (Bärenbachtal), BUSSE (1934), Abb. o. Nr., (Schwaibach), BUSSE (1934) Abb. o. Nr., (Harmersbachtal), BUSSE (1933): Abb. 132, BUSSE (1933): Abb. 127, BUSSE (1933): Abb. 124
- 12) BUSSE (1934): Abb. o. Nr., (Harmersbachtal)
- 13) KELLER (1942): Abb. 37, Abb. 39
- 14) BUSSE (1933): Abb. 116
- 15) Fotothek Spiegelhalter Franziskanermuseum Villingen, o. Inv. Nr. (Neustadt 1895)
- 16) Fotothek Spiegelhalter Franziskanermuseum Villingen, o. Inv. Nr.
- 17) BUSSE (1934): Abb. o. Nr., sehr wahrscheinlich Ehering
- 18) FINKBEINER (1970): Abb. S. 85, BUSSE 1933: Abb. 126
- 19) FLADT (1932) a: Abb. o. Nr., (Siensbach)
- 20) FINKBEINER (1970): Abb. S. 85, FLADT (1932) a: Abb. o. Nr., Siensbach
- 21) BUSSE (1934): Abb. o. Nr., (Schapbach)
- 22) REINHARDT (1968)
- 23) BUSSE (1934): Abb. o. Nr., (Harmersbachtal)
- 24) FINKBEINER (1970): Abb. S. 87

- 25) BUSSE (1934): Abb. o. Nr., (Kinzigtal)
- 26) REINHARDT (1968): Abb. S. 72, (Schuttertal)
- 27) BUSSE (1933): 126
- 28) BUSSE (1934): Abb. o. Nr., (Schwaibach)
- 29) BUSSE (1933): 132
- 30) BUSSE (1933): 133
- 31) Ausnahme Anmerkung 26
- 32) zitiert nach FLADT (1934 b): 322
- 33) siehe FLADT (1934 b): 323 und Anm. 6
- 34) Bleistiftskizze im Führer des Museums (1890), Archiv- und Museumsbibliothek Villingen
- 35) Fotothek Spiegelhalter Franziskanermuseum Villingen, o. Inv.Nr.
- 36) Die Grenze des Trachtenbezirks der katholischen Baartracht (Westbaar) nach JOHNE (1926): 4
- 37) Zum Trachtenbezirk der protestantischen Baartracht (Ostbaar) gehören die Orte Schwenningen, Trossingen, Aldingen, Hausen ob Verena, Tuningen, Talheim und Schura (GÖTZE 1931: 2).
- 38) Führer durch die Gewerbeausstellung Schwenningen 1927: Abb. o. Nr., GÖTZE (1931): 7, 9
- 39) Führer durch die Gewerbeausstellung Schwenningen 1927: Abb. o. Nr.
- 40) WEBER-BENZING (1956): 6, FEHRLÉ (1924): Abb. 8
- 41) FLADT (1934 b): 322
- 42) "Aber auch die Amtsstadt zeigte die ehemalige Physiognomie nicht mehr so ganz. Der Zeitgeist (1836) hatte manchen Zug bereits verwischt oder verdrängt - wenn auch nicht in der Weise, wie der hinkende "Hafnerkaspar" finden wollte: Es habe kein Bürger mehr den richtigen bürgerlichen Gang, - ja wenn er Rock gesagt hätte, den dunkelblauen langen Tuchrock (von Spöttern Zehenklopfer genannt) mit umgelegtem Kragen und Knöpfen statt Haften, wodurch sich der Handwerksmann vom Bauer unterschied. Auch der Bauer hielt nicht mehr so zäh am Alten fest. Nur die Bäuerin schritt sonntags noch im vollen Staat ..." (REICH 1896: 115).
- 43) BUSSE (1934), Abb. o. Nr. (Lehengericht)
- 44) KELLER (1942), Abb. 40
- 45) GRAMLICH (1984): Abb. S. 162
- 46) GRAMLICH (1984): Abb. S. 182
- 47) GRAMLICH (1984): Abb. S. 197
- 48) REINHARDT (1968)
- 49) KELLER (1942): 78
- 50) Foto o. Inv.Nr. in der Sammlung des Franziskanermuseums Villingen
- 51) WELTE (1893)
- 52) FEHRLÉ (1924): Abb. 8
- 53) Fotothek Spiegelhalter o. Inv.Nr., Neustadt, Franziskanermuseum Villingen
- 54) z.B. Anm. 53, Anm. 45, Anm. 50
- 55) vgl. Anm. 46
- 56) DEBLER (1789); zit. nach Scherer (1971): 29
- 57) DENNIG (1899): Anm. 46
- 58) DENNIG (1899): 34
- 59) GÖLER (1909): 83
- 60) vgl. FISCHER (1911: 1027), auch HANSJAKOB (1897: 246) erwähnt den Haftenmacher Haas in Wolfach.
- 61) So ergab eine Umfrage unter alten, im mittleren Schwarzwald geborenen und aufgewachsenen Frauen im Jahre 1985 durch den Verfasser, daß das Tragen von zuviel Schmuck als "fatzenhaft" angesehen wird. Frauen, die viel Schmuck tragen, seien "auf Männerfang", seien "zielgerichtet". Das ist ein Grund dafür, warum heute noch die befragten Frauen kaum Schmuck tragen.
- 62) "Man überlade sich nicht mit Gold und Edelsteinen; das ist ein Vorrecht der Geldprotzen und ihrer besseren Hälften, und geht gewöhnlich mit Mangel an Orthographie und Richtigsprechen Hand in Hand. Je vornehmer der Träger, desto weniger, aber umso wertvollere Schmucksachen legt er an." (zit. nach ERWIN REX, o. J., Fesch und vornehm., S. 215)

- 63) Ende des 16. Jahrhunderts zeigte eine unverheiratete Frau durch Ablegen jeglichen Schmuckes, daß sie nicht heiraten wolle (ARENS 1903: 148). Als Schmuck zählten damals allerdings auch kostbare Stoffe und Bänder. (ARENS 1903: 29, 30 f, 34). Sicherlich geschah die Verbreitung und Durchsetzung der Forderung auf Schmuckverzicht im engen Zusammenhang mit den Kirchen.

## Katalog

Abb. 1-2 *Halskreuz*. Doublé, an cremefarbenem Halsband mit rot-grünem Muster und lilafarbener Borte, an den Enden offen. H: 3,1 cm, Br: 1,7 cm, Länge: eine Halsbandhälfte 37 cm, mittlerer Schwarzwald, 2. Hälfte 19. Jahrhundert.

Abb. 3-4 *Brosche*. Glas, Rahmen goldfarben, Rosenmotiv silberfarben, teilweise blau hinterlegt, auf der Rückseite mit einer dicken, schwarzen Masse bedeckt, in welche der Nadelhalter eingelassen wurde. Glas in Längsrichtung leicht konvex gebogen, an den Kanten abgefast, H: 2 cm, Br: 3 cm, hergestellt wahrscheinlich im südlichen Schwarzwald.

Abb. 5 *Miederhaken* und *Miederschnüre*. Wohl von Spiegelhalter selbst oder nach seiner Anweisung auf die Tafel montiert. (s.a. Abb. 56).

Abb. 6 Ausschnitt aus Abb. 5

Abb. 7-8 *Miederschnur*. Metallperlen, einzelne versilbert, auf 3 Fäden aufgefädelt, wobei die versilberten Perlen bevorzugt an den Spitzen des Zickzackmusters angebracht wurden, zerrissen, unvollständig. Länge der Teile insgesamt: 115,5 cm, Br: 0,7 cm, südlicher Schwarzwald, Mitte 19. Jahrhundert. Vgl. Abb. 5 oben und rechts außen.

Abb. 9-14 *Gürtelkette*. Kupfer versilbert, Vorderteil: Kettenstrang, bestehend aus einer (von oben nach unten) dichten Pseudo-Fuchsschwanzkette, einer Ankerkette, zwei losen Pseudo-Fuchsschwanzketten und einer Ankerkette. Zwischen den zwei oberen und den beiden unteren Ketten klafft eine breite Lücke, durch welche die dritte Kette läuft. Eingehängt ist der Kettenbogen an den zu Ösen gebogenen Enden zweier Spiegelrahmen.

Rechte und linke Hüfte: Kettenstrang aus zwei dichten Pseudo-Fuchsschwanzketten, die von zwei Ankerketten gerahmt werden, Kettenstrang der linken Hüfte unvollständig. Im Rücken ein Spiegel. An den Enden des Gürtels Haken und Ösen, die ebenfalls Spiegel tragen. Der Rahmen des Ösen spiegels und der rechte Spiegel am Kettenbogen sind aus zwei Drähten zusammengesetzt, die jeweils die Hälfte des Spiegelumfanges umfassen und deren Enden waagrecht zum Kettenverlauf miteinander kordiert werden. Mit kurzen Drahtstücken; auf denen Perlen aufgefädelt sind, werden an diesem Rahmen drei bzw. ein weiterer Rahmen, bestehend aus einem Perlendraht oder Draht, auf den Bouillon angesteckt wurde, festgebunden. Der Spiegel wird durch eine Kreuzverbindung aus Draht, die mit dem Rahmen außen oder mit einem inneren Rahmen verbunden ist, hinter der Rückseite festgehalten. Der äußere Rahmen ist mit Bouillondraht umwickelt, dazwischen sind dunkelblaue, sechskantige Glasröhrchen aufgefädelt, deren Durchmesser dem des Bouillondrahtes gleich. Der Rahmen des Rückenspiegels besteht aus einem einzigen Stück Draht, der zu drei bzw. zwei Ösen gebogen wurde, um die Kettenstränge einhängen zu können; der Rahmen des Hakenspiegels, bestehend aus vier Drähten, wurde konstruiert wie der Rahmen Abb. 11. Die Spiegel sind Glasbruchstücke, auf die eine reflektierende Metallschicht aufgetragen wurde und die mit einem rundaugeschnittenen Stück Papier abgedeckt wurde. Die Gürtelkette ist mindestens einmal repariert worden, alle Rahmen der Spiegel stark angerostet. Der Gürtel schließt mit verdecktem Haken links. Länge: 84 cm, Br. Kettenbogen: 8,1 cm; Hakenspiegel: 4,5 cm Durchmesser, rechter Spiegel vom Kettenbogen: 5,3 cm Durchmesser, Rückenspiegel: 4,7 cm Durchmesser, Ösen Spiegel: 3,7 cm Durchmesser, Herkunft unbekannt, wahrscheinlich katholische Baar, 1. Hälfte 19. Jahrhundert.

Abb. 9 *Gesamtansicht*

Abb. 10 *Hakenspiegel*

Abb. 11 *Rückenspiegel*

Abb. 12 Rückseite des Spiegels von Abb. 11

Abb. 13 rechter Spiegel

Abb. 14 Rückseite des Spiegels von Abb. 13

Abb. 15-17 *Gürtelkette*. Kupfer versilbert, Vorderteil: Kettenstrang aus drei Ankerketten zwischen zwei Milanaiseteilen, in der Mitte ist der Kettenstrang mit einem durchbrochenen Milanaiseteil unterbrochen. An der unteren Kette sind die jeweiligen beiden Enden dreier in der Länge abgestufter Ankerketten befestigt. Es folgen vier weitere, in der Länge abgestufte Ankerketten, deren Ende aber in die beiden äußeren Milanaiseteile eingehängt sind. Der Abstand der Scheitelpunkte der einzelnen Kettengänge ist gleichmäßig. Rechte Hüfte bis Rückenmitte: vierreihiger Ankerkettenstrang, unterbrochen durch ein durchbrochenes Milanaiseteil, in der Rückenmitte Spiegel. Der Rahmen des Spiegels besteht aus vier Drähten, von denen zwei den äußeren Rahmen und die zwei anderen den inneren Rahmen bilden. Die Drähte sind stellenweise miteinander verdreht und halten auf diese Weise zusammen. Die äußeren Drähte sind mit Bouillon umwickelt, zwischen dem je eine rote Gaspelre in Granatperlenschliff und drei linsenförmige Hohlglaskugeln, innen mit hellroter Farbe belegt, aufgefädelt wurden. Auf die inneren Drähte ist Bouillon gestengt. Über die beiden kordierten Stellen der inneren Drähte ist je eine zylinderförmige, dunkelblaue, geschliffene Gaspelre gestreift. Ein Rahmen auf dem Spiegel aus einem dünnen Draht, auf den rote, grüne und gelbe Gaspelren aufgefädelt sind, wird ebenso wie der Spiegel durch kurze Drähte festgehalten, die um den inneren und äußeren Rahmen geschlungen sind. Diese Drähte werden durch die aufgesteckten blauen Perlen verdeckt (was bedeutet, daß der Rückenspiegel von innen nach außen aufgebaut wurde) oder sind mit roten, gelben und grünen Perlen besteckt. Zwei rosafarbene Glasröhrchen und eine blaue Perle sind zwischen den äußeren und inneren Rahmen als Füllung eingehängt. Der Spiegel ist ein Glasbruchstück, auf das eine reflektierende Metallschicht aufgetragen und das dann mit einem rund ausgeschnittenen dicken Papier abgedeckt wurde (Abb. 16, 17). Rückenmitte und linke Hüfte: vierreihiger Ankerkettenstrang, unterbrochen durch ein durchbrochenes Milanaiseteil und vorne eingehängt in das linke Milanaiseteil des Kettenbogens, hinten in die vier zu Spirale gebogenen vier Enden der Drähte, die den Rückenspiegelrahmen bilden. An den Gürtelenden, Haken und Ösen, die auf gleiche Weise wie der Rückenspiegel konstruiert wurden. Beim Haken wurden zwei grüne, linsenförmige Hohlglaskugeln verwendet, bei der Öse eine kleine rosafarbene, linsenförmige Hohlglaskugel. Der Gürtel schließt mit verdecktem Haken rechts. Länge: 86 cm, Br. Kettenbogen: 17,5 cm, katholische Baar, Mitte 19. Jahrhundert

Abb. 15 *Gesamtansicht*

Abb. 16 *Rückenspiegel*

Abb. 17 Rückseite des Spiegels von Abb. 16

Abb. 18 *Gürtelkette*. Kupfer versilbert, Vorderteil: Kettenstrang aus sechs in der Länge abgestufte Pseudofuchsschwanzketten, eingehängt in zwei Milanaiseteile. Der Abstand der Scheitelpunkte der einzelnen Kettenstränge ist gleichmäßig. Rechte und linke Hüfte: Kettenstrang aus drei, ursprünglich vier Pseudofuchsschwanzketten, eingehängt in zwei Milanaiseteile (rechts am rechten Milanaiseteil des Kettenbogens, links in ein eigenes Milanaiseteil). An den Gürtelenden Haken bzw. Ösen (Öse fehlt) aus gedrehtem, zweifachen Draht. Die Kette schließt mit verdecktem Haken links. Länge: 88 cm, Br. Kettenbogen: 9,5 cm, katholische Baar, 2. Hälfte 19. Jahrhundert.

Abb. 19 *Gürtelkette*. Kupfer versilbert, Vorderteil: Kettenstrang aus sieben in der Länge abgestufte, alternierende Pseudofuchsschwanzketten und Ankerketten, eingehängt in zwei Milanaiseteile. Der Abstand der Scheitelpunkte der einzelnen Kettenstränge weist keine auffälligen Lücken auf. Rechte Hüfte bis Rückenmitte: Kettenstrang aus zwei Ankerketten, eingerahmt von zwei Pseudofuchsschwanzketten, eingehängt zwischen zwei Milanaiseteile (vorne am rechten Milanaiseteil des Kettenbogens, hinten in das Milanaiseteil, das in der Rückenmitte sitzt). Die auf der Abbildung innenliegende Kette länger als die drei anderen Ketten. Rückenmitte und linke Hüfte: Kettenstrang wie auf der rechten Hüfte. Die auf der Abbildung dritte Kette von oben länger als die anderen Ketten. Durch die z.T. große Differenz in den Längen der einzelnen Ketten verdrehen sich die Ketten auf beiden Hüftseiten sehr leicht miteinander. An den Gürtelenden Haken bzw. Ösen aus gedrehtem, zweifachen Draht. Die Kette schließt mit verdecktem Haken links. Länge: 92,5 cm, Br. Kettenbogen: 8,5 cm, katholische Baar, 2. Hälfte 19. Jahrhundert.

Abb. 20-21 *Gürtelkette*. Kupferdraht versilbert, Vorderteil: Kettenstrang aus fünf eng aneinanderliegenden Pseudofuchsschwanzketten, eingehängt zwischen zwei Milanaiseteile. Rechte und linke Hüfte: Milanaiseseilband. In der Rückenmitte ist das Band rautenförmig verbreitert. An den Enden des

Gürtels Haken bzw. Ösen aus doppeltem Draht, mit s-förmigen Haken eingehängt. Die Kette schließt mit verdecktem Haken rechts. Länge: 91,5 cm, Br. 2,5 cm, katholische Baar, 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Abb. 22-23 *Gürtelkette*. Kupfer versilbert, Vorderteil: Kettenstrang aus sieben Ankerketten, eingehängt in Milanaiseteile. Die erste Kette von oben ist die kürzeste, die unterste Kette, die siebte, ist die längste, die Länge der Ketten dazwischen ist entsprechend abgestuft, wobei die oberen vier Ketten deutlich kürzer sind als die drei unteren Ketten, so daß im Kettenbogen eine Lücke klafft. Einzelne Ketten (die dritte und fünfte von oben) sind länger als die nachfolgenden Ketten, so daß der Eindruck entsteht, als seien diese Ketten mit den nachfolgenden Ketten verdreht. Rechte Hüfte bis Rückenmitte: Kettenstrang aus vier Ankerketten, eingehängt in Milanaiseteile (vorne in das rechte Milanaiseteil des Kettenbogens, hinten in das Milanaiseteil der Rückenmitte). Ketten unterschiedlich lang wobei die erste Kette von oben die kürzeste ist und bei den nachfolgenden Ketten auf die gleiche Weise wie beim Vorderteil der Eindruck von einem verdrehtem Kettenstrang hervorgerufen wird. Rückenmitte und linke Hüfte: Milanaiseteile mit dazwischen montierten Ankerketten, an deren Enden einzelne rote oder blaue Glasperlen aufgefädelt wurden. An den Gürtelenden Haken bzw. Ösen aus doppeltem Draht gebogen. Der Gürtel schließt mit verdecktem Haken links. Länge: 89,5 cm, Br. Kettenbogen: 7 cm, katholische Baar, 2. Hälfte 19. Jahrhundert.

Abb. 24-26 *Gürtelkette*. Kupfer versilbert, Flachglieder alternierend mit 10fachen Kettensträngen in Pseudofuchsschwanztechnik. Der Rahmen der Flachglieder wurde auf dem "Faulenzer" gebogen. In den Rahmen wurden senkrecht zum Gürtelverlauf neun Stäbchen eingehängt, die mit Bouillon umwickelt sind. Am Ende der Kette ein Gürtelhaken aus sechs nebeneinandergelegten Drähten, oben und unten mit angedrücktem Draht umwickelt. In der Mitte des Hakens, zwischen die beiden inneren Drähte, die Öse eines Knopfes (auf der Rückseite ausgestanzt: A.D.) gedrückt, der durch einen Steg senkrecht zum Gürtelverlauf festgehalten wird. Um die Konturen des Knopfes wurden beidseitig je zwei der verbliebenen vier Drähte bogenförmig geführt. Die Drähte sind mit Bouillon draht umwickelt. An diese Drähte ist beidseitig je ein Draht bogenförmig angelegt, der in elf bzw. zwölf Schlaufen gebogen wurde und der an seinen Enden mit der Umwicklung festgehalten wird. Die Enden dieser beiden Drähte sind spiralförmig eingedreht und flach gehämmert. Die Proportionen des Hakens sind auf den Umfang des Knopfes abgestimmt. Die Öse dem Haken gegenüber ist gleich aufgebaut wie der Haken. Öse abgebrochen. Länge: 96 cm, Br.: 4,3 cm, protestantische Baar, 2. Hälfte 19. Jahrhundert.

Abb. 27-28 *Gehänge*. Kupferdraht versilbert, einzelne Elemente auf dem "Faulenzer" gebogen, flachgedrückt und mit s-förmigen Haken verbunden. Zwei Messingknöpfe mit Glassteinen durch Steg befestigt. Stein des oberen Knopfes dunkelblau, Stein des unteren Knopfes rot, wobei der Glasstein selbst farblos ist und die rote Farbe auf der Rückseite des Steins oder auf dem Boden der Fassung aufgetragen ist. Etwa in der Mitte des Gehänges eine senkrecht nach unten verlaufende Reihe aus fünf kurzen Pseudofuchsschwanzketten. Die frei beweglichen vier Anhänger aus kordiertem Draht mit doppeltem Achter, an den Enden zur Spirale gedreht, alles gehämmert. Ein Anhänger fehlt. Das Gehänge läuft in ein Gebilde aus einem gebogenen, doppelten Draht aus, das die Form eines Blütenkelchmüßes aufweist. Es fehlt die Anhängervorrichtung in den Gürtel. Länge: 17 cm, Br.: 4 cm, protestantische Baar, 2. Hälfte 19. Jahrhundert. Wahrscheinlich zu Gürtel Abb. 24-26 gehörend.

Abb. 29-32 *Gürtelkette*. Kupferdraht versilbert, hergestellt wie Gürtelkette Abb. 24-26 mit dem Unterschied, daß die Kettenstränge zwölfmal sind, in die Flachglieder elf Stäbchen eingehängt, bei Haken und Öse ein Knopf mit eingesetztem blauen bzw. roten Glasstein verwendet und der Haken bzw. die Öse aus neun nebeneinanderliegenden Drähten aufgebaut wurde. Ferner weisen bis auf das Flachglied vor dem Haken alle Flachglieder auf der Rückseite einen Mittelsteg im Gürtelverlauf auf. Länge: 98,5 cm, Br.: 5,4 cm, protestantische Baar, 2. Hälfte 19. Jahrhundert.

Abb. 33-34 *Gehänge*. Kupferdraht versilbert, einzelne Elemente auf dem "Faulenzer" gebogen, flachgedrückt und mit s-förmigen Haken verbunden. Drei Messingknöpfe mit Glassteinen durch Steg befestigt. Stein des oberen und unteren Knopfes dunkelblau, mittlerer Stein rot, wobei der Glasstein selbst farblos ist und die rote Farbe auf der Rückseite des Steins oder auf dem Boden der Fassung aufgetragen ist. Etwa in der Mitte des Gehänges eine senkrecht nach unten verlaufende

Reihe aus fünf kurzen Pseudofuchsschwanzketten. Die zwei oberen Anhänger aus kordiertem Draht mit Achter, die Enden zur Spirale gedreht, alles gehämmert, die beiden unteren Anhänger aus einer Schlinge, unterer Teil umwickelt, beide Enden zur Spirale gedreht und gehämmert. Die Anhänger sind frei beweglich. Das Gehänge läuft in einen flachgehämmerten Achter aus. Es fehlt die Aufhängevorrichtung in den Gürtel. Länge: 18 cm, Br.: 4,5 cm, protestantische Baar, 2. Hälfte 19. Jahrhundert. Abb. 35-37 *Gürtelkette*. Eisen, Flachglieder alternierend mit 10fachen Kettensträngen in Pseudofuchsschwanztechnik. Die Flachglieder bestehen aus acht nebeneinander gelegten Drähten, die mit einem angedrückten Draht aus einem Stück umwickelt sind. Die beiden Enden der sechs mittleren Drähte sind auf gleicher Höhe umgebogen und flach gehämmert. In die so entstandenen Ösen sind die Kettenstränge mit einem s-förmigen Haken eingehängt, in die mittleren vier Ösen jeweils zwei, in die beiden äußeren Ösen jeweils ein Kettenstrang. Die Enden der beiden äußeren Drähte sind spiralförmig eingerollt und flach gehämmert. Die Umwicklung hält an den beiden Kanten des Flachgliedes auch je einen an seinen Enden spiralförmig eingerollten und flachgehämmerten Draht fest. Die Flachglieder an den Gürtelenden sind als Haken bzw. Öse ausgestaltet. Länge: 75 cm, Br.: 3,5 cm, Herkunft unbekannt, wahrscheinlich protestantische Baar, Mitte 19. Jahrhundert?

#### Diskussion:

Herkunft und Datierung des Stückes sind schwer zu bestimmen. Es könnte ein Vorläufer des Gürteltyps Abb. 24 sein, ein zeitgleiches Stück und mit gleicher Bedeutung, aber aus einer anderen Werkstatt wie Gürteltyp Abb. 24 oder aber ein zeitgleiches Stück mit anderer Bedeutung wie Gürteltyp Abb. 24. Sehr wahrscheinlich fehlt bei dem Stück der Anhänger, möglicherweise gehört der verlorengegangene Anhänger von Gürtelkette Abb. 50 dazu. Dieselbe Drahtbiegetechnik, die bei vorliegendem Stück besonders auffällt, findet sich bei den Gürtelketten der protestantischen Baar, des Hotzenwaldes und bei Schweizer Gürtelketten. Für eine Erklärung dieser Konvergenz in solch unterschiedlichen Kulturlandschaften ist der Forschungsstand noch zu unsicher.

Abb. 38-41 *Gürtelkette*. Kupfer versilbert, einzelne Abschnitte auf einer Spindel gewickelt und dann ineinander gedreht, nicht gelötet. Die beiden Drahtenden der einzelnen Abschnitte untergeschoben. An einem Ende ein Gürtelhaken, aus gedoppeltem Draht, mit angedrücktem Draht umwickelt. Die Umwicklung umschließt auf zwei Seiten des Hakens oben und unten die spiralförmig eingedrehten Enden je eines Drahtes, der in halber Herzform gebogen ist. Die beiden halbherzförmig gebogenen Drähte sind mit Bouillon umwickelt. Die Innenflächen der Herzhälften sind ausgefüllt mit je zwei ringförmig gebogenen Ketten aus grünen Glasperlen die mit Bouillon umgrenzt sind. Dünner versilberter Kupferdraht befestigt diese Gebilde an Haken und Bogen. Am anderen Ende der Kette die Öse, die wie der Haken ausgestaltet wurde. In der Öse ein Ring, an dem sich das Gehänge befindet, bestehend aus drei Wendelketten, deren Abschnitte aber im Durchmesser kleiner sind als die der Gürtelkette und einer Hakenkette, alternierend mit drei Stäben, die mit Bouillon umwickelt sind. Am Ende des Gehänges, an der Hakenkette ein wie der Haken konstruierter herzförmiger Anhänger, mit angestengtem Bouillon und drei eingehängten Spiralanhängern. Länge insgesamt: 130 cm, Länge Gehänge: 38,5 cm, Länge Haken bzw. Öse: 4 cm, Länge Kette (= Umfang): 81,5 cm, Br.: 3,5 cm. Durchmesser Gürtelabschnitt: 1 cm, Durchmesser eines Abschnittes der oberen Kette im Gehänge: 0,8 cm, Durchmesser eines Abschnittes der beiden unteren Ketten im Gehänge: 0,6 cm. Hotzenwald 2. Drittel 19. Jahrhundert.

Abb. 42-45 *Gürtelkette*. Silber?, einzelne Abschnitte auf einer Spindel gewickelt und dann ineinandergedreht, nicht gelötet. Die beiden Drahtenden der einzelnen Abschnitte untergeschoben. An einem Ende der Kette ein Gürtelhaken, bestehend aus vierfachem nebeneinandergelegtem Draht, der an drei Stellen (an den beiden Enden des Hakens und in der Mitte) mit angedrücktem Draht umwickelt ist. Diese Umwicklung hält an den beiden Kanten des Hakens auch je einen Draht fest, der zweimal schleifenförmig gebogen wurde und an seinen beiden Enden in eine Spirale ausläuft. Die Schleife und auch die Spirale sind flach gehämmert. Ein zusätzliches, drittes Paar von Spiralen entstand dadurch, daß die zwei äußeren Drähte der vierfachen Drahtlage mit ihren Enden nach außen gebogen wurden, während die beiden mittleren Drähte eine Öse bilden, mit welcher der Haken am Gürtel befestigt wurde. Am anderen Ende der Kette befindet sich die Öse, die wie der Haken aufgebaut und verziert ist. In die Öse ist ein Ring eingehängt, an dem das Gehänge angebracht

ist, bestehend aus zwei aufeinander folgenden torquierten Stäben mit Ösen am Ende, einer Hakenkette und einem torquierten Stab, der in zwei flach gehämmerten Spiralen endet. Länge insgesamt: 123 cm, Länge Gehänge: 23 cm, Länge Haken bzw. Öse: 4 cm, Durchmesser eines Abschnittes 0,7 cm, Hotzenwald, 2. Drittel 19. Jahrhundert.

Abb. 46-52 *Gürtelkette*. Kupferdraht versilbert, einzelne Abschnitte auf einer Spindel gewickelt und dann ineinandergedreht, nicht gelötet. Die beiden Drahtenden der einzelnen Abschnitte untergeschoben. Die Kette wird durch ein Zwischenstück gegliedert, das aus einem gedoppelten, ringförmig gebogenen Draht besteht, der mit einem dünneren, angedrückten Draht umwickelt wurde. An den beiden Enden jeweils zwei Haken aus gedoppeltem Draht gebogen, der längere Haken teilweise torquiert und mit einem eingeschobenen dritten Draht ausgestaltet. Der kleinere Haken teilweise umwickelt mit dem gleichen Draht wie das Zwischenstück. Länge insgesamt: 126,5 cm, Länge Gehänge: 28,5 cm, Taillenumfang: 98,0 cm, Länge der Haken: 4 cm bzw. 2 cm, Durchmesser eines Abschnittes: 0,6 cm, Herkunft unbekannt, möglicherweise katholische Baar, 1. Hälfte 19. Jahrhundert.

#### Diskussion:

Herkunft, Datierung und Trageweise des Stückes sind weitgehend unbekannt. Von den vier vorgeschlagenen Trageweisen (Abb. 47 - Abb. 50) ist Trageweise Abb. 47 am wenigsten wahrscheinlich, während Trageweise Abb. 48 der Trageweise auf Abb. 64 entsprechen könnte. Damit wäre das Stück in die katholische Baar zu lokalisieren und in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zu datieren. Gleichzeitig läge, wenn man Trageweise Abb. 49 mitbetrachtet, ein möglicher Vorläufer für die spätere Gürtelkettenform der katholischen Baar vor. Dem steht Abb. 50 entgegen, angefertigt von Oskar Spiegelhalter. Oskar Spiegelhalter selbst hat das Stück erworben und da mit Gewißheit anzunehmen ist, daß er über die Trageweise des Stückes bei Gewährsleuten Auskünfte eingezogen hat, ist seiner Darstellung der Trageweise besondere Bedeutung zuzumessen. Es ist dennoch nicht auszuschließen, daß Oskar Spiegelhalter über die Trageweise vorliegenden Stückes keine Auskunft erhielt und die auf dem Foto dargestellte Trageweise frei rekonstruierte. Der Anhänger ist verloren. Ebenso die Inventarnummer, so daß das Stück in den von Oskar Spiegelhalter angelegten Inventarkarten nicht wiedergefunden werden kann. Möglicherweise stammt der Anhänger von einer Gürtelkette der protestantischen Baar (vgl. Abb. 35). Endgültig sichern läßt sich die Herkunft des Stückes erst anhand einer breiten Materialbasis.

Abb. 46 Gürtelkette

Abb. 47 Hypothetische Trageweise des Gürtels von Abb. 46

Abb. 48 Hypothetische Trageweise des Gürtels von Abb. 46

Abb. 49 Hypothetische Trageweise des Gürtels von Abb. 46

Abb. 50 wohl von Spiegelhalter vorgestellte Trageweise des Gürtels von Abb. 46

Abb. 51 Detail des Gürtels von Abb. 46

Abb. 52 Detail des Gürtels von Abb. 46

Abb. 53-55 *Gürtelkette*. Kupferdraht versilbert, einzelne Abschnitte auf einer Spindel gewickelt und dann ineinandergedreht, nicht gelötet. Die beiden Drahtenden der einzelnen Abschnitte untergeschoben. Die Kette wird durch ein Zwischenteil gegliedert, das zwischen zwei Ösen dreimal torquiert ist. Die größere der Ösen ist flach gehämmert. An den beiden Enden der Kette jeweils ein Haken, gebildet aus einem gedoppelten Draht, der auf einer Seite des Hakens torquiert ist. Länge insgesamt: 128,5 cm, Länge Gehänge: 29,5 cm, Länge der Haken: 5 cm bzw. 4 cm, Durchmesser eines Abschnittes: 0,9 cm, Herkunft unbekannt, katholische Baar oder Hotzenwald, 2. Drittel 19. Jahrhundert.

#### Diskussion:

Herkunft, Datierung und Trageweise des Stückes sind weitgehend offen. Obwohl es aufgrund seiner Konstruktion genau wie das Stück Abb. 46 getragen worden sein könnte und damit der katholischen Baar zuzuordnen wäre, sprechen Material und Art der Abschnitte für einen Gebrauch im Hotzenwald.

Abb. 54 Hypothetische Trageweise des Gürtels von Abb. 53

Abb. 55 Hypothetische Trageweise des Gürtels von Abb. 53

Abb. 56 Knöpfe, Schließen und Schnallen, wohl von Spiegelhalter selbst oder nach seiner Anweisung

auf die Tafel montiert, Gegenstück zur Tafel Abb. 5

Abb. 57 Schabacher Tracht mit Granatkette und Ohrring als Schmuck

Abb. 58 Trachtenträgerin aus Schuttertal mit Granatschmuck.

Abb. 59 Trachtenträgerin aus Wolfachtal mit Granatkette und Halskreuz.

Abb. 60 Trachtenträgerin aus dem Hochschwarzwald mit Miederhaken, Miederschnüre und Perlstickgürtel

Abb. 61 Trachtenträgerin aus St. Georgen mit Gürtelkette

Abb. 62 Trachtenträgerin aus der protestantischen Baar mit silberbeschlagenem Gürtel.

Abb. 63 Zwei Trachtenträgerinnen aus der protestantischen Baar (Schwenningen) linke Frau ledig, rechte Frau verheiratet

Abb. 64 Trachtenträgerinnen aus der katholischen Baar mit Gürtelkette, aus: SCHREIBER, Nationaltrachten Deutschlands, Freiburg, 1820-1827

Abb. 65 Trachtenträgerin aus der katholischen Baar (Hausen vor Wald) mit Gürtelkette

Abb. 66 Trachtenträgerinnen aus dem Hochschwarzwald, mit Uhrenkette, Fingerringen und Ketten-gürtel, 1882

Abb. 67 Trachtenträgerin aus der katholischen Baar, Weilersbach, (Franziska Reiser, gemalt 1844 als 36 jährige), mit Kettengürtel

Abb. 68 Trachtenträgerin aus dem Hotzenwald, 1880.

## Ausblick

Die Beschäftigung mit vorliegendem Thema sollte fortgesetzt werden. Erstes Ziel wäre die numerische Erweiterung der Materialsammlung. Dabei sollte die Liste der Schmuckarten um bspw. die Gebetbücher, Rosenkränze, Rinkenverschlüsse, Schmuck, der unter der Kleidung getragen wurde, evtl. auch um Schappel und vor allem um den Schmuck für Männer erweitert werden. Neben den Stücken in anderen Museen sollten vor allem die Stücke im Privatbesitz erfaßt werden. Erst eine möglichst breit angelegte Materialbasis ermöglicht es, die Vielfalt der Ausprägungen einzelner Schmuckgattungen festzustellen und Eingliederungen, wie z.B. den Unterschied zwischen Halskreuzen und Brustkreuzen, besser herauszuarbeiten. Diese breite Materialbasis wäre dann auch Ausgangspunkt für die Ausgrenzung einzelner Werkstätten und für die Aufstellung der Entwicklungsgeschichte der einzelnen Schmuckgattungen. Die einzelnen Schmuckstücke, die im Schwarzwald nach jetzigem Forschungsstand ohne Ausnahme keine Meisterzeichen aufweisen, können nur über bildliche Darstellungen wie Fotografien, Motivtafeln Porträtmalerei etc., datiert werden, allerdings erst nach gründlich erfolgter Quellenkritik. Trachtenbeschreibungen sind in unserem Gebiet zur Datierung wenig hilfreich, da sie bezüglich des Schmuckes oft ungenau sind, ebenso archivalische Quellen wie Nachlaßinventare, da die dort aufgeführten Schmuckbezeichnungen zu wenig detailliert sind, um ein heute vorliegendes Schmuckstück einer dieser Bezeichnungen sicher zuordnen zu können. Hingegen könnten Nachlaßinventare Hinweise auf Schmuckhersteller geben und wenigstens zu einem Teil die Fragen klären helfen, die mit der Schmuckherstellung zusammenhängen. Trotz der schwierigen Quellenlage sollte auch versucht werden, Aussagen über die Erstbenutzer des Schmuckes zu machen. Auch dabei wären in erster Linie Fotografien, Gemälde u.ä. heranzuziehen, die zusammen mit Archivalien wie bspw. Traubüchern, den Träger des Schmuckes sozial einordnen ließen und damit die Bedeutung des Schmuckes für den einzelnen Träger wenigstens in Ansätzen aufzeigten. Weiterreichende Fragen nach der Bedeutung des Schmuckes, die sich nicht aus dem Bild- und Archivmaterial rückschließen lassen, können durch mündliche Befragung von Gewährsleuten beantwortet werden, die über entsprechendes, mündlich tradiertes Wissen verfügen, wobei allerdings die Ergiebigkeit und die Verwertbarkeit dieser Auskünfte

für unseren Zusammenhang nur nach erfolgter Quellenkritik eingeschätzt werden kann. Nicht zuletzt steht noch ein auf breiter Materialbasis stehender Vergleich des in unserem Gebiet getragenen Trachtenschmucks mit dem Schmuck anderer Gebiete aus.

## Schrifttum

- ADELMANN, P. (1939): Das Mieder in der Volkstracht des Oberrheins. Entwicklungsgeschichte eines Trachtenstücks (= Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission, H. 20), Heidelberg.
- Adressbuch der Fabrikanten, Kaufleute und Gewerbsleute vom Großherzogtum Baden. Zugleich Handelsgeographie, Produkten- und Fabrikantenbezugsangabe. (Bd. 2 des großen Adressbuchs aller Länder der Erde) Nürnberg ca. 1875.
- ARENS, B. (1903): Anna von Xaintonge. Stifterin der Ursulinen von Dôle (1567-1621), Freiburg i.Br. Ausstellungskatalog "Volkstümlicher Schmuck". Österr. Museum für Volkskunde Wien 1981/82.
- AUZINGER, L. (1918): Der Miederverschluß in der deutschen Volkstracht, in: Berichte aus dem Knopf-Museum Heinrich Waldes, Prag, 3, 1918, S. 10-18.
- BASSERMANN-JORDAN, E. (1909): Der Schmuck, Leipzig.
- BEHRMANN, I. (1985): Volkstümlicher Schmuck (= Katalog des Museums für Kunst und Gewerbe, Hamburg), Hamburg.
- BISCHOFF-LUTHLEN, A. (1982): Der Schwabe und sein Häs, Stuttgart.
- BITTMANN, K. (1907): Hausindustrie und Heimarbeit im Großherzogtum Baden zu Anfang des 20. Jahrhunderts, Karlsruhe.
- BLACK, A. (1973): Die Geschichte des Schmucks, München.
- BUSSE, H.E. (1933): Baden (= Deutsche Volkskunst, Band XIII, hrsg. von Edwin Redslob), München.
- BUSSE, H.E. (1934): Schwarzwälder Volkstrachten. Trachtensonderheft "Mein Heimatland" 21. Jahrgang, Heft 7/8, 1934
- CLAUSING, R. (1923): Die Organisation des Absatzes in der Pforzheimer Bijouterie-Industrie, Phil. Dissertation. Heidelberg 1923. IV, 45, IX (Masch.).
- Costumes d'Alsace et de la Forêt Noire, Renckert-Lambs, 14, Rue du Dôme 14, Straßbourg. Leporello mit Abb.
- DENEKE, B., OPPELT, W. (1982): Ländlicher Schmuck aus Deutschland, Österreich und der Schweiz (= Katalog des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg), Nürnberg.
- DENNIG, E. (1899): Der Hausierhandel in Baden. Dissertation Straßbourg, Karlsruhe, 1899
- DIETZ, R. (1863): Die Gewerbe im Großherzogtum Baden. Ihre Statistik, ihre Pflege, ihre Erzeugnisse. Karlsruhe
- DOEBELE, L. (1929): Die Hausindustrie des Hotzenwaldes. Heimarbeit und Verlag in der Neuzeit H. 15, Jena.
- EBNER, J. (1931): Zur Geschichte der Hotzentracht, in: "Mein Heimatland", 18. Jahrg., 1931, Heft 1/2
- ELCHLEPP, J. (1900): Volkstrachten aus dem Schwarzwald. Johannes (Hrsg.) Elchlepp's Hofkunstverlag, Freiburg im Breisgau mit einem Vorwort von Hansjakob
- Erhebung über die Lage des Kleingewerbes 1885, veranstaltet durch das Großh. Ministerium des Innern. 3. Band. Karlsruhe, Gutsch 1888.
- FEHRLE, E. (1924): Badische Volkskunst, Leipzig
- FEHRLE, E. (1938): Volkskundliche Wanderung in der Baar, in: Die Baar, Jahresband 1938 "Badischer Heimat", Jahrgang 25, S. 202 ff.
- FINGERLIN, I. (1971): Gürtel des hohen und späten Mittelalters (= Kunstwissenschaftliche Studien, XLVI), München-Berlin.
- FINKBEINER, G. (1970): 700 Jahre Schuttertal 1270 - 1970. Festschrift anlässlich der 700-Jahr-Feier der Gemeinde Schuttertal.
- FISCHER, H. (1911): Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 3, Spalte 1027, Haftenmacher
- FLADT, W. (1932 a): Die Volkstracht des Elztales und ihre Wandlung im 19. und 20. Jh., in: "Mein Heimatland", 19. Jg. 1932, S. 146 ff.

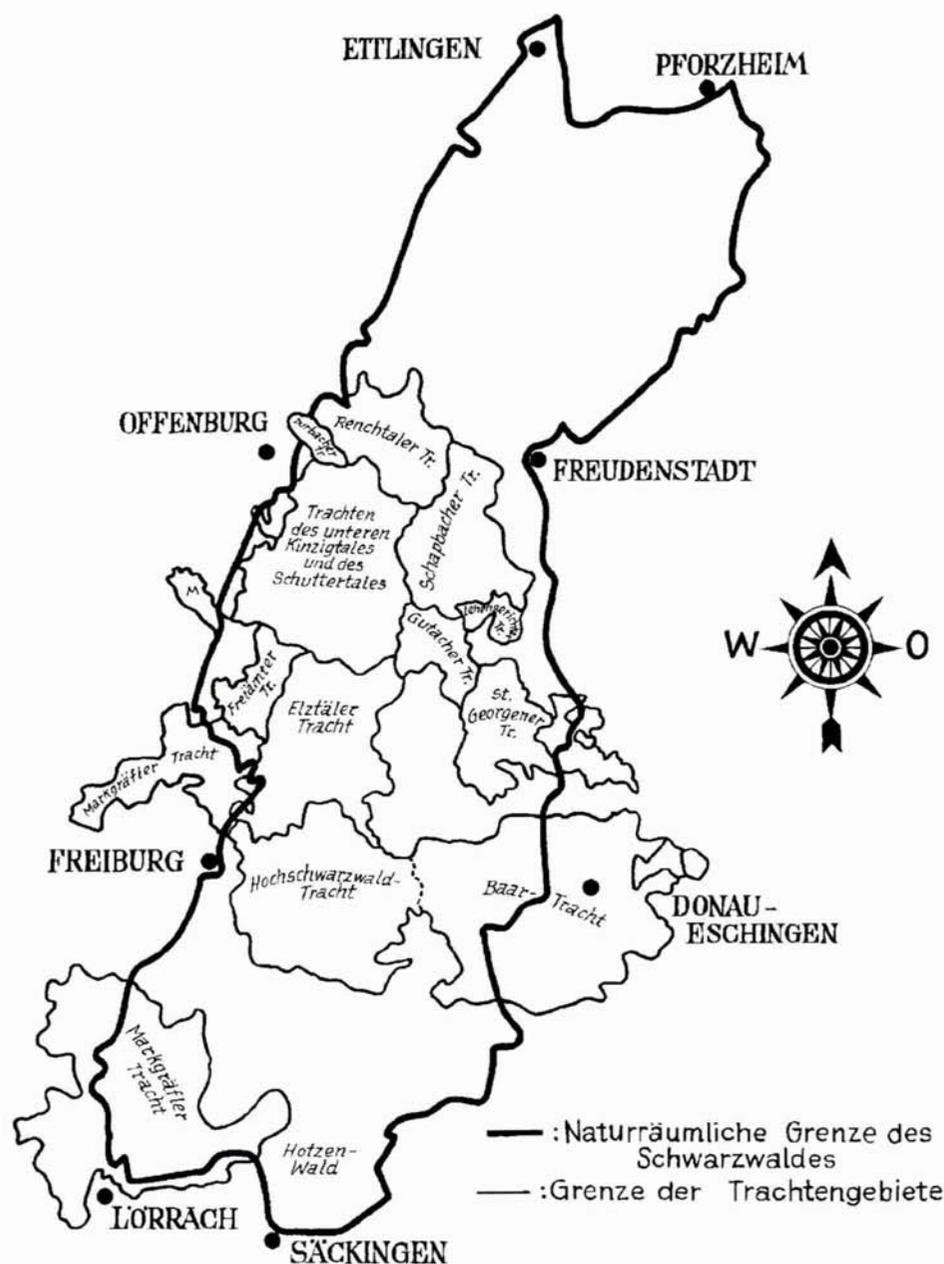
- FLADT, W. (1932 b): Die Volkstracht des Hotzenwaldes. Jahresheft der "Badischen Heimat", "Hochrhein und Hotzenwald", 19. Jg. 1932, S. 205 ff.
- FLADT, W. (1934 a): Schwarzwaldtrachten, in: "Mein Heimatland" 21. Jg. Heft 7/8, 1934, (= Sonderheft: Schwarzwälder Volkstrachten), S. 293 ff.
- FLADT, W. (1934 b): Die obrigkeitliche Kleiderordnung der Herrschaft Triberg vom 1. April 1748. Eine Studie zur Trachtengeschichte des Schwarzwaldes, in: "Mein Heimatland", 21. Jg., Heft 9/10, S. 321 ff.
- FORRER, R. (1905): Geschichte des Gold- und Silberschmucks, Strasbourg.
- FREEDEN, M.H. v. (1972): Aus den Schätzen des Mainfränkischen Museums, Würzburg.  
Führer durch die Gewerbeausstellung im neuen Rathaus 8.-22. Mai 1927, Schwenningen am Neckar, Druckerei Link.
- GERSTNER, P. (1908): Die Entwicklung der Pforzheimer Bijouterie Industrie von 1767 - 1907. Staatswiss. Dissertation, Tübingen 1908.
- GIERL, I. (1972): Trachtenschmuck aus fünf Jahrhunderten, Rosenheim  
Glasverzierung und Glasmalerei im Lande Baden. Badische Gewerbezeitung 1896 S. 381.
- GÖLER, E. (1909): Die wirtschaftliche Organisation der Pforzheimer Bijouterieindustrie. Eine volkswirtschaftliche Monographie, (= volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen, XII. Bd., 1. Heft, zugleich Heidelberger Volkswirtschaftliche Abhandlungen, 1. Band, 1. Heft), Karlsruhe.
- Gold und Silber Jg. 20, Heft 5, Stuttgart, Kohlhammer, 1967, Zum Jubiläum der Pforzheimer Schmuckindustrie.
- GOTHEIN, E. (1888): Die Resultate der Erhebungen etc. Karlsruher Zeitung 1888, Beil. 11 - 15.
- GOTHEIN, E. (1889): Pforzheims Vergangenheit. Ein Beitrag zur deutschen Städte- und Gewerbe-geschichte. (= Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen Bd. IX, H. 3), Leipzig.
- GOTHEIN, E. (1892): Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften. 1. Band: Städte- und Gewerbe-geschichte. Straßburg.
- GÖTZE, P. (1931): Trachten der Baar, Trossingen. Wiederabdruck in: Das Heimatblättle, eine Schwenninger Monatsschrift für Heimat und Volkstum. 35. Jg., Heft 7, Juli 1987, hrsg. vom Schwenninger Heimatverein e.V., S. 1 ff.
- GRAMLICH, W. (1984): Das St. Georgener Heimatbuch. Beiträge und Bilder zur 900jährigen Geschichte 1084-1984.
- HABERLANDT, M. (1906): Völkerschmuck, Wien - Leipzig.
- HABERLANDT, M. (1911): Österreichische Volkskunst. Aus den Sammlungen des Museums für Österreichische Volkskunde, 2 Bde., Wien.
- HANSMANN, L./HANSMANN, K./KRISSE-RETTENBECK, L. (1977): Amulett und Talisman. Erscheinungsform und Geschichte, München.
- HANSJAKOB, H. (1897): Waldleute, Stuttgart.
- HAUGER, J. (1964): 1200 Jahre Geschichte des Dorfes Weilersbach 764-1964, hrsg. von der Gemeinde Weilersbach.
- HEIERLI, J.: Die Volkstrachten der Schweiz, 5 Bände, Zürich. Bd. 1, Zürich 1922, Bd. 2-4: München-Leipzig 1924, 1928, 1930, Bd. 5, Zürich 1932.
- HEFNER-ALTENECK, J.H.v. (1879-1889): Trachten, Kunstwerke und Gerätschaften vom frühen Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Bd. 6 - 10 je einschließlich.
- HOTTENROTH, F. (1898): Deutsche Volkstrachten, Frankfurt a.M.
- JOHNE, E. (1926): Die Volkstracht der Baar. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte, in: Schriften der Baar, Heft 16, 1926, S. 199 - 251.
- KALCHSCHMIDT, K.T. (1895): Geschichte des Klosters, der Stadt und des Kirchspiels St. Georgen auf dem badischen Schwarzwald, Heidelberg.
- KELLER, R. (1942): Tracht am Oberrhein, Hünenburg-Verlag, Straßburg.
- KIRCHENMAIER, A. (1950): Wie Pforzheims Schmuck- und Uhrenindustrie entstand. In: Edelsteine und Schmuck, Idar-Oberstein, 1950, S. 219-222.
- KRAUS, A.E. (1926): Die St. Georgener Tracht, in: "Mein Heimatland", 13. Jg., 1926, Heft 3/5.
- KRISS-RETTENBECK, L. (1971): Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens, München.

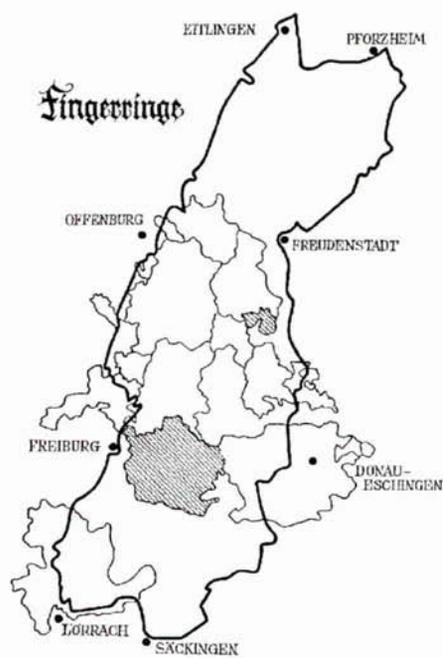
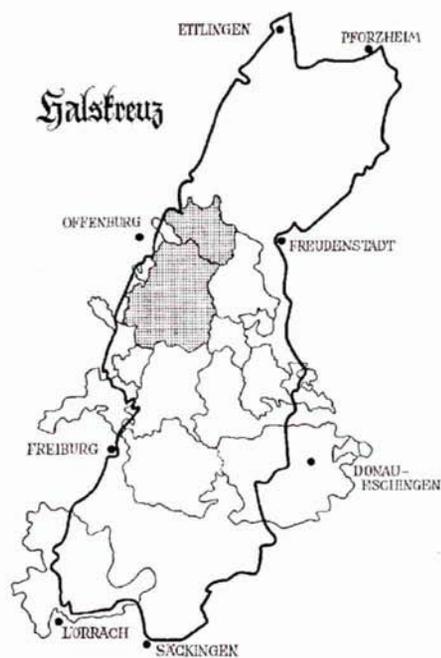
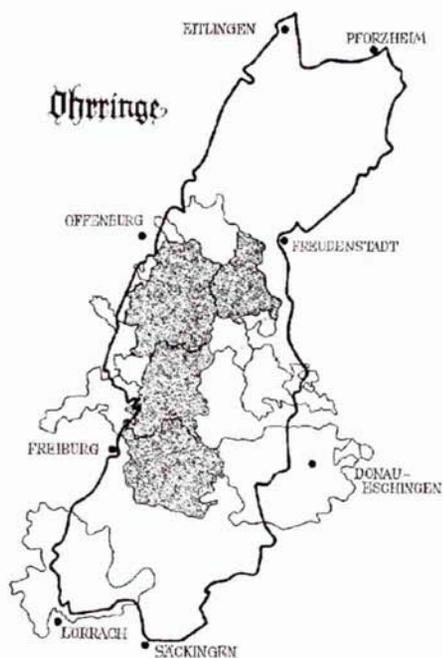
- KUZEL, V. (1962): Das Buch vom Schmuck, Prag
- LADEWIG, P. (1889): Pfälzer Goldschmiederechnungen des 16. Jhd. Z. Oberrhein. Neue Folge IV. (1889) S. 507 - 514.
- LAULLIER, J. und PINI, M.-A. (1971): Fünf Jahrhunderte abendländische Schmuckkunst, München.
- LINDECK-POZZA, I. (1944): Gürtel und Gürtelschmuck im deutschen Raum. Diss. Wien, Masch. Manuskript.
- METZ, R. (1961): Edelsteinschleiferei in Freiburg und im Schwarzwald und deren Rohstoffe, Hrsg. Alemannisches Institut.
- METZ, R. (1965): Fundstelle von Edelsteinen und frühere Edelsteinschleiferei im Schwarzwald, in: Der Aufschluß, 16 (1965) S. 147 - 206.
- MEYER, E.H. (1900): Badisches Volksleben im 19. Jh., Straßburg.
- MEYER-HEISIG, E. (1954): Deutsche Volkskunst, München.
- Museum für Deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes 1890. Kurzer Führer durch die Sammlung des Museums, Berlin.
- NEMEC, H. (1973): Alter Bauernschmuck, Wien-München.
- NEUNECKER, Th. (1922): Die neueste Entwicklung der Pforzheimer Bijouterieindustrie (1900-1920) unter besonderer Berücksichtigung der Doublé-Industrie. Phil. Diss. Gießen 1922, 267 Bl. (Masch.).
- OPPELT, W. (1979): Rezension: Gisli M. Ritz, 1978, Alter bäuerlicher Schmuck, München, in: Zeitschrift für Volkskunde, N.F., 75, S. 330-332.
- OPPELT, W. (1980): Volkstümlicher Schmuck in Süddeutschland. Ein Dokumentations- und Forschungsprojekt, in: Kunstspiegel, 2. Jg., Heft 2/80 S. 101 - 109.
- OPPELT, W. (1982): Siehe: Deneke, Bernhard
- RAPP, A. (1977): Trachtenschmuck aus dem Schweizerischen Landesmuseum, in: Heimatleben, 50. Jahrgang, Dezember 1977, hrsg. von der Schweizerischen Trachtenvereinigung, S. 2-25.
- REICH, L. (1896): Blätter aus meinem Denkbuch, in: Schriften der Baar, 9. Heft 1896 S. 89-136.
- Reichsgewerbeordnung 1899: § 55 Z. 3 u. 4.
- REINHARDT, A. (1966): Die Granatschleiferei, ein altes südbadisches Gewerbe in: Der Lichtgang 16
- REINHARDT, A. (1968): Schwarzwälder Trachten, Karlsruhe.
- RETZLAFF, H. (ca. 1937): Volksleben im Schwarzwald, Berlin.
- REX, E. (o.J.): Fesch und vornehm.
- RITZ, G.M. (1962): Der Rosenkranz, München.
- RITZ, G.M. (1978): Alter bäuerlicher Schmuck, München.
- ROSENBERG, M. (1924): Geschichte der Goldschmiedekunst auf technischer Grundlage, Frankfurt.
- ROSENBERG, M. (1922-28): Der Goldschmiede Merkzeichen, 4 Bde., 3. Aufl., Frankfurt.
- ROTT, H. (1925): Zur badischen Trachtenkunde im 18. und 19. Jahrhundert, "Ekkhart-Jahrbuch"
- RUF, W. (1939): Schmuckwarenindustrie, Düsseldorf.
- SCHERER, P. (Hrsg.) (1971): Das Gmünder Schmuckhandwerk bis zum Beginn des XIX. Jhd., Schwäbisch Gmünd.
- SCHLEICH, E. u. E. (1973): Fommer Sinn und Lieblichkeit. Vom Zauber der "Schönen Arbeiten" in Altbayern, Passau.
- SCHMIDT, L. (1947): Der Männerohrring im Volksschmuck und Volksglauben (= Österr. Volkskultur. Forschungen zur Volkskunde, Band 3), Wien.
- N.N. (1967): 200 Jahre Schmuck aus Pforzheim. (= Welt am Oberrhein 7 (1967) Heft 1). Karlsruhe
- SCHOTT, P. (1935): Die Schutterwälder Tracht. In: „Offenburg und Ortenau“ = Jahresheft der Badischen Heimat 1935.
- SCHREIBER, A. (1823): Trachten, Volksfeste und charakteristische Beschäftigungen im Großherzogtum Baden, in 12 malerischen Darstellungen, Freiburg. Nachdruck: Badisches Volksleben, mit einem Kommentar von Lutz Röhrich, Freiburg 1978.
- SCHRÖDER, A. (1904): Quellenbeiträge zur süddeutschen Goldschmiedekunst vom 15. bis zum Ende des 18. Jhd. In: Archiv für christliche Kunst 22 (1904) Nr. 10
- SOHNREY, H. (1895): Schwarzwälder Volkstrachten. Zeitungsausschnitt aus "Vom Fels zum Meer", Fotothek Oskar Spiegelhalter, Franziskanermuseum Villingen.

- SRONKOVÁ, O. (1959): Die Mode der Renaissance bis zum Rokoko, Prag.
- STEINGRÄBER, E. (1956): Alter Schmuck. Die Kunst des europäischen Schmuckes, München.
- TRENKLE, J.B. (1874): Geschichte der Schwarzwälder Industrie, 1874
- Volkskunst in Württemberg: Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung des Württembergischen Landesmuseums, Stuttgart 1974
- WACKER, K. (1966): Der Landkreis Donaueschingen, Konstanz
- WALCHNER, F.A. (1862): Die Bearbeitung der Granaten im Schwarzwald. Westermanns Jb. d. Illustr. Monatsh. 11, S. 336 - 342, Braunschweig.
- WALZER, A. (1978): Wechselformen der Tracht in Württemberg (= Der Museumsfreund, Heft 16), Schorndorf
- WEBER-BENZING, G.F. (1956): Schmuck der Schwenninger Frauentracht, in: Das Monatsblättle, ein kleines Heimatblatt für Schweningen, 4. Jahrgang, Heft 12/56, S. 6 f.
- WEINER, O. (1930): Volkskundliche Streife durch den Hegau, in: Badische Heimat, 1930, Sonderheft: Singen und der Hegau.
- WELTE, A. (1893/94): Die Baar, in: Bad. Fortbildungsschule, 8. Jahrgang, 1893/94, Heft 1, 2, 3, 5.
- ZABORSKY-WAHLSTÄTTEN, O. v. (o.J.): Die Tracht im Gäuboden (= Volkskunde der bayerischen Gaue, Band I), München.
- ZABORSKY-WAHLSTÄTTEN, O. v. (o.J.): Die Tracht im unteren Rott- und Vilstal (= Trachtenkunde der bayer. Gaue, Band II), München.
- ZABORSKY-WAHLSTÄTTEN, O. v. (1958): Die Tracht im Bayerischen und Böhmerwald (= Trachtenkunde der bayerischen Gaue, Bd. III), München.

### Bildnachweis

- Abb. 1 - 49 H. Hummel, Villingen
- Abb. 50 Fotothek Oskar Spiegelhalter, Franziskanermuseum Villingen
- Abb. 51 - 56 H. Hummel, Villingen
- Abb. 57 Sohnrey 1895
- Abb. 58 Reinhardt 1968: Abb. 71
- Abb. 59 Busse 1925: Abb. 132
- Abb. 60 Fotothek Oskar Spiegelhalter, Franziskanermuseum Villingen
- Abb. 61 Busse 1934: Abb. o.Nr.
- Abb. 62 Fehrle 1924: Abb. 8
- Abb. 63 Führer 1927
- Abb. 64 Schreiber 1823
- Abb. 65 Fehrle 1938: Abb. 13
- Abb. 66 Fotothek Oskar Spiegelhalter, Franziskanermuseum Villingen
- Abb. 67 Hauger 1964: 159, 161 Abb. o.Nr.
- Abb. 68 Fladt 1932 b: 212





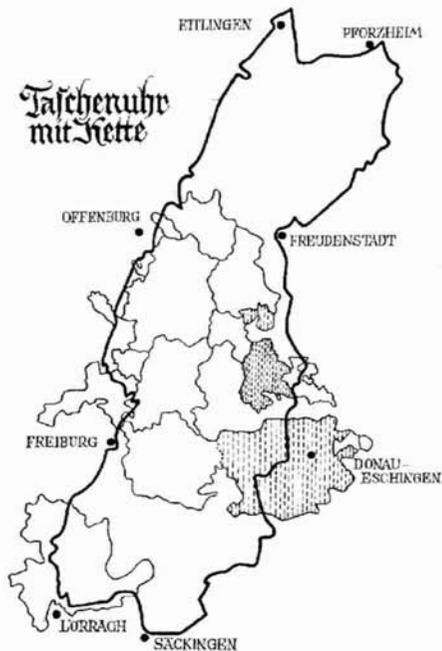
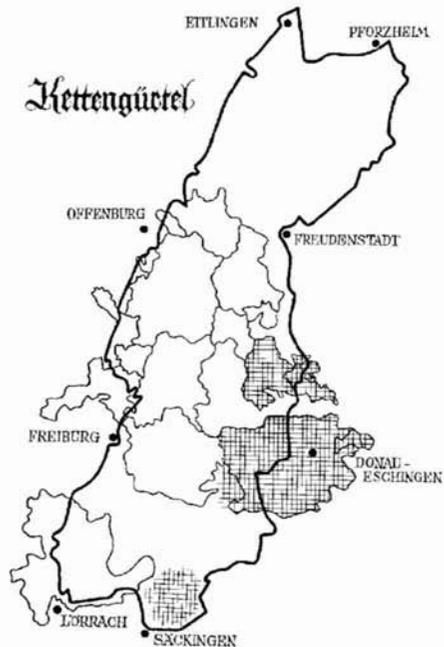
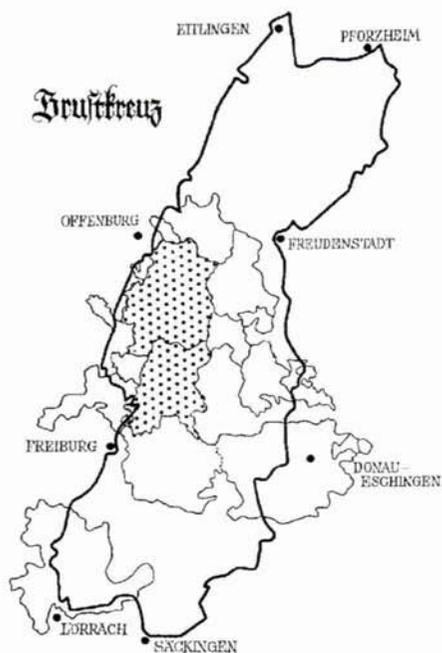




Abb. 1



Abb. 2



Abb. 3



Abb. 4

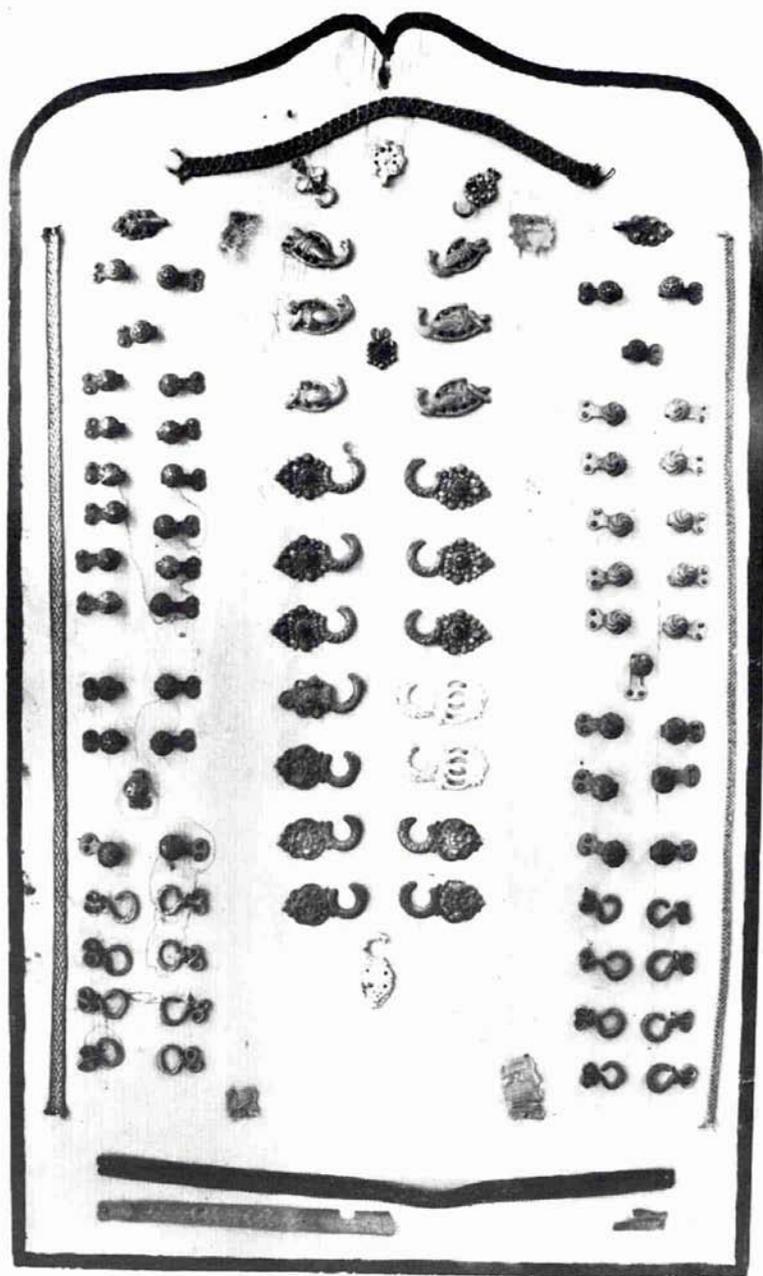


Abb. 5

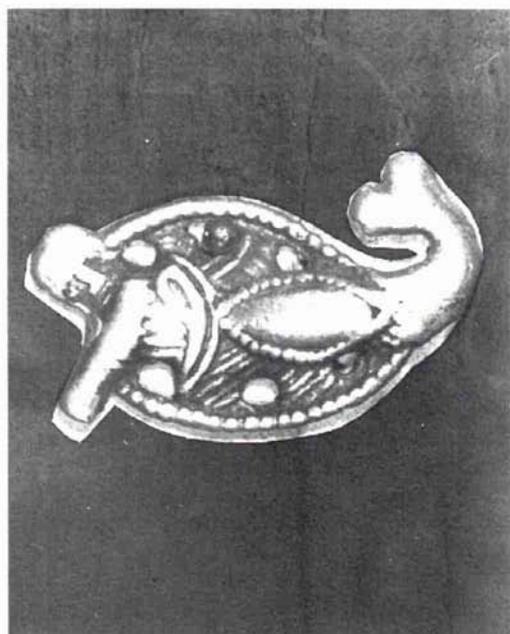


Abb. 6a

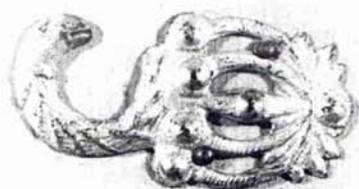


Abb. 6b



Abb. 7



Abb. 8



Abb. 9



Abb. 10

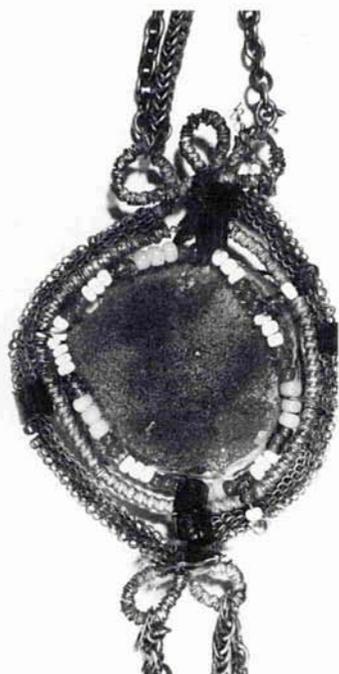


Abb. 11



Abb. 12

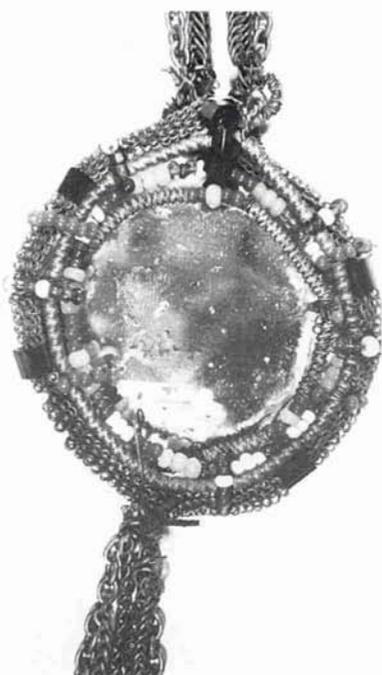


Abb. 13



Abb. 14



Abb. 15



Abb. 16



Abb. 17

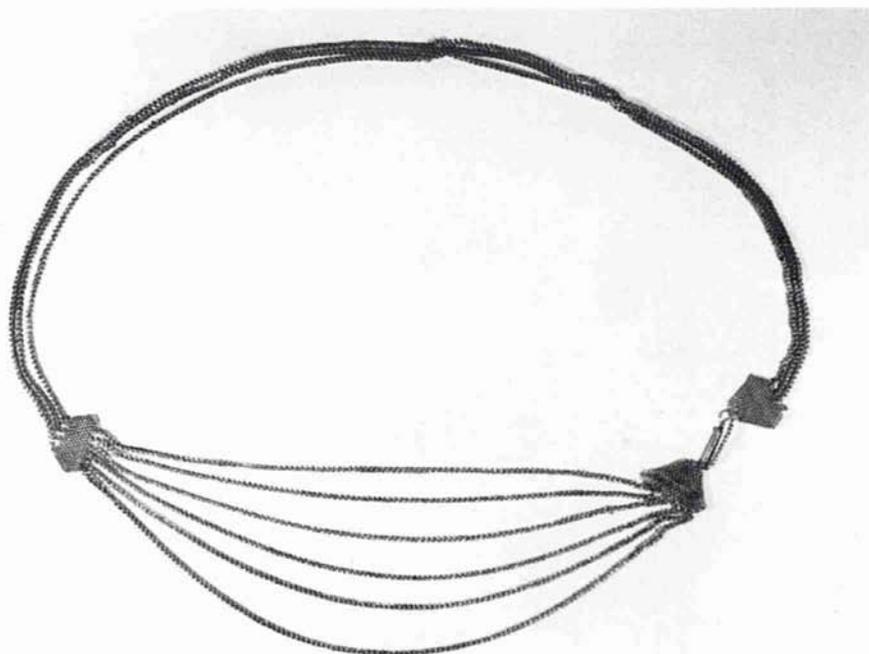


Abb. 18

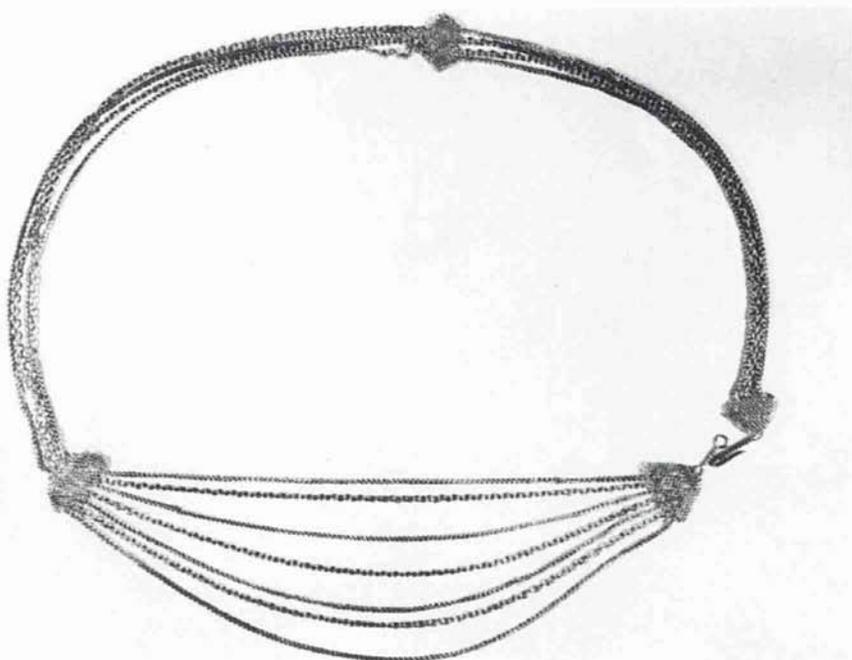


Abb. 19

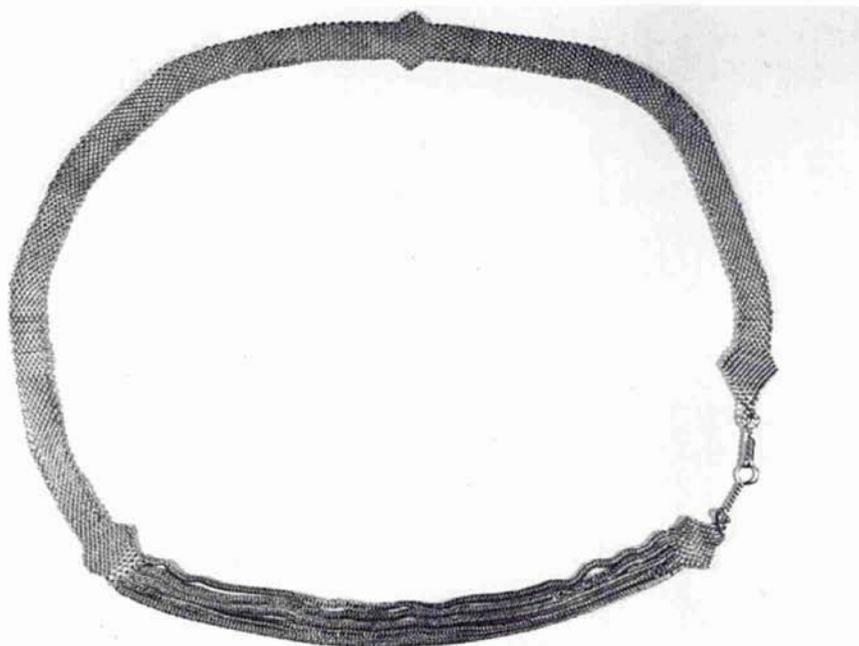


Abb. 20

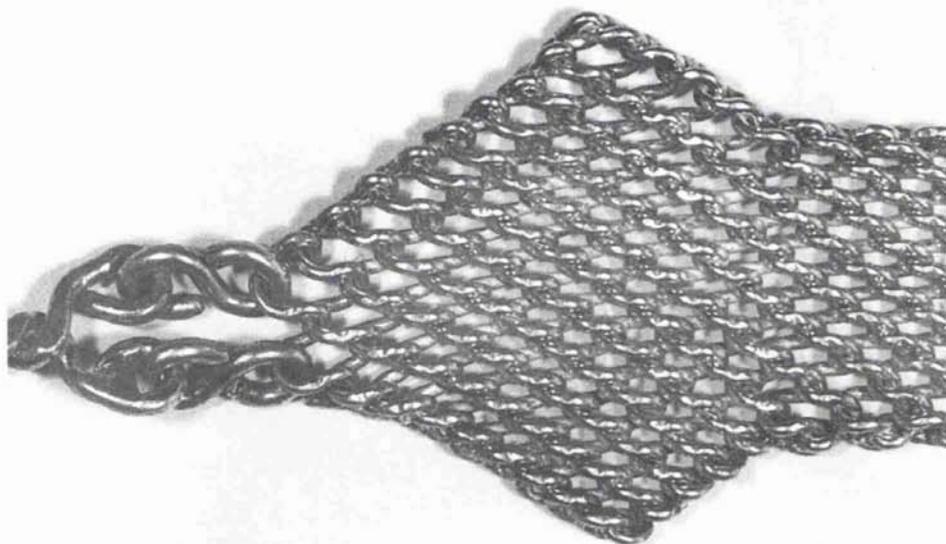


Abb. 21



Abb. 22

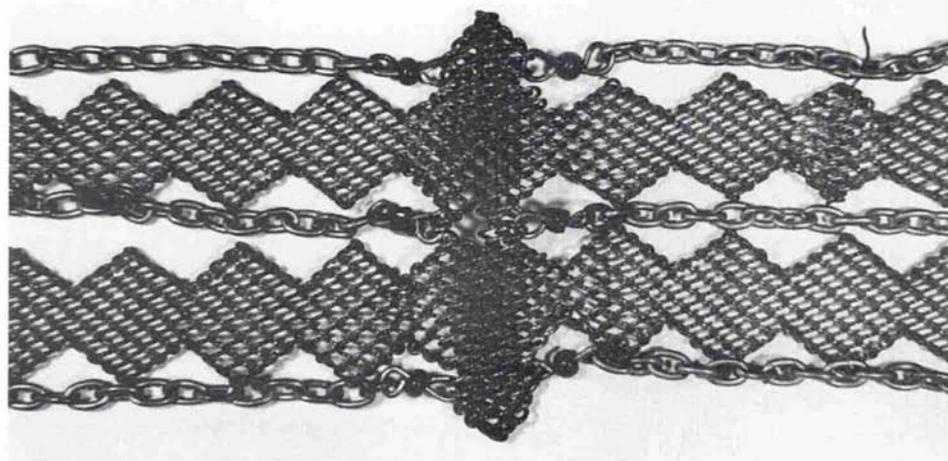


Abb. 23

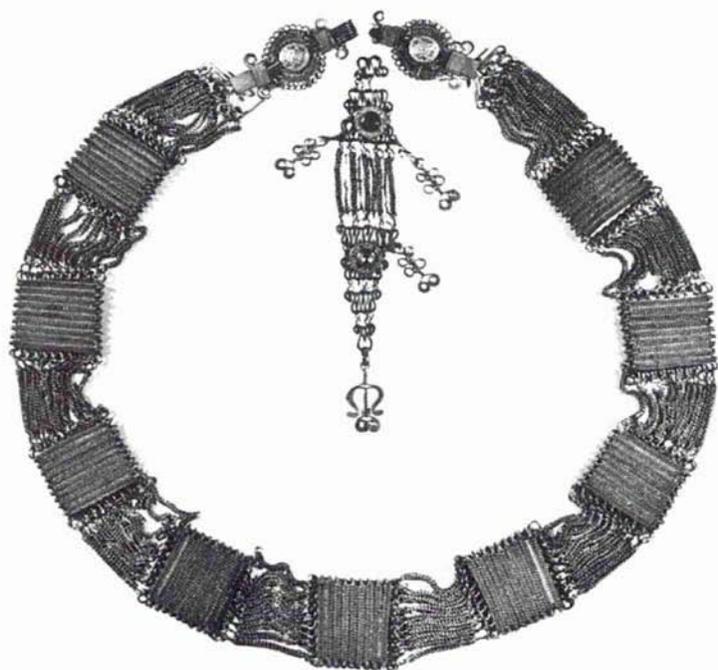


Abb. 24

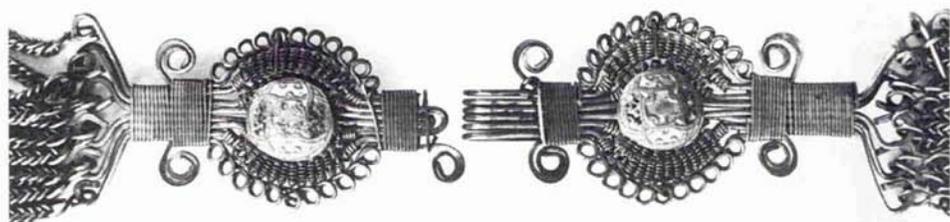


Abb. 25

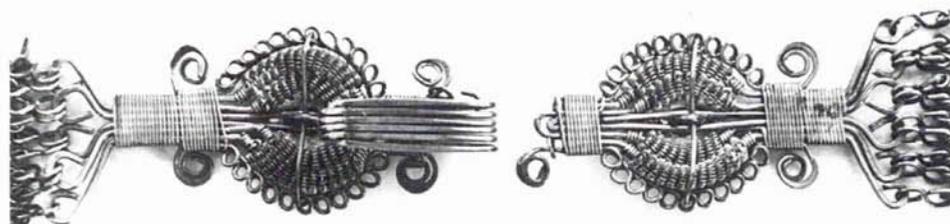


Abb. 26

Abb. 27



Abb. 28

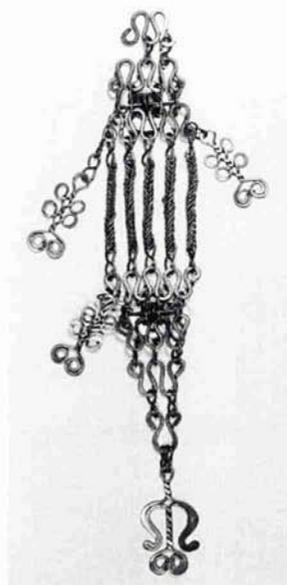


Abb. 29

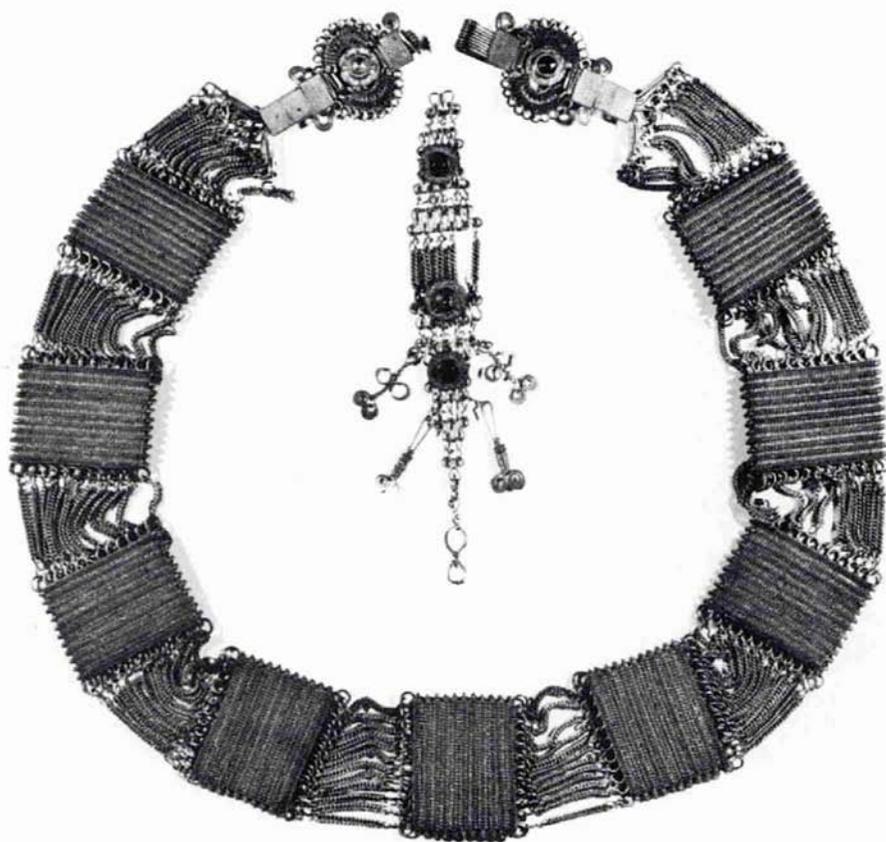




Abb. 30

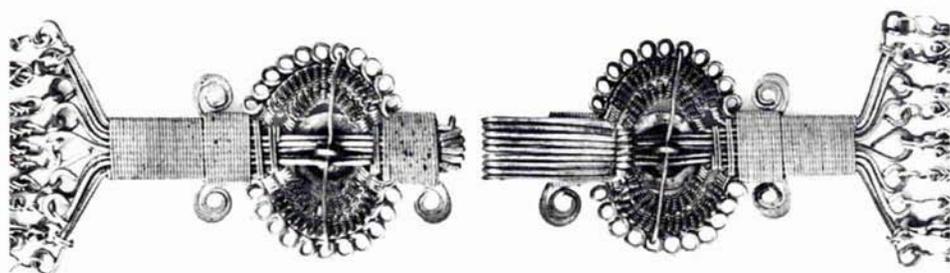


Abb. 31



Abb. 32



Abb. 33



Abb. 34



Abb. 35

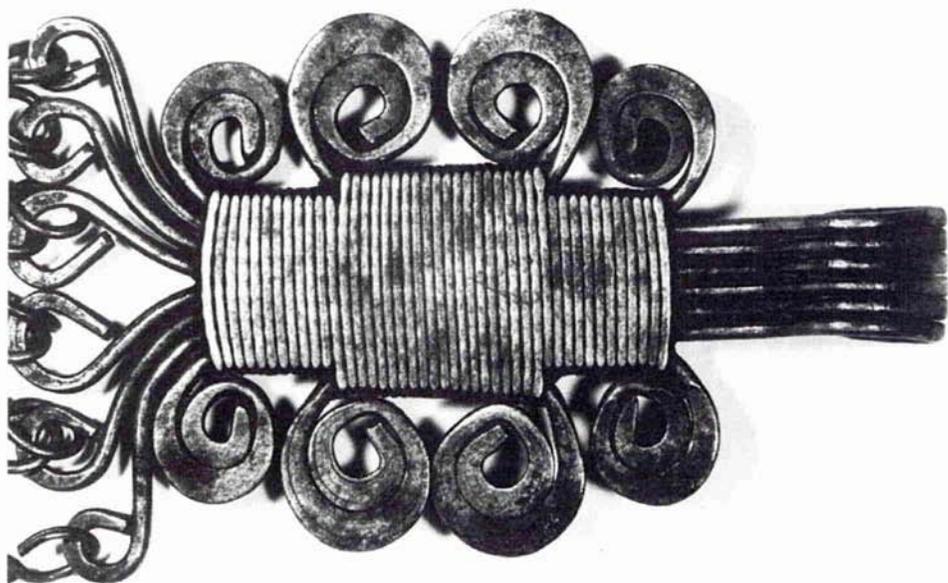


Abb. 36

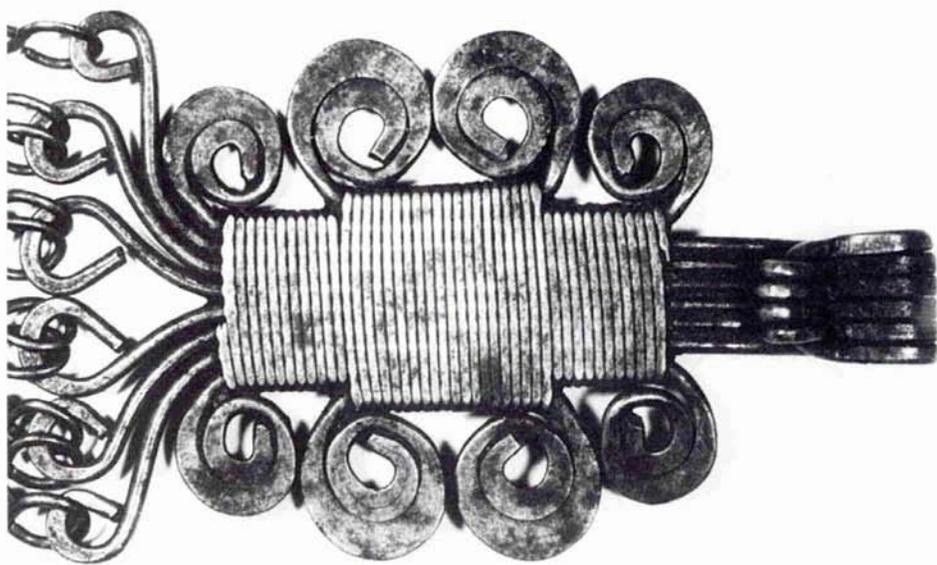


Abb. 37



Abb. 38



Abb. 39



Abb. 40



Abb. 41



Abb. 42



Abb. 43



Abb. 44



Abb. 45



Abb. 46



Abb. 47



Abb. 48



Abb. 49

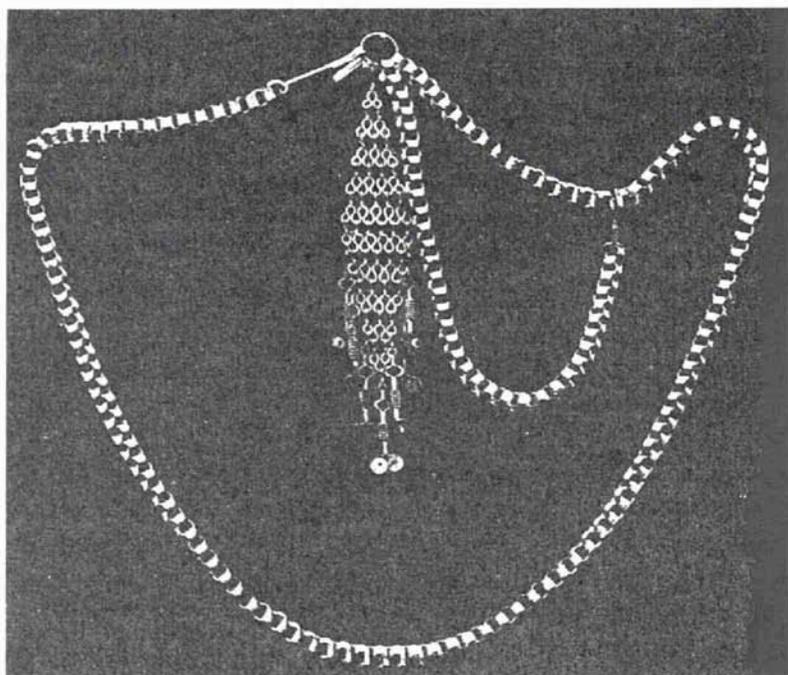


Abb. 50



Abb. 51

Abb. 52



Abb. 53



Abb. 54



Abb. 55

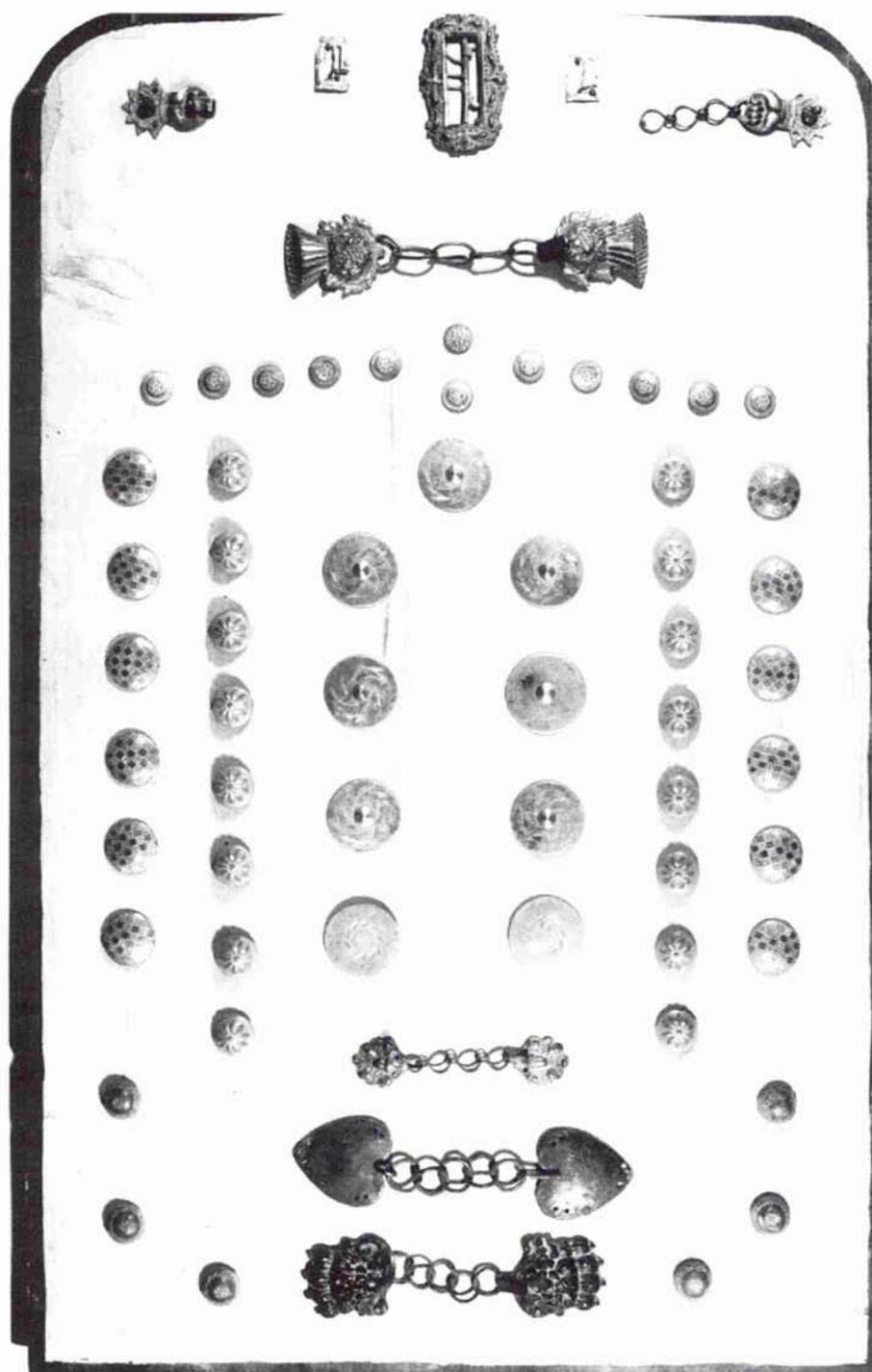


Abb. 56



Abb. 57



Abb. 58



Abb. 59



Abb. 60



Abb. 61



Abb. 62



Abb. 63



Abb. 64



Abb. 65



Abb. 66



Abb. 67



Abb. 68

## Hans Hauser - Dichter alemannischer Mundart

### Lebensweg und -werk anlässlich seines 4. Todestags gewürdigt

von Edgar Herm. Tritschler

Es war ruhig geworden um Hans Hauser, als er am 4. März 1991 nach längerer Krankheit gestorben ist. Die Zeit des aktiven dichterischen Schaffens des Villingener Mundartdichters lag schon einige Zeit zurück, man wußte, daß seine Tage innerhalb der geliebten Villingener Stadtmauern gezählt waren. Dennoch hatte die Nachricht von seinem Ableben neben seinen Familienangehörigen viele Freunde und Bekannte tief betroffen gemacht. Villingen war um eine Persönlichkeit ärmer geworden. *Werner Huger*, der szt. Vorsitzende des Villingener Geschichts- und Heimatvereins, dessen Ehrenmitglied Hans Hauser seit 1982 war, konnte die Abschiedsrede über dem Grab von Hans Hauser nicht eindrucksvoller halten als mit dem Gedicht Hausers über die Endlichkeit des irdischen Daseins, das der Dichter den Villingern und der Bevölkerung der Baar in der vertrauten Mundart <sup>1)</sup> hinterlassen hat:

#### *Schick Di drii*

´r isch kurz der Weag: Vum Kindbett aa  
de Brigach nab i d´Altstadt nus,  
´s stond a de hundert Marke dra,  
doh kum on lauft ell hundert us.

Vor dra denksch, goht es Marbe zue.  
Wärs au en Kriizweag gsi, e Bueß,  
jetz wetsch, de hetsches nohmol z´due,  
und wenn es sii müeßt, gängisch z´fueß.

´s isch übelziitig über d´Bruck,  
de woesch, dert goht es hinnenab,  
de schächisch emol widder z´ruck  
und zellsch di gloffne Marke n ab.

Bis endli selber zue der saisch:  
Wa hauni eigentli noh z´due?  
Und zmols de Löffel vu der keisch,  
Gottlob! Jetz hätt die arm Seel Rueh!

#### **Hausers Kindheit und Jugend als Quell und Hürde zugleich**

Hans Hauser wurde als Johann Baptist Hauser am 16. Oktober 1907 in Villingen geboren; seine Eltern waren Adolf Hauser und Agathe Grüninger, eine Nachfahrin aus der alten Villingener Glockengießersippe Grüninger. Als jüngstes Kind unter acht weiteren Geschwistern wuchs er in der Villingener Rietgasse auf. Das dortige Haus Nr. 8 war ihm Heimat und Mittelpunkt seiner Kindheit und Jugend. Die überschaubare, vertraute Welt dieser Gasse, die - innerhalb der historischen Stadtmauern gelegen - ein zentraler Ort über tausendjähriger Stadtgeschichte ist, war für Hans Hauser der Platz, an dem seine persönliche und dichterische Entwicklung die stärksten Wurzeln hatte.

Er hat anlässlich einer hohen Ehrung, die ihm 1982 zuteil wurde, in einer eindrucksvollen Schilderung umrissen, wie sehr sein Elternhaus für sein ganzes späteres Leben prägend war. Es entsprach seiner tiefen Bescheidenheit, wenn er zu seinem dichterischen Schaffen meinte, "er wisse nicht, ob das Geschaffene eine Leistung war." Er hielt das Erzählen in Reimen, das Dichten über seine geliebte Stadt "für ein Spiel, das uns die Mütter in die Wiege gelegt haben." Das Spiel des Dichtens sei "die ersten zwölf Jahre seines Lebens von seiner Mutter gelenkt worden."

Er führte dankbar aus: "Sie war eine unermüdliche Erzählerin, deren Geschichten aber keine Könige, keine Prinzessinnen und keine Zauberer gekannt haben. Es waren die Legenden zum eigenen Geschlecht; es waren die Anekdoten um unsere Großväter und Großmütter bis in's 16. Jahrhundert zurück. Sie alle - die einen mehr, die anderen weniger, haben mitgewoben und mitgeknüpft am Teppich unserer Stadt." Seine Mutter habe alles, was an Bräuchen und Sitten noch in der Erinnerung war, mit ihren Kindern durchgespielt und damit lebendig erhalten. So sei er gleichsam spielend über seine eigene Familiengeschichte zur Stadtgeschichte und zur Geschichte und Sprache des süddeutschen Raumes gekommen.

Da Hans Hausers Vater bereits in seinem fünften Lebensjahr starb, trug seine Mutter die ganze Last einer zehnköpfigen Familie. Sie sei eine sehr starke Frau gewesen, betonte Hauser immer, wenn er von seiner von ihm stets hochverehrten Mutter sprach. Sie habe ihr Schicksal mit unerschütterlichem Gleichmut und natürlicher Einfachheit gemeistert und trotz der täglichen Mühsal Zeit und Muße gefunden, ihren Kindern eben jene geistige Zuwendung angedeihen zu lassen, aus der er die grundlegende Inspiration für sein späteres dichterisches Schaffen bezog.

Hauser empfand sein zehntes Lebensjahr als ein Jahr, in dem seine Kindheit durch eine markante Zäsur zu Ende ging: es war das Jahr, als - wie er sich erinnerte - "die Söhne der Fabrikanten, der reichen Geschäftsleute und der Eisenbahnbeamten hinüberwechselten auf das Gymnasium". Obwohl sein Rektor die bescheidenen finanziellen Verhältnisse kannte, suchte er seine Mutter auf, um ihr den Wechsel des Sohnes auf die höhere Schule vorzuschlagen. Der hochbegabte Junge sollte später Pfarrer werden, das Schulgeld wäre dann von der Kirche getragen worden.

Der Wechsel auf die höhere Schule kam für Hans Hauser nicht zustande, gleichwohl war in ihm schon früh das Interesse an vielem geweckt, das er sich von einer Laufbahn versprochen hatte, die mit dem Eintritt in das Villingen Gymnasium hätte beginnen können. Er erinnerte sich später dankbar jener Freunde, die - so wie die abgetragenen Kleider der Reichen auf die Ärmern übergingen - ihm die ausgelesenen Schulbücher schenkten. Er verschlang den Stoff zur griechischen und römischen Geschichte, die antiken Sagen und die biologische und geologische Schulliteratur mit vielleicht größerer Wißbegierde als die ursprünglichen Besitzer der Bücher.

Geradezu gefesselt war er von Büchern über die Metrik, begeistert erinnerte er sich später an seine Empfindungen zur Lektüre über die Dichtkunst. "Da lag nun plötzlich der ganze Schatz der Dichtung, den ich irgendwie geahnt oder gesucht hatte, vor mir ausgebreitet, angefangen von Homers 'Ilias' und der 'Odyssee', über Vergils 'Äneis' und die germanische 'Edda' und 'Thule' hin zum mittelhochdeutschen Nibelungenlied und zu Opitz und den freien Rhythmen Goethes", erinnerte sich Hauser. Er resümierte, "da er keine Lehrer hatte, die ihm ein Ziel hätten weisen können, habe er auch keine Zensuren bekommen". So seien

ihm auch "schulische Alpträume erspart geblieben und die Dichtung sei ihm Spiel und Freude geblieben. Es sei alles natürlich viel langsamer gegangen, er sei Abwege, Irrwege und Umwege gegangen".

Das Jahr 1921 hielt für den 14jährigen Hauser ein weiteres prägendes Erlebnis bereit: sein Wunsch, eine Buchhändlerlehre absolvieren zu dürfen, wurde vom damals einzigen Villingener Buchhändler vereitelt, der eine höhere Schulbildung voraussetzte. Hans Hauser wurde Eisenhändler. Er erlernte diesen Beruf bei der Eisenwarenhandlung *Berweck* in der Villingener Rietstraße. Schon kurze Zeit nach Abschluß seiner Lehrzeit zog es den jungen Kaufmann dann in die Fremde, er wechselte zu einem Handelsunternehmen nach Haslach im Kinzigtal.

### Bemerkenswertes Frühwerk des Dichters

Ob die ersten literarischen Arbeiten des jungen Hans Hauser dort im Kinzigtal oder noch zuhause in Villingen entstanden sind, ist unsicher. Jedenfalls erschienen die ersten Arbeiten von ihm in der Haslacher Tageszeitung. 1927 wurde ein Brief Hausers abgedruckt, in dem er einen im Ausland lebenden Freund bittet, aus Anlaß des 90. Geburtstages des von beiden geliebten Haslacher Pfarrers und Schriftstellers Heinrich Hansjakob ihn in Haslach zu besuchen; schon dieser Brief ist voller Poesie.



Hans Hauser, ca. 1927

Daß der erst 20jährige Hans Hauser schon 1927 in Haslach kein unbekannter Literat mehr war, belegt eine kurze Zeitungsnotiz, in dem von dem "brillenbehafteten Studiosus Hans Hauser" die Rede ist. Ebenfalls in der Haslacher Zeitung erschienen die dramatische Erzählung *'Horch, wie die Glocke so schaurig klingt ... !'*, der Aufsatz über den *'Besuch im*

*Kloster*, ein *'Gedenkblatt für den Haslacher Kunstmaler Carl Sandhaas'*; diese Arbeiten zeigen zusammen mit den 1926 und 1927 erschienenen Gedichten *'Ewigkeit'* und *'Gebet'*, welche Schaffenskraft der junge Hauser bereits entwickelt und daß er bereits einen regionalen Bekanntheitsgrad erreicht hatte. Diese Werke sind voller jugendlicher Leidenschaft, in einigen von ihnen strahlt die glühende Verehrung für die beiden Haslacher Künstler Heinrich Hansjakob und Carl Sandhaas durch.

Sein weiteres dichterisches und mithin nebenberufliches Schaffen in Haslach stand dann unter dem Zeichen leidenschaftlich durchlebter und erfüllter wie unerfüllter Liebe; es entstanden die Gedichte *'Herbstgefühl'*, *'So seh' ich Dich'*, *'An die Geliebte'*, *'Sehnsucht am Morgen'* und *'Das Grab in der Heide'*. Ob sein Gedicht *'Letzter Gruß'* den Abschluß seiner Haslacher Zeit markiert, ist nicht bekannt; es kann auch ebenso wie sein Gedicht *'Herzeleid'* das Dokument einer amourösen Episode sein und erst später und rückblickend auf seine Haslacher Zeit entstanden sein.

### 1928 erschien der erste Gedichtband Hausers

So, als habe Hans Hauser nur warten wollen, um in der Fremde sein übervolles Herz literarisch auszuschütten, sind in dieser Zeit aus der Feder des 20jährigen eine Vielzahl von Gedichten entstanden, die zwischen Überschwang und tiefer Depression, zwischen Hoffnung und Verzweiflung, zwischen Haß und Liebe hin- und herirren und in leidenschaftsvoller Poesie von lauten Klagen bis hin zu ganz leisen und offenbar persönlich adressierten Liebesversen reichen. Sie sind im ersten Gedichtband zusammengefaßt, der im 'Frühling 1928' von einem Haslacher Verlag herausgegeben wurde.



Titel des Gedichtsbandes

Dieses bemerkenswerte Zeugnis des dichterischen Frühwerks von Hans Hauser war auch in Villingen wohl ebenso in Vergessenheit geraten wie die Tatsache, daß der alemannische Mundartdichter Hauser seine ersten und auch spätere Arbeiten in hochdeutsch verfaßt hatte.

Hans Hauser hatte in dem Städtchen Haslach eine bedeutende Entwicklung erfahren und tiefe persönliche Bindungen erlebt, die für sein weiteres Leben und dichterisches Schaffen vielleicht ähnlich prägend waren, wie seine Kindheit im Villingener Riet. Mit seiner Haslacher Zeit schließt die erste Schaffensperiode Hausers.

### **Hausers Rückkehr nach Villingen und die 30er Jahre**

Aus der Zeit nach seiner Rückkehr nach Villingen in den frühen 30er Jahren ist wenig überliefert. In seinem späteren Werkverzeichnis notierte Hauser lediglich eine Arbeit, die er 1934 abgeschlossen und mit dem Titel '*Lästerchronik*' überschrieben hatte. Sie unterscheidet sich deutlich von seinen ersten, überwiegend poetischen Arbeiten. Diese Chronik gleicht mehr einem Erfahrungsbericht, einer Art Zwischenbilanz seiner Jugend, die neben glücklichen häuslichen Erfahrungen leidvolle persönliche Erlebnisse aufweist.

Die erlittenen Benachteiligungen gegenüber den Alters- und Zeitgenossen mit herkunftsbedingt besseren Lebens- und Entwicklungsbedingungen schrieb er sich ungeschminkt von der Seele. Hauser hatte seine Lebenssituation schriftstellerisch zu bewältigen versucht.

Die '*Lästerchronik*', die wohl von Anfang an nie zur Veröffentlichung bestimmt war, bildet den vorläufigen Schlußpunkt einer literarischen Entwicklung, die erst etliche Jahre später ihre Fortsetzung und Wandlung zugleich erfahren sollte.

Die weiteren 30er Jahre waren geprägt durch persönliche und berufliche Aufbauphasen. Hans Hauser war in Villingen wieder als Kaufmann beschäftigt, er heiratete 1936 *Irma Schmid* aus der Villingener Kanzleigasse. 1937 wurde die Tochter Gretel geboren. Diese Zeit Hausers in Villingen ging mit seiner Einberufung zu Reichsarbeitsdienst und Wehrmacht zu Ende. Er war Soldat bis 1944, als er in russische Gefangenschaft geriet.

### **Als Dichter und Zeichner hinter Stacheldraht**

Die Zeit seines Soldatseins und insbesondere seiner Gefangenschaft, die bis 1947 andauern sollte, wäre neben vielen anderen vergleichbaren Schicksalen hier nicht besonders zu erwähnen, hätte Hans Hauser nicht über die Not und das Leiden dieser Zeit Zeugnisse einer weiteren Schaffensperiode hinterlassen. Seine dichterische Schaffenskraft war also nie erloschen, sie war auch in Zeiten scheinbarer Unproduktivität wohl stets präsent und erfuhr unter schier unmenschlichen Existenzbedingungen andere Ausdrucksformen und völlig neue Wirkungen auf alle jene, denen Hauser mit seiner Kunst ein wenig Lebensfreude vermitteln wollte.

Das Werk '*Der gefesselte Prometheus*', das Hauser in seinem Werkverzeichnis mit dem Untertitel '*Kaukasisches Tagebuch*' versehen hat, entstand 1944. Die Manuskripte, die bei einem Dresdener Verlag zur Veröffentlichung vorbereitet waren, wurden beim Bombardement auf die Stadt zerstört. Hans Hauser hat später auf eine gedankliche Rekonstruktion der Arbeit verzichtet, das Ergebnis hätte seiner Überzeugung nach die Authentizität des Original-Tagebuchs eingeüßt.

Ein erhalten gebliebenes Werk dieser Zeit vermag einen Eindruck zu geben, welche Ausdruckskraft dieses '*Kaukasische Tagebuch*' vermutlich hatte. Denn dieses - zunächst eben-

falls untergegangene - Werk aus dem Jahr 1946 wurde von ihm in späteren Jahren aus dem Gedächtnis nachverfaßt. Er nannte es '*Die Plennissee*', die Anlehnung an die '*Odyssee*' ist nicht zu übersehen.

Es sind "Sprüche hinter ´m Stacheldraht", wie Hans Hauser die '*Plennissee*' unterteilt hat. Sie sind von außerordentlich derber Sprache, der Sprache eben von geschundenen Menschen, die durch viele Jahre Krieg und Gefangenschaft auch sprachlich geprägt und verhärtet sind. Hans Hauser schrieb in seiner Vorbemerkung, daß diese Aufzeichnungen "nicht den Draht, sondern nur den Menschen hinter dem Draht sehen, hin und wieder auch den Menschen davor, wenn Zusammenhänge bestehen. Es ist zeitlos und bedarf keiner Daten. Es nennt auch keine Nationalitäten." Der Begriff '*Plenni*' entspricht dem russischen Wort für Kriegsgefangener, er bildet in Hausers Notizen den Titel nur als "Beispiel für viele Menschen jener Zeit mit gleichem Schicksal".

Hauser hatte es in dieser Zeit offenbar verstanden, mit seinem Schreiben und Dichten Resignation unter den Mitgefangenen zu zerstreuen und Hoffnung und Zuversicht zu geben. Dafür mögen zwei kleine Verse stehen, die die '*Plennissee*' eröffnen:

"Tagtäglich hab´ ich wohlbedacht  
ein Sprüchlein unter sie gebracht;  
wie eine Losung pflanzt das Wort  
sich durch die Lagergassen fort.

Und mancher glaubt schon bald daran,  
ich sei ein Evangeli-Mann  
und richtet sich im Tageslauf  
an manchen Sprüchen wieder auf."

Nicht nur die Dichtkunst ermöglichte es Hans Hauser und seinen Kameraden, diese Zeit besser zu überstehen. Er war auch ein guter Zeichner, besonders im Porträtieren war er sehr geübt. Während seine Dichtkunst beim russischen Wachpersonal wohl eher unbenutzt blieb, wurde diese besondere Fähigkeit des Gefangenen bald erkannt. Gegen zusätzliche Essens- und Tabakrationen zeichnete Hauser viele Porträts von Wachsoldaten und fertigte zeichnerische Kopien von Fotografien, die ihm die Bewacher vorlegten.

### **Persönlicher und dichterischer Neubeginn in Villingen**

Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft teilte Hans Hauser das Heimkehrerschicksal mit vielen anderen. Es folgten Jahre des persönlichen und beruflichen Neubeginns; sein beruflicher Einstieg gelang ihm aus bescheidenen Anfängen als Buchhalter beim Autohaus Mauch in Villingen.

Schon 1950 legte Hans Hauser ein erstes Nachkriegswerk vor. Es bildet den Wendepunkt in seiner dichterischen Entwicklung: hatte er seine Arbeiten bis dahin in hochdeutsch verfaßt, so schrieb er nun - vielleicht geprägt durch die glückliche Rückkehr in seine geliebte Heimatstadt - sein erstes Werk in alemannischer Mundart. Die mundartlichen Fastnachtsspiele mit dem Titel "*Sachs unter iis*" blieben aber Manuskript.

Die folgenden Jahre sind auch ausweislich seines späteren Werkverzeichnisses ohne weitere Veröffentlichungen geblieben. Die berufliche Aufbauphase Hausers, die er gemeinsam mit seinem Freund und Kompagnon *Hermann Tritschler* gestaltete, stand für einige Jahre im Vordergrund.

Doch weiß eben jener Freund zu berichten, daß gerade in den späten 50er und 60er Jahren der später bekannte Mundartdichter Hans Hauser sich dichterisch entwickelte. Als "heimlicher Poet" in einem Unternehmen, in dem sich die stürmischen Entwicklungsphasen der Automobilisierung unmittelbar widerspiegelten, kam Hauser tagtäglich mit vielen Menschen seiner Heimatstadt in Berührung, ja er hatte vieltausendfach Gelegenheit, seinen Villingern auf's Maul zu schauen und Alltägliches wie Besonderes aus vielerlei Sicht sich anzuhören. So manches spätere Gedicht ist ihm wohl einfach in das geübte Ohr gelegt worden, wenn er mit den Menschen oben an der Vöhrenbacher Straße zu tun hatte.

### **Hausers Werk wird zum festen Bestandteil alemannischer Dichtung**

Hans Hausers Familie und gute Freunde wußten freilich von seinem dichterischen Schaffen. Doch nur wenige vermochten seine alemannischen Gedichte, die nach und nach in Manuskripten vorlagen, einzuschätzen oder ihnen einen Stellenwert in der unpopulär gewordenen Mundartdichtung zu geben. Es war dann Mitte der 60er Jahre in erster Linie der Villingener Schulrektor und guter Freund Hausers, *Hans Brüstle*, der - selbst schriftstellerisch tätig - die Bedeutung der inzwischen umfangreichen Mundartdichtung Hausers erkannte und sie einer größeren Öffentlichkeit zuführte.

Mit einem ausführlichen Beitrag *Brüstles* im Ekkhart-Jahrbuch 1968 (S. 86ff) wurde das alemannische Werk Hausers erstmals umfänglich beschrieben. In dieser hervorragenden Würdigung fehlt allerdings ein Hinweis auf Hausers Frühwerk und damit auf die gesamte Bandbreite seines bisherigen Schaffens. *Brüstle* fokussierte seine Betrachtung allerdings nicht grundlos auf die alemannische Dichtung seines Freundes. Denn er prognostizierte, "was der Mundartdichtung in Zukunft ernsthaft zu schaffen machen wird, ist der durch die Zeitumstände bedingte Schwund ihres sprachlichen Bestandes."

Hans Hauser wurde in den späten 60er Jahren dann zum bekannten und gefragten Mundartautor, es folgten Lesungen und Aufnahmen in Rundfunkanstalten des gesamten alemannischen Sprachraums. Bald war von ihm als einem bedeutenden Vertreter der alemannischen Dichtung die Rede, er war vor allem aber einer der wenigen lebenden Interpreten der Sprache Villingens und der Baar.

So war es die Erfüllung eines vielfach geäußerten Wunsches, als im Jahr 1970 das mundartliche Schaffen Hans Hausers in dem Gedichtband '*Diefi de Nacht*' gedruckt vorlag<sup>2)</sup>. Es ist mit 33 Gedichten bis heute das umfangreichste dichterische Werk Villingener Mundart.

Von den weiteren Manuskripten Hausers sind später vier Gedichte veröffentlicht worden<sup>3)</sup>. Mit dem erstgenannten Gedicht liest Hans Hauser einer imaginären Mannsperson die Leviten und bringt damit ein gerüttelt' Maß an Lebenserfahrung zum Ausdruck:

#### ***Der Leviten dreizehnte Lesung***

Los nu! Zersch traisch si uf de Händ  
me mont, daß er eu fresse wend.  
Zmols findsch du nint meh bsunders dra,  
schwätzsch grad no klei weng a si na  
und loosch si mootze, gottversprich,  
bisch do, do's gäng au uni dich.

Kunsch munnig i di Stubbe rii,  
und hängsch di Nas i d'Zittig nii,  
es Brot isch läb, de Schunke z' räb,

de muulsch weg jedem Hafekäs,  
 si hät kon reachte Suntig meh,  
 du lisch dehom ufs Kannepee.

So ka e Wiib nit glückli sii  
 und kunt no doo en Nochber nii  
 und duet si klei weng ästemiere  
 und kanere e weng flattiere,  
 no hängt si sich a seller na  
 und du bisch selber schuldig dra.

Das folgende Gedicht ist eine Gedankenfolge einer einzelnen Person, vielleicht der Mutter Hausers, die etwa nach einer glücklich überstandenen Krankheit eines Kindes sich zufrieden zurücklehnt. Hauser schloß mit diesem Gedicht an seine früheren Werke 'Mutter', ein Zwiegespräch zwischen Mutter und Kind, und 's 'Büebli', einer aus drei Menschen gebildeten Szene, an:

#### *Der Stammhalter*

Wie hät mer ummen Sorge ghet,  
 jetz liit er gsund im warme Bett  
 und gspürts im Schloof, vu jetzet ab  
 gilt nu no er und frait si drab.

Jetz bättet und gend zuenim acht  
 er isch e Stearnli i de Nacht,  
 amend vu ennedra en Bott.  
 Trüeh, Büebli, waahs und helf der Gott.

De Herrgett woest scho waner duet,  
 wa kunt, du bisch i siiere Huet  
 und gohts au mengmol durenand  
 es fellt ihm koes us siire Hand.

Hauser verriet bereits früher in seinem Gedicht 'Mi Hiisli' viel über seine stille Wesensart, über seinen Wunsch, ungestört leben und arbeiten zu können. In seinem folgenden Spätwerk kommt dieses Verlangen nochmals eindrucksvoll zum Vorschein:

#### *Jetz han i gnueg*

Jetz han i gnueg vu ell dem luute Gschroe  
 und Gmach. Es bruucht sich neamert um mich scheere,  
 es langet, moni, i maas nimme höre,  
 gond jetz und lond mi i mim Hus eloe.

Doo, zwischet miine Buecher, hör i koe  
 oefeltig Gschwatz, doo derf mi neamert störe,  
 i ka de Totewurm im Täfer höre  
 und hoemli fellt de Putz vum Holz und Stoe.  
 Wenn mer de Himmel voller Giige hängt,  
 des hoest, es frait mi ebbis, find i scho  
 no Ghör. I lade Frind und Nochbere ii.

Doch wenn es in mer gähret, triibt und zwängt,  
 es druckt mu oemeds und i woess nit wo,  
 moss i eloe und biimer selber sii.

Mit der 'Feder', einem seiner der letzten Gedichte, charakterisiert Hauser ähnlich wie früher schon mit dem 'Spruch' seine Mitmenschen mit denkbar kurzen und treffenden Zeilen. Er bringt mit wenigen Worten eine überraschende Fülle von Weisheit zum Ausdruck. Gewiß waren es autobiographische Erfahrungen, die die Hand des Dichters führten, wenn er darin einen Schriftsteller skizziert, der mit seiner Feder wertvolleres leistet als der Leichtfuß, der Blender, der die Feder am Hut trägt, aber dennoch gegenüber diesem oft das Nachsehen hat:

### *Feder*

E Feder i de Hand  
 wigt meh  
 as e Feder ufem Huet,  
 aber ufem Huet  
 sieht mer si besser.

Hausers Werkverzeichnis enthält für das Jahr 1980 noch ein Manuskript, das sich mit der Villinger Maler-Familie *Gedescher* befaßt; Hauser versah es mit dem Titel 'Der nackte Engel'. Es blieb aber ebenso Manuskript wie viele andere seiner Werke.

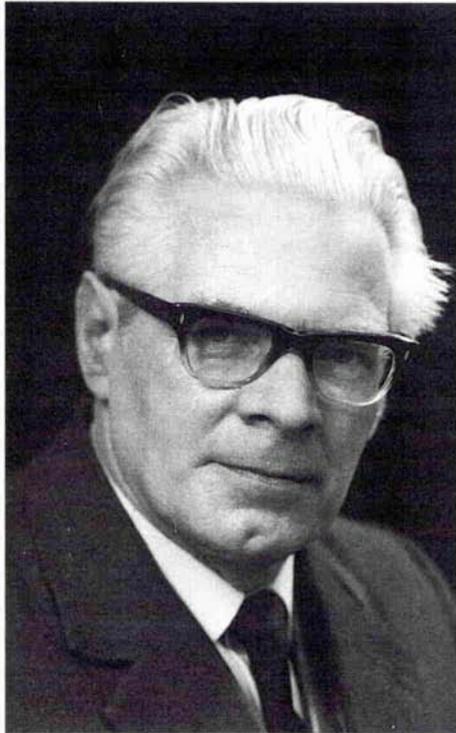
Die letzte Arbeit, die Hauser 1986 nahezu 80jährig vollendete, zeigt die Breite seiner künstlerischen Begabung, gleichzeitig aber auch seine tiefe Beziehung zur Geschichte seiner Vaterstadt. Es entstand der Text zur Villinger Oper 'Im Schatten Tallards', ein Monumentalwerk zur Villinger Belagerungsgeschichte des Jahres 1704. Der Villinger Sänger *Bär* hatte den Operntext Hausers vertont, das Werk kam im Franziskaner-Konzertsaal zur Uraufführung.

Das Vorstandsmitglied des Villinger Geschichts- und Heimatvereins, *Werner Huger*, verfaßte anlässlich des 75. Geburtstages von Hans Hauser und dessen Ernennung zum Ehrenmitglied des Vereins eine Laudatio<sup>4)</sup> auf den Dichter: Er würdigte ihn mit den Ausführungen:

"... Es gehört zum ureigensten Wesen des Hans Hauser, in der Muttersprache zu schreiben. ... Wievielen - oder besser: wie wenigen - ist es, leider, heute noch möglich, das archaische Idiom der Mundart zu verstehen, das sich in den zwanziger und dreißiger Jahren langsam verabschiedet und mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges wohl endgültig verschwunden ist. Wieviele kann Hans Hauser noch bei der Hand nehmen und ihnen Geborgenheit und Trost in der Mundart geben?"

Wir müssen uns bei einer Würdigung des Werks von Hans Hauser fragen, was das Spezifische, aus der übrigen Mundartliteratur Herausragende, ist. Ich sage es zunächst damit, daß ich darstelle, was sein Werk nicht ist. Sehr häufig ist nämlich Mundartliteratur gekennzeichnet durch eine herzliche Einfalt und beseelte Schlichtheit, ist Volksdichtung im guten Sinne. Dort aber, wo es gelingt, in einem lyrisch eigenen, unverwechselbaren Ton die alte Kluft von Bildungs- und Volksdichtung zu überwinden, die Herzen der Hohen wie der Geringen in gleichem Maße zu ergreifen und im Schlicht-Menschlichen zu verbinden, hat Hans Hauser seinen Platz. Seine Mundart ist nicht heimattümelndes Stilmittel eines schlichten, boden- und stammesverwurzelten Menschentums.

Nein, bei Hans Hauser erhebt sich über die Mundart die Dichtung auf die Ebene großer Lyrik der Hochsprache. Aber sie bleibt Dienerin einer Naturpoesie, die aus einem ungebrochenen, starken und naturnahen Seelentum fließt, zeitlos gültig. Insofern ist Hans Hausers Schaffen naive Dichtung im besten Sinne der Schillerschen Abhandlung *'Über naive und sentimentalische Dichtung'*, und sie trifft sich hier mit dem Stil der Griechen aber auch Goethes.



Hans Hauser, Altersbild

Als Hans Hauser am 4. März 1991 verstarb, wurde ihm als Ehrenmitglied des Geschichts- und Heimatvereins der folgende Nachruf zuteil: "Mit Hans Hauser verlieren wir ein engagiertes Mitglied, das im gesamten alemannischen Sprachraum hohes Ansehen genießt.

Die mit großer Lebendigkeit gepflegte heimatliche Mundart öffnete gerade auch für den Fremden das Verständnis für die Sprache unserer Landschaft. Unvergessen für die Nachwelt wird Hans Hauser bleiben durch seinen Gedichtband *'Diefi de Nacht'*.

Hans Hauser gehört zu den "großen Repräsentanten der Kultur unserer Stadt."

#### **Das alemannische Werk Hausers auf Tonträger**

Mit der Veröffentlichung seines bekannten Gedichtbandes *'Diefi de Nacht'* war sein dichterisches Werk in das Bewußtsein der Menschen gerückt und hatte seinen festen Platz in den Bücherregalen und Herzen derer, die Hans Hauser erreichen wollte. Vier Jahre nach seinem Tode war es aber seltener geworden ist, daß seine Gedichte noch zu lesen oder zu hören waren.

Die eigentlich schmerzliche Lücke bestand aber darin, daß die von Hauser geschriebene Dichtung in baaremer Mundart kaum mehr in Reinform zu hören war, ja, daß sie in der Gefahr stand, allmählich in den Fluten der Verhochdeutschung der heimischen Sprache unterzugehen. Die Mundart in den archaischen Formen der Hauserschen Dichtersprache würde allenfalls noch verstanden, wohl aber bald nicht mehr gesprochen und zu hören sein werden. Drum war es an der Zeit, die Medien, die an der Nivellierung der Regionalsprachen mitwirkten, auch für deren Erhalt einzusetzen. Die Idee, die Hausersche Dichtung auf Tonträgern lebendig zu erhalten, lag damit nahe. Zu ihrer Realisierung verhalfen glückliche persönliche Verbindungen und die Mahnungen der verrinnenden Zeit gleichermaßen. Der Verfasser dieses Aufsatzes lernte Hans Hauser schon als Jugendlerner durch seinen Onkel, *Hermann Tritschler*, kennen, der über 30 Jahre lang Hausers Freund und beruflicher Wegbegleiter war. Er wußte, daß kaum jemand so authentisch wie *Hermann Tritschler* die Gedichte Hausers vortragen kann, war er doch in all den Jahren, in denen ein Großteil des Werks entstanden ist, Zeitzeuge. Ja er war tagtäglich um Hans Hauser herum und hörte oft als erster, was in Wochen, Monaten und teils in Jahren an Dichtkunst entstanden ist. Oft war er derjenige, der nach produktiven Phasen Hausers der erste war, der hören sollte, wie neu gefundene Zeilen auf anderen wirken.

Bis zu dieser ersten Prüfung, ob ein Gedicht des Freundes Beurteilung überstehen werde, trug Hauser seine Gedichte still mit sich herum, feilte daran, verwarf sie in den Entwürfen, gebar neue Ideen hinzu und glaubte mit fertigen Arbeiten oft wieder am Anfang zu stehen. Hauser durchlebte wie viele kreativ schaffende Menschen Phasen der konstruktiven Einsamkeit, die er erst im Bewußtsein, etwas Vorzeigbares geschaffen zu haben und im Kreise eng vertrauter Menschen durchbrach. Zu diesen Menschen zählte neben dem 1976 verstorbenen *Hans Brüstle* auch *Hermann Tritschler*.

Nachdem es dem Autor mit Unterstützung der Familie von Hans Hauser gelungen war, Lebensweg und -werk Hans Hausers zu recherchieren, folgten konzeptionelle und produktive Projektschritte, die zum 4. März 1995, dem 4. Todestag Hans Hausers, ihren Abschluß finden sollten: alemannisches Gesamtwerk und Biographie Hausers auf CD und MC.

*Hermann Tritschler* kam der Bitte, als Sprecher der alemannischen Gedichte zu wirken, mit Freude nach. Vor dem Hintergrund der dargestellten engen persönlichen Verbindung zu Hauser wirkt sein Beitrag gerade deswegen, weil er als nicht-professioneller Sprecher mit der Begeisterung des am Werk passiv Beteiligten die Werke seines Freundes rezitiert, besonders authentisch. Er verkörpert in vielleicht idealer Weise die Villingener Mundart, da auch er fast sein ganzes Leben in seiner Heimatstadt verbracht hat und mit dieser ebenfalls durch tiefe familiäre Wurzeln verbunden ist. Vor allem aber war der 73jährige *Hermann Tritschler* in der Lage, das archaische Idiom der Hauserschen Dichtung oder - anders ausgedrückt - die alemannische oder baaremer Mundart noch so zu sprechen, wie sie als Ackerbauernsprache vielleicht um die Jahrhundertwende auf den Villingener Gassen gesprochen wurde.

*Holger Sérs* und *Christel Donner* sprachen die lokalen und biographischen Teile der Aufnahme sowie die erläuternden Überleitungstexte in hochdeutsch. Das Tonstudio *Rolf Wetzel* in Donaueschingen-Aasen gestaltete die Gesamtproduktion der CD und MC und die musikalische Untermalung der Aufnahmen.

Die Villingener Redaktion des SÜDKURIER übernahm neben der Berichterstattung über das Projekt den Gesamtvertrieb <sup>5)</sup> der Tonträger und spendete den Vertriebsbeitrag, der vom Initiator einem sozialen Zweck <sup>6)</sup> in Villingen zugeführt wird.

### Geschichts- und Heimatverein gestaltet Gedenkfeier

Die Veröffentlichung des Tondokuments erfolgte im Rahmen einer Gedenkfeier im Villingener Münsterzentrum am 4. März 1995, dem 4. Todestag von Hans Hauser. *Günter Rath*, der Vorsitzende des Vereins, begrüßte im voll gefüllten St. Georgs-Saal eine große Zahl von Gästen, die zu Ehren Hans Hausers erschienen waren. Der anschließende Festvortrag von *Edgar Herm. Tritschler* enthielt neben der Entstehungsgeschichte zum Projekt einige Hörproben aus der Tondokumentation, die mit einer gelungenen Überraschung für alle Beteiligte abgerundet wurde: aus dem Schallarchiv des Radio DRS Basel konnte das Original-Interview in die Tondokumentation übernommen werden, das 1972 mit Hans Hauser geführt wurde; es bildet den eindrucksvollen Abschluß der Aufnahme.

*Klaus Poppen*, Präsident der Muettersproch-Gsellschaft, sprach danach über den "Wert der Mundart für die Kultur der Heimat". Sein mit großer Aufmerksamkeit aufgenommener Vortrag begeisterte nicht nur die Zuhörer, er gewann an diesem Abend eine größere Zahl neuer Mundartfreunde und legte den Grundstock für eine Villingener Ortsgruppe des Vereins. *Klaus Poppen* würdigte das abgeschlossene Projekt als einen wertvollen Beitrag zur Regionalkultur. Er stellte fest, daß damit "das bisher einzige literarische Tondokument in alemannischer Mundart geschaffen worden" sei und brachte seinen Wunsch zum Ausdruck, daß "diese Initiative Nachahmer in anderen Städten und Regionen finden möge".

Einen weiteren Höhepunkt des Abends bildete die Laudatio des neuen Oberbürgermeisters von Villingen-Schwenningen, *Dr. Manfred Matusza*, der die Bedeutung der Mundart für Stadt und Region unterstrich, "die gerade in unserer medienüberfluteten Zeit ihren unersetzlichen Platz hat". Die Hausersche Dichtung "lade ein, ein bißchen zu verweilen bei den kleinen und den großen Schönheiten unserer Umgebung, unserer Stadt, die uns täglich umgeben und die wir häufig garnicht mehr so bewußt wahrnehmen, weil sie uns so selbstverständlich sind. Das gedankliche Verweilen vor einem Stadttor, einem alten Haus, einem Brunnen erwecke erlebbares, greifbares Geschichtsbewußtsein, es schaffe eine eigene lokale Identität, eine Heimat."

Er betonte in seiner Rede, "mit Hans Hauser würdigen wir einen Mann, der seiner Stadt und der Region ein dichterisches Erbe hinterlassen hat, das historische, lokale und zeitlose Phänomene gleichermaßen aufgreift und den Menschen Kraft und Zuversicht aus der Welt des täglich Erlebten zu spenden vermag. Wir würdigen einen Menschen, über den der Süddeutsche Rundfunk einmal sagte, er wisse, wie unlöslich die Zusammenhänge zwischen Landschaft, Menschen und Sprache sind".

Er dankte dem Initiator und seinem Team sowie dem Geschichts- und Heimatverein, "daß Sie das Vermächtnis, das Hans Hauser hinterlassen hat, aufgegriffen und es in einer beispielhaften Weise den Menschen in der Gegenwart und in der Zukunft erhalten haben und daß dieses Werk jetzt auch akustisch erlebbar wird."

Besonders eindrucksvoll war für die abendliche Festgesellschaft die posthume Ehrung des Dichters Hans Hauser durch den Oberbürgermeister im Namen der Stadt. Er führte aus: "Im Namen der Stadt Villingen-Schwenningen und in Abstimmung mit dem Geschichts- und Heimatverein Villingen widme ich dem Haus Kanzleigasse 9, dem Lebens- und Wirkungsort des Dichters Hans Hauser eine Gedenktafel: Diese Tafel, die von dem Villingener Kunstschmied *Klaus Walz* gefertigt wurde, soll an das dichterische Lebenswerk Hans Hausers auf Dauer erinnern, dem ich auch für die Zukunft den ihm gebührenden Platz in der Heimat- und Literaturgeschichte wünsche."



Gedenktafel am Haus des Dichters Hauser in Villingen, Kanzleigasse 9  
gestaltet von Winfried Huger und Klaus Walz, Kunstschmiede Walz, Villingen

#### Anmerkungen:

- 1) (Anmerkung im Jahreshft XVI des Geschichts- und Heimatvereins, S. 68: "Wir gehen davon aus, daß auch Nicht-Villinger und NeuVillinger, die die städtische Mundart nicht ganz perfekt beherrschen, den Inhalt dieses Gedichts aus dem Büchlein '*Dief i de Nacht*' verstehen. Nur eine Erläuterung scheint uns erforderlich. Wenn man sagt, 'es goht Marbe zu', dann heißt das, es geht in Richtung Friedhof, der am Weg nach Marbach liegt.")
- 2) Verlag H. Müller, Villingen, zu beziehen bei: Buchhandlung Hüggle, Villingen.
- 3) '*Der Leviten dreizehnte Lesung*' (Jahreshft 1977 des Villinger Geschichts- und Heimatvereins, S. 33), '*Jetz han i gnuet*' (Almanach 1984 Schwarzwald-Baar-Kreis, S. 253), '*Der Stammhalter*' (Almanach 1984 Schwarzwald-Baar-Kreis, S. 253), '*Feder*' (Jahreshft 1985/86 des Villinger Geschichts- und Heimatvereins, S. 43).
- 4) Laudatio, veröffentlicht im Jahreshft 1982 des Villinger Geschichts- und Heimatvereins, S. 39f
- 5) Außer beim SÜDKURIER, Geschäftsstelle Villingen, Bickenstraße, sind die Tonträger bei der Buchhandlung Hüggle, Villingen, zu beziehen.
- 6) Förderverein für das körperbehinderte Kind e.V., "Feldner Mühle", Villingen.

# Die Gewässer der Riedbaar als Überwinterungsgebiet für Wasservögel - Entwicklung der Rastbestände

von Helmut Gehring

## Einleitung

Wasservögel, zu denen hier neben den eigentlichen Enten auch die Taucher, Säger, Schwäne, Rallen und einzelne weitere Arten gerechnet werden, sind geeignete Indikatoren für den Zustand und die Bedeutung von Gewässern aus der Sicht des Natur- und Umweltschutzes. Sie werden deshalb vielfach systematisch erfaßt, um konkrete Angaben über Bestandsgrößen und Bestandsveränderungen machen zu können. Die Erfassung der Herbst-, Winter- und Frühjahrsrastbestände hat sich hierfür besonders bewährt: Wasservögel finden sich außerhalb der Brutzeit oft zu großen Trupps in geeigneten Nahrungs- und Rastgebieten zusammen und können dort besonders gut bestimmt und gezählt werden. Die Anzahl vorhandener Wasservögel in einem Rastgebiet hängt in erster Linie von den dort vorherrschenden Bedingungen z.B. vom Nahrungsangebot und der Störungsfreiheit ab. Selbstverständlich wird sie aber auch von Faktoren im Brutgebiet z.B. von der Größe der Brutpopulation und vom Bruterfolg beeinflußt.

In den Schriften der Baar erschien 1976 eine umfassende Abhandlung über den Bestand bedrohter Vögel der Riedbaar (ZINKE u. REICHELT, 1976). Darin wird auch die Bedeutung dieses Gebietes für rastende und überwinternde Wasservögel aufgezeigt. Diese Arbeit enthält eine genauere Beschreibung der einzelnen Arten mit Angaben zum jahreszeitlichen Auftreten und Zugverhalten, so daß hier darauf verzichtet werden kann. Ziel der vorliegenden Arbeit ist eine Darstellung der Größe der Winterrastbestände und deren Entwicklung über einen längeren Zeitraum. Die Ergebnisse sollen Grundlage sein für eine sachliche Argumentation bei der Vertretung von Belangen des Naturschutzes.

## Das Untersuchungsgebiet

Auf den ersten Blick ist es wohl erstaunlich, daß eine Reihe von Wasservögeln, die ihre nordischen und östlichen Brutgebiete wegen Kälte und Schnee verläßt, auf der Baarhochmulde überwintert, wo diese doch für ihre strengen Winter bekannt ist (REICHELT, 1972). Eine genauere Betrachtung ergibt jedoch, daß selbst in strengen Wintern meist geeignete Lebensbedingungen für die überwinternden Wasservögel vorherrschen. Die Stehgewässer wie der Unterhölzer Weiher oder die Riedseen frieren zwar regelmäßig zum Ende des Herbstes oder im Frühwinter zu (zumindest war es so bis zum Ende der 80er Jahre; 1990 waren selbst im Januar und Februar alle Stehgewässer eisfrei!). Die Donau jedoch ist aufgrund ihrer Wassermenge und ihrer Strömung nur selten ganz zugefroren. Im Einmündungsbereich der Donaueschinger Kläranlage gibt es infolge der erhöhten Abwassertemperatur und der Salzfracht der Stillen Musel (salzhaltiges Abwasser des Bad Dürrheimer Kurbetriebs) sogar immer einen eisfreien Donauabschnitt. Den überwinternden Wasservögeln stehen also auf der Riedbaar ca. 10 km Flußlauf der Donau für ihre Überwinterung zur Verfügung, welche offensichtlich die Anforderungen der Wasservögel an ein Überwinterungsgebiet erfüllen (Abb. 1).

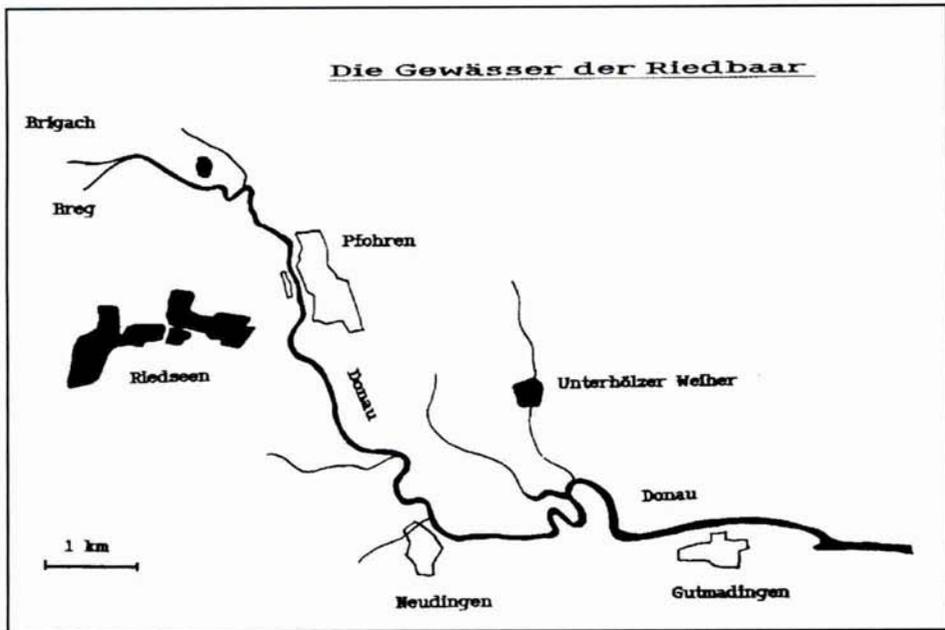


Abb. 1: Gewässer der Riedbaar

#### Nahrung:

Die Wasserqualität der Baar-Donau (leicht eutroph, Güteklasse II, gering belastet) erlaubt noch eine reichhaltige Wasserpflanzen- und Wassertierwelt, sodaß sowohl sich vegetabilisch als auch sich animalisch ernährende Wasservögel ein ausreichendes Nahrungsangebot vorfinden.

#### Sicherung und Rückzug:

Die weite, offene Landschaft der Riedbaar und der lückige Uferbewuchs der Donau ermöglichen ein problemloses Starten und Landen der Wasservögel und gewähren weitgehend freie Sicht für die Sicherung gegenüber Freßfeinden. Die mäandrierende Donau bietet zudem windgeschützte Flußabschnitte und Buchten, in welche sich die Wasservögel bei kaltem, windigem Wetter zurückziehen können.

#### Störungen:

Die jährlich zweimalige Wasservogeljagd und der Angelsport stellen für die überwinterten Wasservögel sicher eine nicht unbedeutende Störung dar. Ebenso die zunehmende Freizeitnutzung der Donauufer durch Spaziergänger. Bei Eisfreiheit können die beunruhigten und aufgeschreckten Vögel jedoch der Störung vielfach ausweichen und finden auf der Donau neue ruhige Rastplätze. Dabei ist von Vorteil, daß es entlang des Flußufers kaum Wege gibt und die Baar-Donau durch eine fast ausschließlich landwirtschaftlich genutzte Landschaft fließt.

Neben den überwiegend und vollkommen ans Wasser gebundenen Wasservögeln (Enten, Rallen, Lappentaucher) überwintern auf der Riedbaar auch Arten, welche sich überwiegend auf Grünland äsend ernähren (z.B. Saatgänse) und das Wasser nur als Ruhe- und Schlafplatz aufsuchen. Diese Vögel benötigen schneefreie oder nur gering mit Schnee bedeckte Wiesen oder Wintergetreidefelder. Auch diese Anforderung erfüllt die Riedbaar. Aufgrund der

Lee-Lage zum Schwarzwald liegen in der Regel die Schneehöhen der Riedbaar deutlich unter den Werten der übrigen Baar und erreichen nur selten Werte über 10 - 20 cm. Vielfach führen auch rückweichende Winterhochwässer zu größeren schneefreien und staunassen Wiesenflächen. Dies sind dann bevorzugte Nahrungsplätze für Saatgänse (früher auch für Singschwäne).

### Zur Methode

Seit dem Winter 1989/1990 werden die Rastbestände der überwinternden Wasservögel auf der Riedbaar nach den Richtlinien der "Internationalen Wasservogelzählungen" erfaßt. D.h. in der Mitte eines jeden Monats von September bis März (April) zählen Mitarbeiter gleichzeitig die anwesenden Wasservögel in festgelegten Teilbereichen des Gesamtuntersuchungsgebietes. So kann die Anzahl der vorhandenen Wasservögel auch für ein größeres Gebiet recht genau erfaßt werden (HARENGERD, KÖLSCH u. KÜSTERS, 1990). Die Gewässer der Riedbaar wurden für die Bestandszählungen in folgende Teilbereiche eingeteilt:

- Riedseen
- Unterhölzer Weiher
- Vier Donauabschnitte:
  - Donaueschingen - Pföhren
  - Pföhren - Neudingen
  - Neudingen - Gutmadingen
  - Gutmadingen - Brücke B 31 (meist zusammen mit Unterhölzer Weiher).

Die Zählungen fanden jeweils an Samstagnachmittagen zwischen 14.00 und ca. 17.00 Uhr statt.

Da aus den Jahren von 1977 bis 1983 ebenfalls systematisch erhobene Bestandszahlen für einige Wasservogelarten vorliegen, können hier die aktuell erfaßten Zahlen mit diesen verglichen werden.

An den Wasservogelzählungen waren beteiligt:

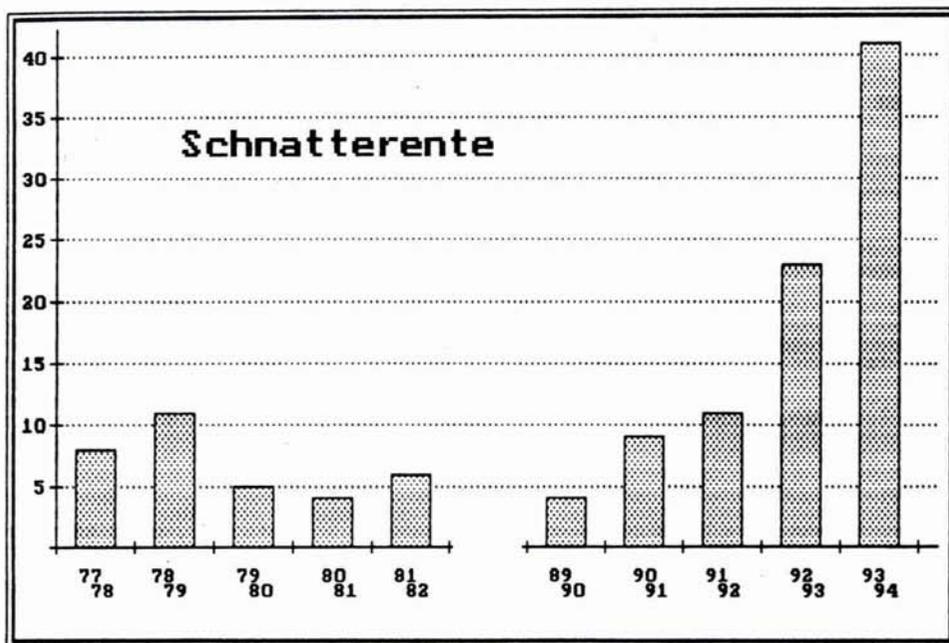
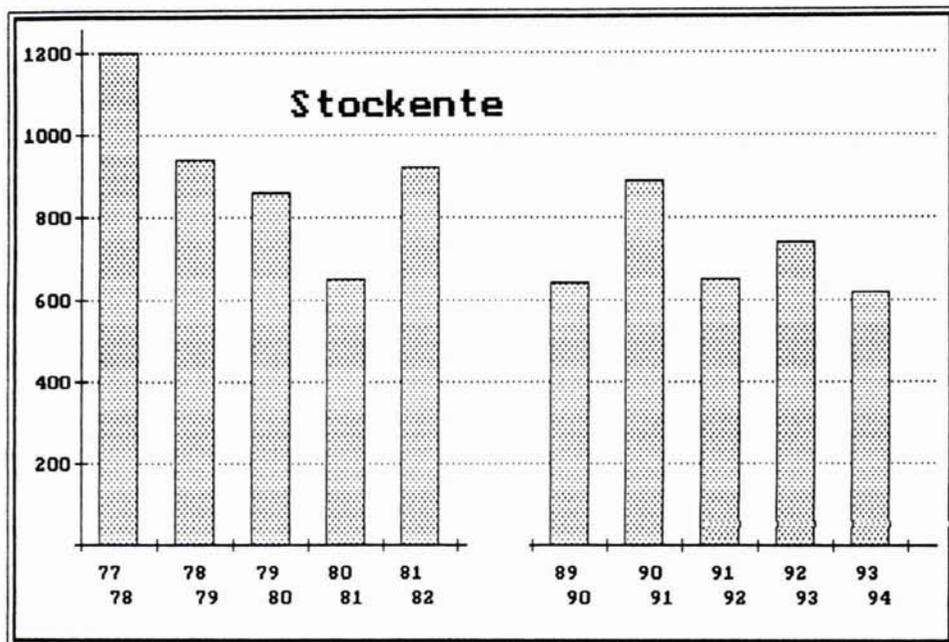
*H.P. Fischer, He. Gehring, Ho. Gehring, U. Schaumann, F. Zinke* von 1977 - 1983 sowie *G. Ebenhöf, H. Ebenhöf, A. Ebert, St. Ebert, H.P. Fischer, He. Gehring, H. Kaiser, K.H. Leyhe, U. Schaumann, F. Zinke* von 1989 - 1994.

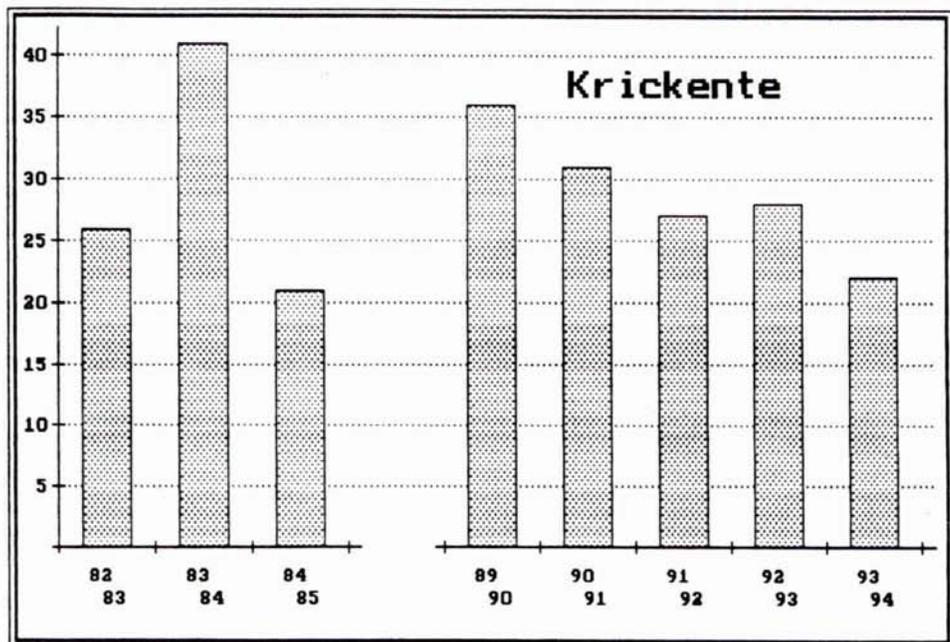
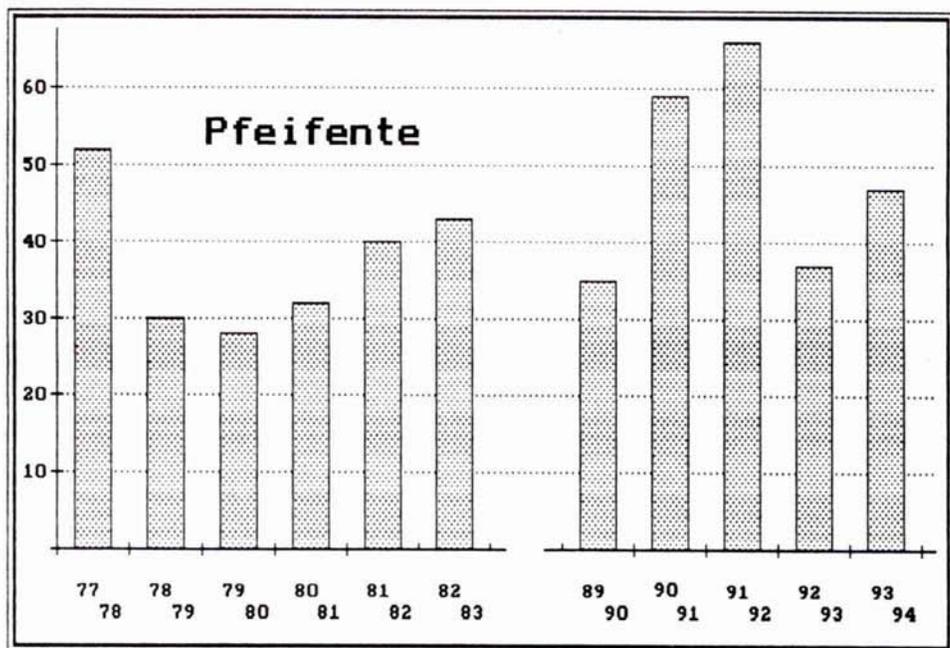
### Ergebnisse

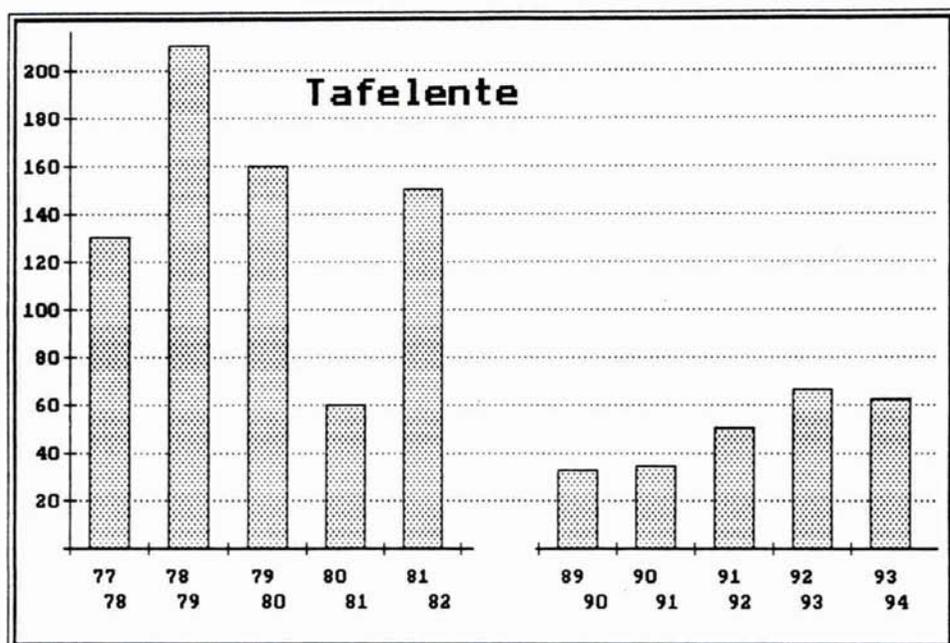
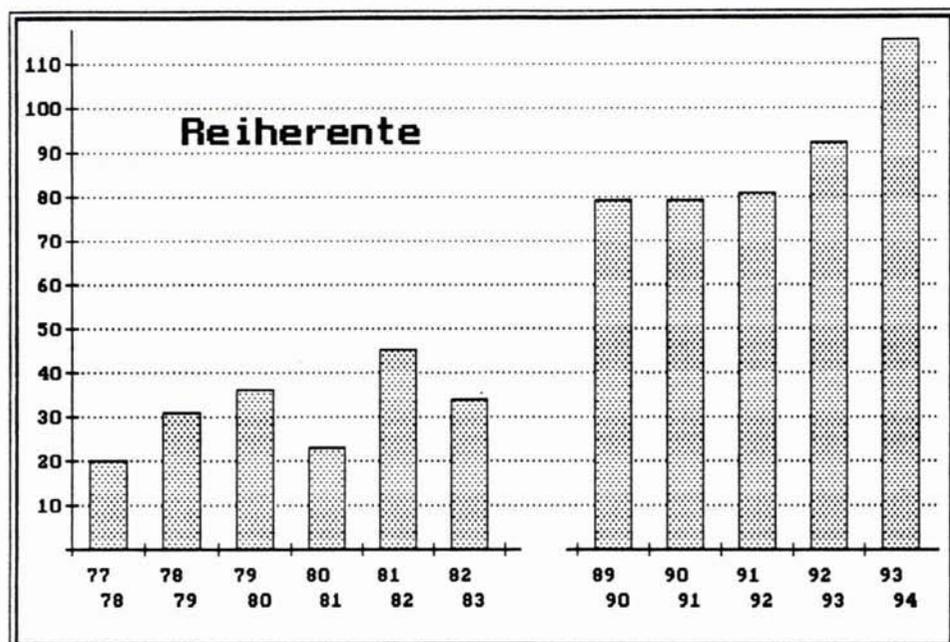
Die Entwicklung der Winterrastbestände seit 1977 sind für einige traditionell auf der Riedbaar überwinternde Wasservogelarten im Folgenden grafisch dargestellt. Bei der Darstellung von Mittelwerten ist zu beachten, daß diese logischerweise deutlich unter den auftretenden Höchstzahlen liegen. Einen Überblick über die jeweils festgestellten absoluten Zahlen rastender Wasservögel enthalten die ebenfalls dargestellten Übersichten der Erfassungsergebnisse der einzelnen Jahre und Monate. Diese Übersichten enthalten auch alle bei den Erfassungen beobachteten Wasservogelarten mit deren Anzahl.

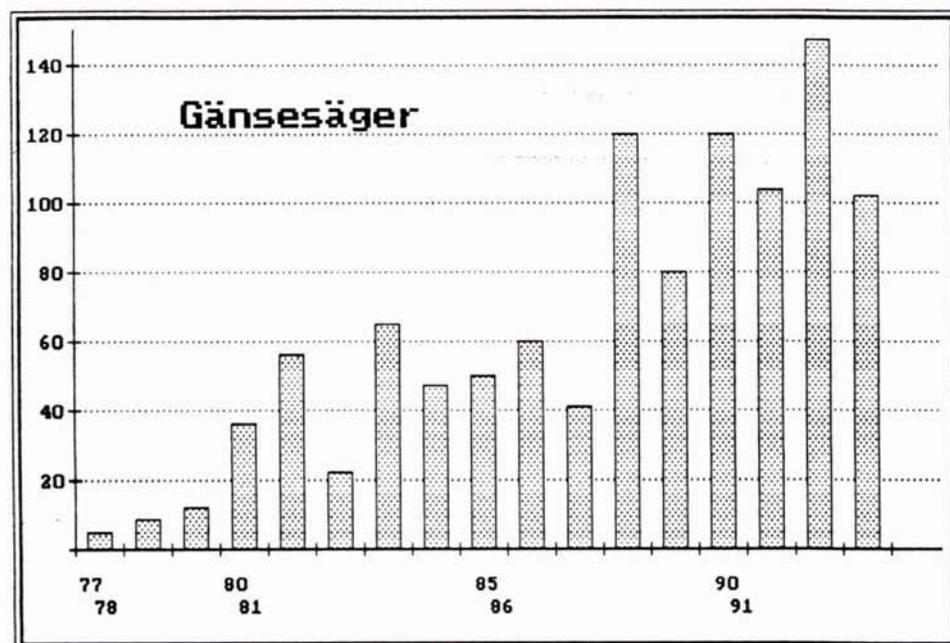
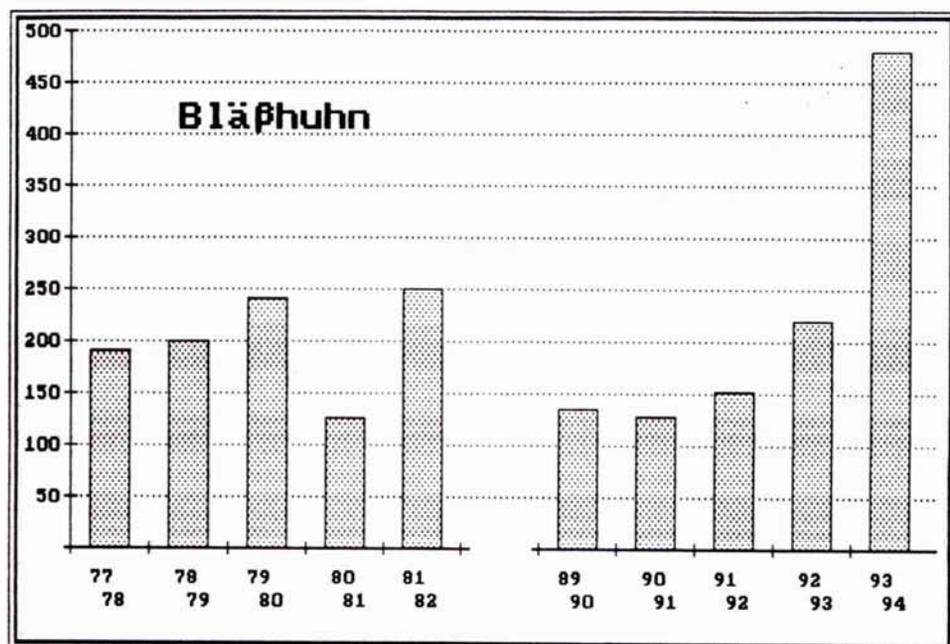
Die Diagramme zur Entwicklung der Rastbestände von Stockente, Schnatterente, Pfeifente, Krickente, Reiherente, Tafelente und Bläßhuhn zeigen die Durchschnittswerte der sechs Monatserfassungen von Oktober bis März für den jeweiligen Winter.

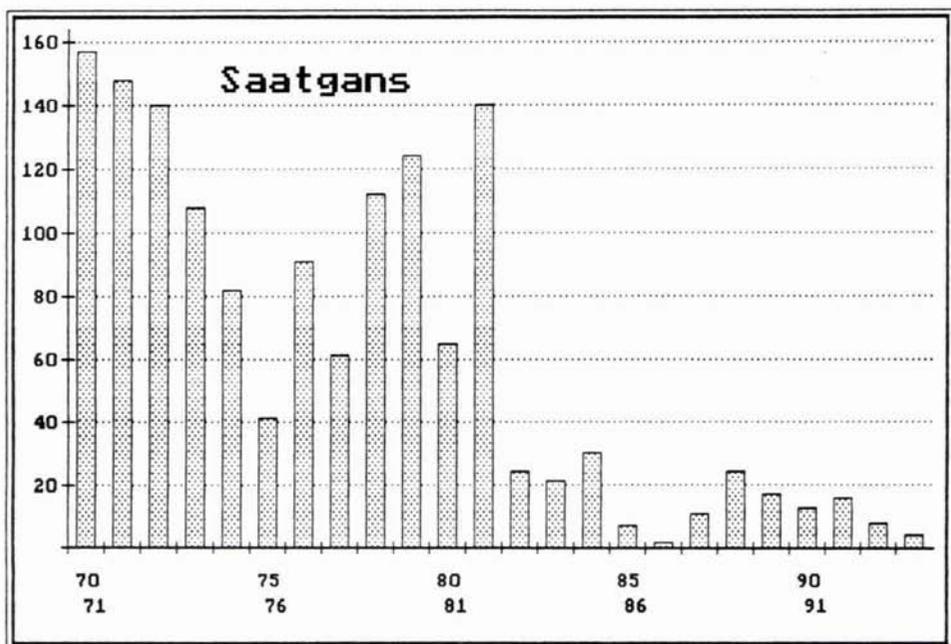
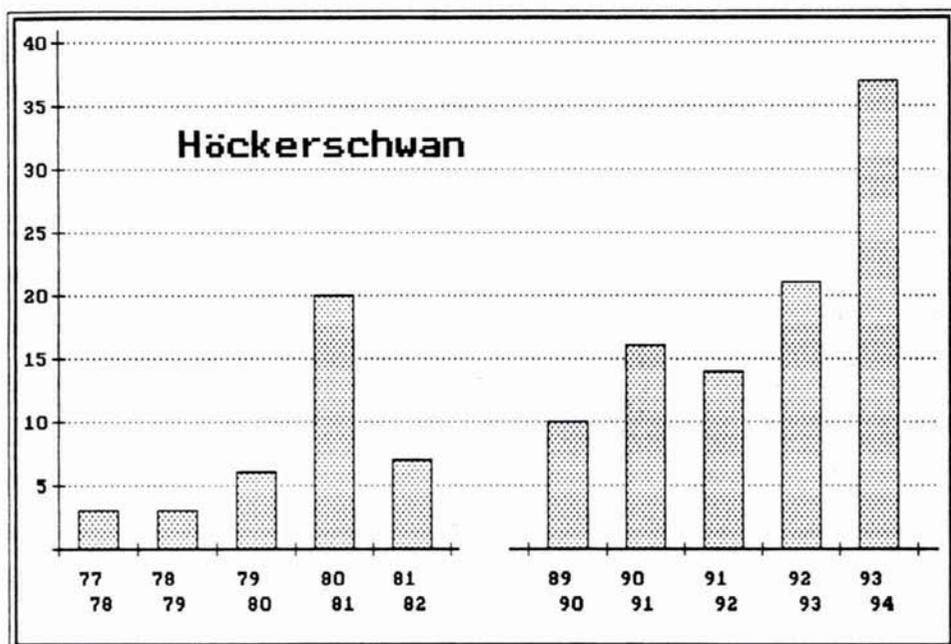
Für Gänsesäger, Höckerschwan und Saatgans sind die jeweiligen Wintermaxima dargestellt.











### Auswertung und Folgerung

Die systematisch erhobenen Bestandserfassungen der überwinternden Wasservögel auf den Gewässern der Riedbaar ergeben, daß es sich hier um ein Überwinterungsgebiet für nordische Wasservögel von nationaler Bedeutung handelt. Die nationale Bedeutung ist durch die hohen Mittwinterrastbestände des Gänsesägers (regelmäßig über 100 Exemplare in den letzten Wintern, siehe Diagramm zur Bestandsentwicklung) begründet. Für diese Art erfüllt die Riedbaar die Kriterien, die der Dachverband Deutscher Avifaunisten für die nationale Bedeutung vorgegeben hat (HARENGERD, KÖLSCH u. KÜSTERS, 1990). Die traditionellen Überwinterungen von 17 Wasservogelarten in einem Gesamtbestand von ca. 1500 Exemplaren belegen weiterhin die überregionale Bedeutung des Gebietes. Dies geht aus dem Atlas der Winterverbreitung der Vögel in Baden-Württemberg (BAUER, BOSCHERT u. HÖLZINGER, 1995) hervor.

Abgesehen von den negativen Bestandsentwicklungen bei der Saatgans und der Tafelente (s. Tab. 1) zeigen die Rastbestände der anderen Wasservogelarten eine gleichbleibende oder gar zunehmende Tendenz (s. Tabelle zum Vergleich der Winterrastbestände). Diese Beobachtung steht in guter Übereinstimmung mit den entsprechenden Trendentwicklungen für ganz Mitteleuropa (RÜGER, PRENTICE u. OWEN, 1987).

Offensichtlich stellt sich die Situation für die überwinternden Wasservögel auf der Riedbaar noch recht günstig dar, obwohl auch negative Einflüsse z.B. durch die Wasservogeljagd nachgewiesen werden können (s. Übersicht über die Ergebnisse der Wasservogelzählungen Winter 1989/1990). Die relativ milden Winter der letzten Jahre haben wahrscheinlich auch zu dieser recht positiven Situation beigetragen.

Tab. 1: Vergleich der Winterrastbestände einiger Wasservogelarten  
(Durchschnittswerte der Winterdurchschnitte)

<i>Zeitraum</i>	<i>1977 - 1981</i>	<i>1989 - 1993</i>	<i>Trend</i>
Stockente	910	710	-
Schnatterente	7	18	++
Pfeifente	36	49	+
Krickente	29	*	29
+/-			
Reiherente	31	89	++
Tafelente	142	49	--
Bläßhuhn	200	190	+/-
Gänsesäger **	23	109	++
Saatgans **	100	12	--

- + : Zunahme um mehr als 20 %  
 ++ : Zunahme um mehr als 50 %  
 - : Abnahme um mehr als 20 %  
 -- : Abnahme um mehr als 50 %  
 +/- : Bestand annähernd gleichbleibend  
 \* : Zeitraum 1982 - 1984

\*\* : Durchschnittswerte der Winterhöchstzahlen

Der Bestandsrückgang bei der Saatgans, er ist nachweislich auf Störungen am Rastplatz zurückzuführen, weist allerdings auf eine Gefährdung des jetzigen Status hin. Werden die rastenden Wasservögel wiederholt an ihren Ruhe- und Nahrungsplätzen gestört, so reagieren sie vielfach mit dem Verlassen des Gebietes. Soll die Bedeutung der Gewässer der Riedbaar für überwinternde Wasservögel erhalten werden, gilt es also, einer Zunahme der Störungen an den Gewässern der Riedbaar entgegenzuwirken. Beobachtungen der letzten Jahre zeigen, daß hier vor allem das Verlassen der Wege durch Spaziergänger (vielfach mit freilaufenden Hunden) und Mountain Biker, das Überfliegen des Gebietes in geringer Höhe z.B. durch Heißluftballons und der Winterwassersport z.B. Wintersurfen als problematisch zu betrachten sind. Zur Verringerung dieser Störungen wäre die Ausweisung störungsfreier Wasserbereiche eine geeignete Maßnahme. In diesen Bereichen sollte dann auch auf das Angeln und die Wasservogeljagd verzichtet werden.

### Schrifttum

- BAUER, H.G., BOSCHERT, M., HÖLZINGER, J. (1995): Die Vögel Baden-Württembergs, Bd. 5: Atlas der Winterverbreitung, Stuttgart (Ulmer)
- HARENGERD, M., KÖLSCH, G., KÜSTERS, K. (1990): Dokumentation der Schwimmvogelzählung in der BRD Deutschland 1966 - 1986. Schriftenreihe des Dachverbandes Deutscher Avifaunisten, 11, Greven
- REICHELT, G. (1972)(Hrsg.): Die Baar - Wanderungen durch Landschaft und Kultur, Villingen (Neckar-Verlag)
- RÜGER, A., PRENTICE, C., OWEN, M. (1987): Ergebnisse der Internationalen Wasservogelzählung des Internationalen Büros für Wasservogelforschung von 1967 - 1983. Seevögel, 8, Sonderheft, Verein Jordsand
- ZINKE, F., REICHELT, G. (1976): Die Riedbaar - ihre Biotope und ihr Bestand bedrohter Vögel. Schriften der Baar, 31, S. 15 - 52, Donaueschingen

## Anhang

Ergebnisübersicht der Wasservogelzählungen im Bereich Donau, Unterhölzer Weiher, Riedsee  
Winter 1989/1990

Zähltermine	16.9.	14.10.	18.11. *	9.12.	16.12. *	13.1.	17.2.	13.3.
Haubentaucher	-	2	2	-	-	-	2	6
Zwergtaucher	24	33	23	10	>6	20	6	10
Kormoran	-	-	3	-	6	2	-	-
Graureiher	112	70	56	12	9	11	16	40
Höckerschwan	3	9	6	10	7	5	5	7
Stockente	400	1000	480	600	200	460	1000	320
Schnatterente	3	5	2	1	1	1	5	12
Pfeifente	7	10	24	60	21	55	61	4
Krickente	47	39	50	43	12	36	32	18
Spießente	-	-	-	-	-	-	4	-
Löffelente	-	-	-	-	-	-	-	3
Reiherente	26	20	19	21	13	50	211	140
Tafelente	-	10	11	10	6	67	100	2
Gänsesäger	-	-	4	>31	9	36	80	17
Bläbhuhn	156	198	134	45	22	46	106	270
Teichhuhn	7	4	1	1	-	3	2	1
Wasseramsel	-	3	4	6	1	2	1	2
Eisvogel	2	4	3	-	-	1	1	-
Saatgans	-	-	10	10	13	15	17	-
Summe	787	1407	832	860	326	762	1649	821
18.11. *	Wasservogeljagd			16.12.	*Wasservogeljagd			

Winter 1990/1991

Zähltermine	15.9.	13.10.	17.11.	8.12.	19.1.	16.2.	16.3.
Haubentaucher	3	3	4	2	-	-	3
Schwarzhalstaucher	1	-	-	-	-	-	-
Zwergtaucher	14	25	13	21	13	15	8
Kormoran	-	1	12	1	1	-	6
Graureiher	16	26	18	11	10	5	>10
Höckerschwan	9	10	11	13	8	16	14
Stockente	520	1500	1600	1200	400	370	270
Schnatterente	5	4	21	7	6	6	11
Pfeifente	3	22	80	60	90	100	6
Krickente	6	58	33	40	20	20	18
Knäkte	-	-	-	-	-	-	1
Spießente	-	-	-	-	-	-	2
Löffelente	-	-	6	-	-	-	-
Reiherente	35	19	7	7	110	86	245
Tafelente	-	15	4	5	78	57	50
Gänsesäger	-	1	32	35	80	45	54
Bläbhuhn	160	152	227	30	80	100	185
Teichhuhn	6	2	1	-	3	2	1
Wasseramsel	3	1	2	2	3	1	2
Eisvogel	2	6	4	3	2	-	-
Saatgans	-	-	7	7	7	9	13
Summe	782	1845	2082	1444	911	832	899

## Winter 1991/1992

Zähltermine	14.9.	19.10.	16.11.	14.12.	18.1.	15.2.	14.3.
Haubentaucher	4	7	19	1	-	-	6
Rothalstaucher	-	1	1	-	-	-	-
Zwergtaucher	12	22	13	21	10	>2	3
Kormoran	3	4	28	17	4	-	1
Graureiher	80	62	38	20	16	>5	>20
Höckerschwan	6	10	12	6	6	10	14
Stockente	600	950	900	1000	450	450	290
Schnatterente	4	7	42	10	7	1	4
Pfeifente	2	29	82	69	80	80	60
Krickente	21	47	37	31	30	11	2
Löffelente	-	2	1	-	1	-	-
Reiherente	200	100	80	46	55	90	120
Tafelente	10	19	120	44	50	40	32
Schnellente	-	-	-	4	4	-	-
Gänsesäger	-	-	15	39	104	45	80
Bläßhuhn	240	260	300	21	45	100	180
Teichhuhn	9	1	1	3	1	-	-
Wasseramsel	1	5	2	1	3	1	2
Eisvogel	1	-	1	2	2	1	-
Saatgans	-	-	-	14	14	15	-
Summe	1193	1526	1692	1349	882	851	814

## Winter 1992/1993

Zähltermine	19.9.	17.10.	14.11.	12.12.	16.1.	13.2.	13.3.
Haubentaucher	9	5	19	6	-	5	-
Schwarzhalstaucher	1	-	-	-	-	-	-
Zwergtaucher	9	>17	13	9	24	13	11
Kormoran	4	12	40	79	17	16	9
Graureiher	45	45	12	20	23	>10	>12
Höckerschwan	11	14	17	21	21	11	6
Singschwan	-	1	-	-	-	-	-
Stockente	460	1000	1000	520	1000	700	200
Schnatterente	4	26	42	38	16	17	4
Pfeifente	1	22	46	36	48	40-70	20
Krickente	30	35	32	40	24	23	14
Spießente	1	7	1	-	3	2	4
Löffelente	16	-	-	-	-	-	-
Kolbenente	-	-	-	2	-	11	-
Reiherente	140	70	12	34	110	160	165
Tafelente	15	54	32	43	114	92	63
Schnellente	-	-	-	1	1	2	-
Gänsesäger	-	7	28	31	104	147	56
Mittelsäger	-	-	-	-	1	1	-
Zwergsäger	-	-	-	-	1	1	-
Bläßhuhn	240	240	350	360	80	140	150
Teichhuhn	1	-	-	-	1	-	1
Wasseramsel	2	1	1	1	2	-	2
Eisvogel	5	3	1	-	1-2	-	-
Saatgans	-	-	-	-	8	8	-
Summe	994	1559	1646	1241	1559	1409	717

## Winter 1993/1994

Zähltermine	18.9.	16.10.	20.11.	11.12.	15.1.	19.2.	12.3.
Haubentaucher	1	1	6	1	2	10	4
Zwergtaucher	13	23	31	8	15	14	8
Kormoran	10	30	90	13	42	20	31
Graureiher	58	45	23	16	20	14	>20
Silberreiher	-	-	-	1	1	1	-
Höckerschwan	10	12	24	18	32	37	18
Stockente	600	900	550	1050	750	350	125
Schnatterente	22	45	80	24	35	44	38
Pfeifente	6	26	47	60	56	65	26
Krickente	10	33	19	23	40	9	9
Spießente	2	-	3	4	3	2	-
Löffelente	-	-	-	-	-	-	2
Kolbenente	1	2	5	-	2	-	2
Bergente	-	-	1	-	-	-	-
Reiherente	110	41	31	54	86	130	350
Tafelente	6	22	44	39	102	76	91
Schnellente	-	-	5	-	-	19	1
Gänsesäger	-	2	2	73	102	66	50
Mittelsäger	-	-	-	-	1	-	-
Bläßhuhn	225	320	570	490	450	430	675
Teichhuhn	1	4	1	1	2	3	1
Wasseramsel	1	1	-	1	-	-	-
Eisvogel	3	3	1	2	3	1	-
Saatgans	-	-	-	-	-	4	-
Summe	1079	1510	1533	1878	1744	1295	1451



Abb. 2: Winterliche Donau bei Neudingen



Abb. 3: Gänsesäger, Pfohrener Riedsee, März 1992



Abb. 4: Gänsesäger, Weibchen, Januar 1987

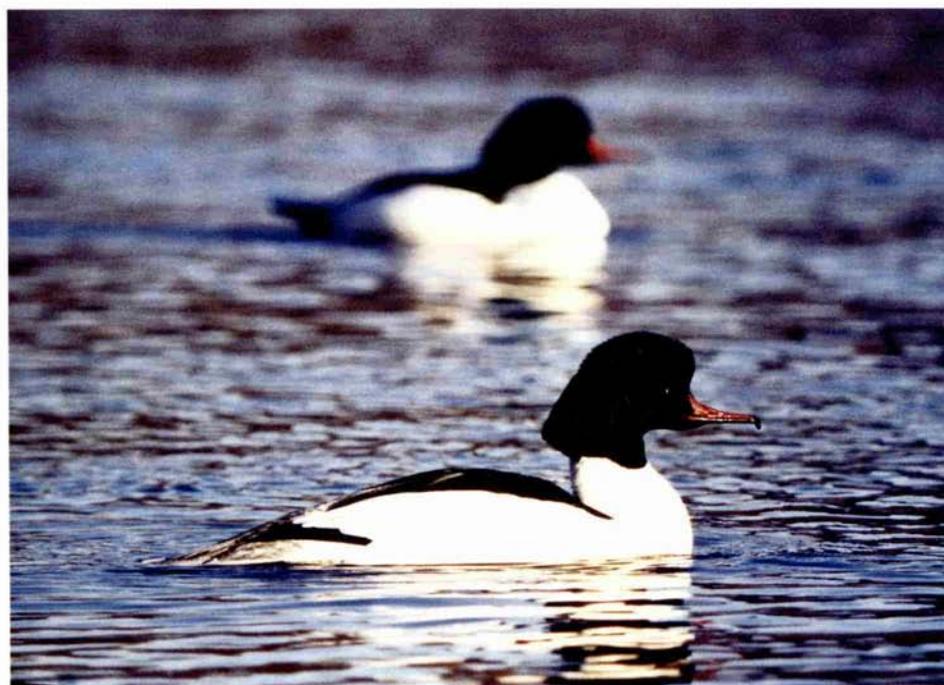


Abb. 5: Gänsesäger, Männchen

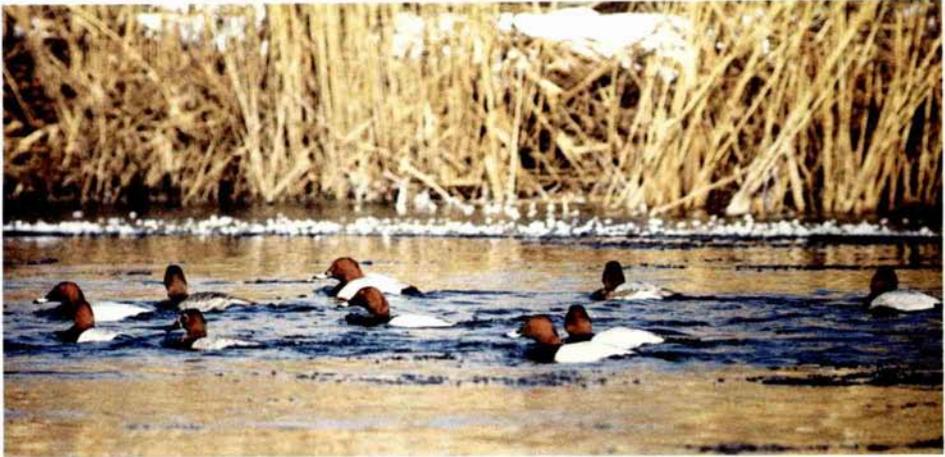


Abb. 6: Tafelenten, bei Gutmadingen



Abb. 7: Pfeifenten, bei Neudingen, Februar 1991



Abb. 8: Krickente, Männchen, bei Neudingen, Februar 1992



Abb. 9: Saatgänse, bei Neudingen, Januar 1984



Abb. 10: Saatgans, Februar 1988; Das 1986 verletzte Tier lebte noch 1994

## Renaturierung eines Teilabschnitts der Aitrach auf der Gemarkung Geisingen/Leipferdingen

von Liane Domdey-Kunz

Zwischen 1830 und 1840 fand eine Regulierung der Aitrach statt, von der die Aitrachau in den heutigen Gewannen "Einöde", "Riegelt", "Zwischen den Gräben" und "Schloßgraben" auf der Gemarkung Leipferdingen besonders betroffen wurde. Um die Fläche trocken zu legen und eine Intensivierung der Landwirtschaft zu ermöglichen, wurde ein Grabennetz gezogen. Man muß wegen der großen Dichte des Grabennetzes davon ausgehen, daß die Fläche vor der Regulierung extrem naß und die Trockenlegung äußerst schwierig war. Die heutige Landwirtschaft hat kaum noch Interesse an der Bewirtschaftung der kleinparzelligen Wiesenflächen. In einem Flurbereinigungsverfahren wurden an dieser Stelle 1983 Landschaftspflegeflächen in Gemeindeeigentum ausgewiesen.

### Kurzbeschreibung der naturschutzrelevanten Situation

In Folge der Begradigung und der damit verbundenen Abflußverschärfung im gesamten Bereich der Regulierungsmaßnahmen haben sich sowohl die Aitrach, wie auch einige Hauptgräben, die den überwiegenden Teil des Wassers abführen, stark eingetieft. Dadurch liegen die Flächen zwischen den Gräben fast das ganze Jahr über trocken (Abb. 1). Soweit keine Bewirtschaftung mehr erfolgt, hat sich eine sehr artenarme Hochstaudenflur entwickelt, die größtenteils aus Seggen und Riedgräsern gebildet wird (Abb. 2). Auffällig ist auch das häufige Vorkommen der Kohldistel. Im direkten Randbereich der Gräben und am Aitrachufer kommen Mädesüß, Sumpfdotterblume und vereinzelt Bestände der Großen Brennnessel vor. Die Trollblume ist an einigen Stellen zu finden und als Relikt der artenreichen Feuchtwiesenvegetation vor der Eintiefung des Fließgewässers und der Aufgabe der extensiven Wiesenbewirtschaftung zu werten. Die Gräben sind, soweit sie nicht zu den stark wasserführenden, eingetieften Hauptgräben gehören, im Begriff zuzuwachsen. Zwischen dem ehemaligen Tiefbrunnen, der im westlichen Teil des Geländes liegt, und der Aitrach befinden sich mehrere Pappelreihen, die ihre maximale Lebensdauer erreicht haben und teilweise abgestorben sind. Hier tritt auch eine kleine Quelle mit ganzjähriger Wasserführung zu Tage.

Im Gewann "Schloßgraben" sind Reste einer Altwasserschlinge zu erkennen. Der Altarm ist teilweise ständig naß und an einer Stelle mit Weidengehölzen bestanden (Abb. 4).

Die Fischer haben einige Felsblöcke in das Aitrachbett eingebracht, um Auskolkungen zu provozieren und den kanalartigen Verlauf der Aitrach in Bewegung zu bringen. Die Versuche, am Aitrachufer Gehölze zu pflanzen, waren nicht erfolgreich; denn durch den Wildverbiß gelang es nur wenigen Weidenpflanzen, zu großen Gebüsch heranzuwachsen (Abb. 3).

Im Frühjahr kann man in allen halbwegs stehenden Gewässerbereichen, den Quellaustritten und den verlandenden Gräbern in großen Mengen Amphibienlaich finden. Die Brachflächen wurden einige Male zur Deponierung von Bauschutt und landwirtschaftlichen Abfällen benutzt.

## Zukunftsperspektiven für den Naturschutz

Das Beispiel "Einöde" zeigt, daß es meistens nicht einfach damit getan ist, eine Fläche aus der traditionellen Nutzung zu entlassen, wenn mittelfristig eine Verbesserung der ökologischen Situation erreicht werden soll. Das "Zollhausried" bei Blumberg (siehe Literaturangabe), in dessen Bereich die Quellen der Aitrach liegen, zeigt mit seiner Vielfalt an Pflanzen- und Tierarten das ökologische Potential der "Einöde".

### Der Renaturierungsplan

In der Regel ist es nicht möglich, Landschaftselemente beliebig herzustellen. Niemand kann auf einer noch so geeigneten Fläche eine Wacholderheide, ein Hochmoor oder eine Streuobstwiese mit dazugehöriger artenreicher Magerwiese kurzfristig etablieren. Solche Ökosystemteile haben sich über Jahrhunderte zu dem entwickelt, was sie heute sind. Die Renaturierung von Fließgewässern ist hier, bis zu einem gewissen Grad, eine Ausnahme.

Die Lebensgemeinschaft der Auen ist natürlicherweise an sehr starke Veränderungen in ihrem Lebensraum angepaßt, die in der Regel plötzlich auftreten. Die Arten können sich ebenso rasch in den, durch den Renaturierungseingriff geschaffenen Lebensraum einpassen, wie dort, wo er als Folge eines natürlichen Hochwassers entstand.

Der Verlauf der Fließgewässer ist heute auf Karten festgelegt, und das Wasser muß sich unnatürlicherweise daran halten. Dafür sorgt die Wasserwirtschaft mit technischen Maßnahmen. Einige wenige gebaute Beispiele renaturierter Fließgewässer geben Anlaß zur Hoffnung für die Lebensgemeinschaften der Auen. Denn die meisten Arten der Flußauen benötigen eben diese natürliche Dynamik, die fast überall verhindert wird, um zu überleben.

Im Flußbauinstitut der Universität Karlsruhe werden modellhafte Fließstrecken in verkleinertem Maßstab nachgebaut, um Möglichkeiten und Folgen von Renaturierungsmaßnahmen zu untersuchen (Abb. 5). Kambach und Sandbach im Oberrheintal sind Umsetzungen solcher Modelle in die Praxis (Abb. 6). Der "Blochinger Sandwinkel" bei Mengen an der Donau ist ein außergewöhnlich großes Renaturierungsprojekt, das durch umfangreiche wissenschaftliche Studien begleitet wird (Abb. 7). Wie verzweifelt die Tier- und Pflanzenarten der Flußauen einen Lebensraum suchen, zeigt die erste erfolgreiche Brut des Flußregenpfeifers an diesem Donauabschnitt noch im Baujahr selbst, zwischen Baggern und Lastwagen (vgl. den Beitrag von H. GEHRING in diesem Band - Anmerkung der Schriftleitung).

Auch für die Aitrach liegt ein Renaturierungsplan im Gewinn "Einöde" vor. Die Stadt Geisingen, die Gemeinde Leipferdingen, der Naturschutzbeauftragte des Landkreises Tuttlingen und der BUND für Umwelt- und Naturschutz/Regionalverband Schwarzwald-Baar-Heuberg sind maßgeblich an seinem Zustandekommen beteiligt (Abb. 8). Durch die Verlängerung der Fließstrecke soll eine Erhöhung des Wasserstandes und eine Wiedervernässung der ehemaligen Feuchtwiesen entlang der Aitrach erreicht werden. Damit wird sich der subaquatische Lebensraum durch unterschiedliche Strukturierung bereichern, wovon nicht zuletzt auch die Fischfauna profitiert.

Wenn das Flußbett nach dem Plan umgestaltet ist, soll es sich selbst überlassen bleiben. Eine natürliche Eigendynamik ist erwünscht und Ziel der Planung. Jeder Uferabbruch und jede Anlandung von Flußsediment ist ein sichtbarer Erfolg der Renaturierung. Hierzu gehört auch, daß Gehölze in das Ufer einwachsen und den "geregelten Abfluß des Wassers" verhindern. Anlieger sind in diesem Fall nicht betroffen. Alle angrenzenden Privatflächen

liegen höher als die Renaturierungsfläche. Außerdem begrenzen Bahndamm und Straßenböschung die Aitrachau.

Die Bedeutung solcher Renaturierungsmaßnahmen für den Hochwasserschutz im Siedlungsbereich des Menschen muß an dieser Stelle ausdrücklich erwähnt werden. Je länger nämlich die Fließgewässerstrecken sind, die ihre natürliche Dynamik wieder entfalten können, umso niedriger werden die Hochwasserspitzen sein.

Nachtrag: Die Baumaßnahme wurde im November 1995 durchgeführt und abgeschlossen. Die Bepflanzung mit Gehölzen wird im Dezember 1995 und im Frühjahr 1996 vorgenommen.

### Schrifttum und Quellen

- BURGERT, E. (1992): Renaturierung der Aitrach auf Gemarkung Leipferdingen, Stadt Geisingen; Landschaftspflegerischer Begleitplan 1992
- REICHELT, G. (1978): Das Zollhausried bei Blumberg (Baaralb); Schriften der Baar, 32, S. 61 - 86 Akademie für Natur- und Umweltschutz Ba.-Wü. (Hrsg. 1994), Bd. 17: Tagungsdokumentation des internationalen Kolloquiums 19. - 21. April 1994 in Ulm: Lebensraum Donau - Europäisches Ökosystem, S. 240 - 247 u. 299 - 308
- Ministerium für Umwelt Ba.-Wü. (1990): Naturnahe Umgestaltung - Pilotvorhaben Kambach, Sonderdruck aus: Naturnahe Umgestaltung von Fließgewässern, Hdb. Wasserbau, Heft 2 Flurkarte der Gemarkung Leipferdingen, Stadt Geisingen, Kreis Tuttlingen, Maßstab 1:2.500
- Luftbild Leipferdingen-Aitrachtal, Beflugdatum 4.7.1976, Bildmaßstab ca. 1:8.000, Freig.Nr. 50/1107, LA f. Flurbereinigung und Siedlung Ba.-Wü.-Luftbildstelle

Der Originalplan zur Regulierung der Aitrach von 1832 befindet sich im Archiv des Rathauses Leipferdingen.



Abb. 1: Die Aitrach im Gewann "Einöde" im zeitigen Frühjahr. Selbst bei extrem hohem Wasserstand, wie hier im Bild, werden die Uferwiesen nicht überflutet



Abb. 2: Bultige Ausprägung der artenarmen Vegetation auf ehemaligen Feuchtwiesenflächen



Abb. 3: Nur wenige Weiden wuchsen nach Gehölzpflanzungen an den Ufern zu Bäumen heran



Abb. 4: Der Rest einer Altarmschlinge der Aitrach liegt im ökologisch wertvollsten Teil der Fläche und bleibt deshalb von der Baumaßnahme unberührt



Abb. 5: Im Flußbauinstitut der Universität Karlsruhe werden Fließstrecken renaturierter Wasserläufe im Modell erprobt



Abb. 6: Der Kammbach im Oberrheintal, ehemals ein schmaler Kanal, drei Jahre nach der Renaturierung. Viele Pflanzenarten der Auen haben sich angesiedelt



Abb. 7: Der "Blochinger Sandwinkel" bei Mengen. Am renaturierten Donauabschnitt brütete bereits im Baujahr der Flußregenpfeifer mit Erfolg

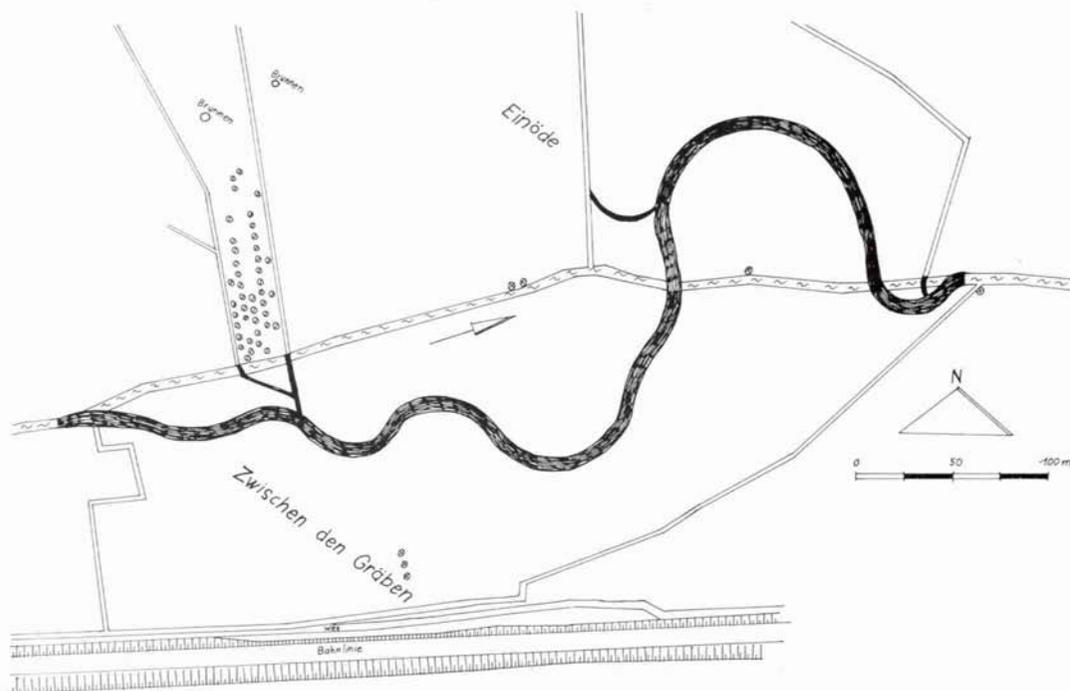
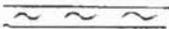


Abb. 8: Die begradigte Aitrach und der Plan ihres renaturierten Verlaufs: (nach BURGERT, verändert)

	Verlauf der Aitrach 1992
	Hauptgräben mit ständiger Wasserführung
	geplanter Verlauf der Aitrach nach der Renaturierung
	Anschluß der Hauptgräben an den renaturierten Flußlauf
	Fließrichtung der Aitrach
	bestehende Weidengehölze
	bestehende Pappeln

Nach dem Ersteingriff bleibt es der natürlichen Dynamik des fließenden Wasser überlassen, das Flußbett zu strukturieren und den Verlauf zu verändern.

## Zum Eiszeitgeschehen im Mittelschwarzwald (1) Interpretation einer geomorphologischen Karte

von Günther Reichelt

### Zur Problematik

Obleich die quartären Erscheinungen im Mittelschwarzwald mehrfach untersucht wurden, fanden die früheren Bearbeiter (BURI 1914, 1934, LIEHL 1934, WITTMANN 1940, PFANNENSTIEL u. PAUL 1947) zwar Anzeichen einer ehemaligen Vergletscherung, aber deren Zeugen blieben blaß im Vergleich zu den wesentlich deutlicheren Glazialgebilden im anschließenden südlichen und nördlichen Schwarzwald: hier mit ihren prächtig erhaltenen Karen dort auch mit ihren überzeugenden Moränenbögen, Rundhöckerfluren und Gletscherschliffen. Nachdem aber PFANNENSTIEL (1959) und REICHELT (1960) im Hotzenwald Spuren nicht nur der jüngsten (Würm-), sondern auch der vorletzten (Riß-)Eiszeit fanden, erschien auch der Mittelschwarzwald im neuen Licht. W. PAUL (1963) unternahm es erstmals, ein Bild des kaltzeitlichen Mittleren Schwarzwaldes auch für die Rißzeit anhand dessen Abtragungsformen zu zeichnen und zu deuten.

Leider wurden seine Anregungen zunächst nicht aufgegriffen. Sie hätten zur Erkenntnis geführt, daß der Mittelschwarzwald ein höchst interessantes Objekt der Quartärforschung ist und dank seiner Schuttdecken und Schotter auf der ungestörten sanften Ostabdachung sowie in der Baar auch von größter Bedeutung für das Verständnis des südwestdeutschen Pleistozäns. Dazu trugen wohl vor allem einige voreilige Folgerungen und Vorstellungen bei von einer weitreichenden Vorlandvergletscherung durch einen rißzeitlichen, vom Feldberg ausgehenden Wutachgletscher und seine angebliche Vereinigung mit einem nicht belegten Breg-Brigach-Gletscher. Deren Eismassen sollten bis auf 810 m Meereshöhe die Schwäbische Alb hinaufgefahren sein. PAUL (1965) selbst widerlegte diese Ansichten seines früheren Mitautors PFANNENSTIEL weitgehend. Der Verfasser legte den damaligen Stand in diesen Schriften dar (REICHELT 1966). Nach der heißen Diskussion ruhte auch leider die weitere Forschung auf diesem Gebiet für mehr als 15 Jahre. Durch Schotteranalysen zeigte dann der Verfasser, daß die inzwischen vielfach aufgeschlossenen Ablagerungen sowohl im Donaueschinger Ried als auch auf den Höhen ringsum ein ziemlich differenziertes Geschehen im Wechsel glazialer und periglazialer Formungsprozesse aufweisen (REICHELT 1994, 1995). Danach wäre ein rißzeitlicher Baarschwarzwald-Gletscher (ohne Brigach- und ohne Wutach-Gletscher) gerade noch ins Donaueschinger Ried gelangt, dieses als fluvioglazialen Sander hinterlassend. Hingegen wären zwar würmzeitliche Lehme und Sande, indessen keine Schotter dieser Zeit in nennenswertem Umfang vom Schwarzwald her ins Vorland transportiert worden. Die regionale rißzeitliche Schneegrenze wurde bei rund 750 m +NN angenommen. Einwänden von SCHREINER (1995), begegnete der Verfasser mit weiteren Befunden, nunmehr auch vom Mittelschwarzwald, die durch eingehende Schotteranalysen und stratigraphische Profile belegt sind (REICHELT 1995). Neben der Erkenntnis, daß die würmzeitlichen Schuttdecken noch heute die Höhen und Hänge des Mittelschwarzwaldes verhüllen, folglich nur höchst unzusammenhängend abgetragen worden sind, wurde dabei erneut die Frage nach Ausmaß und Ablauf des Eiszeitgeschehens verfolgt. Das soll nachfolgend ausschnittsweise am Beispiel einer Kartierung des oberen Bregtales dargelegt werden.

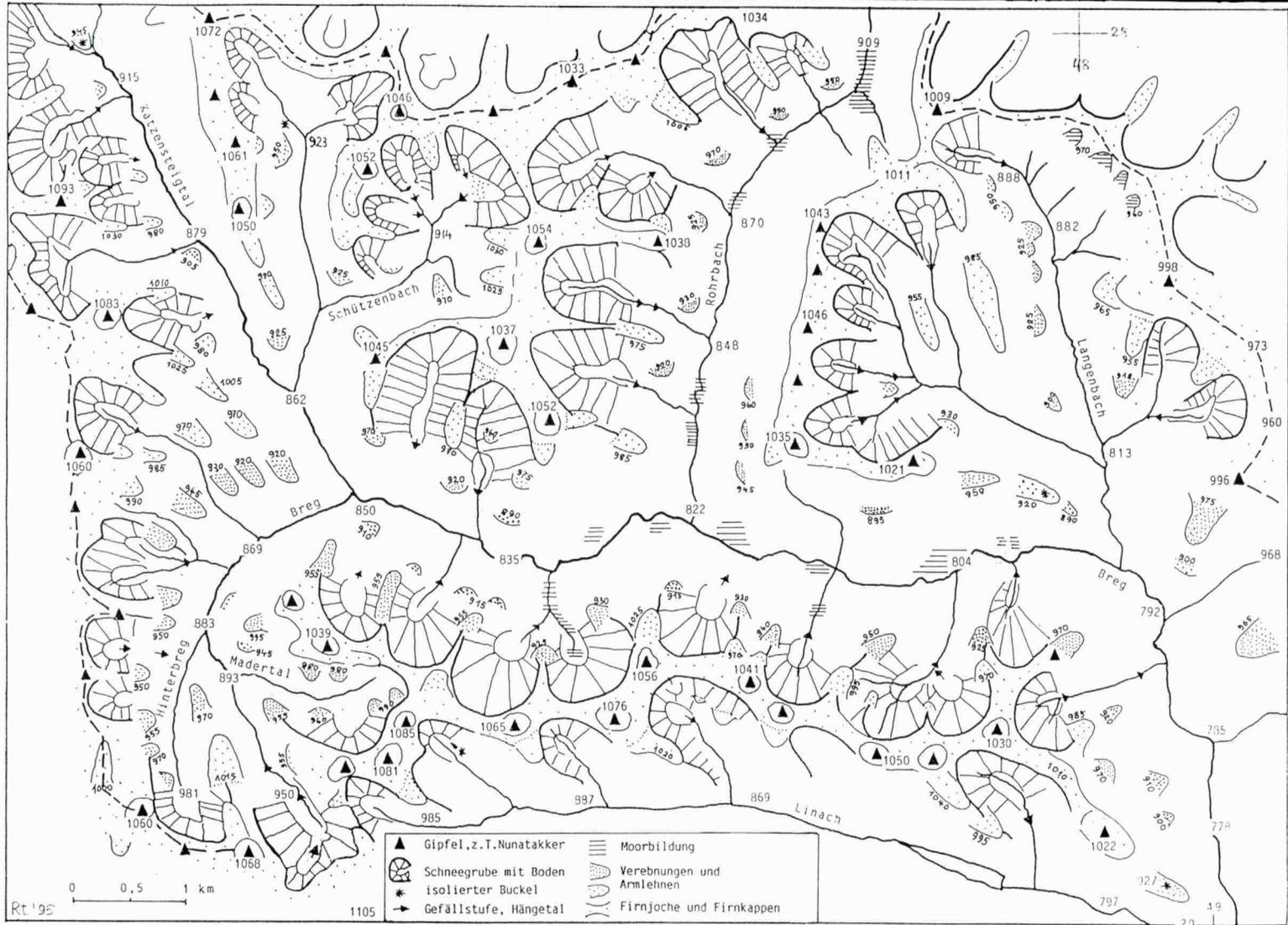


Abb. 1: Geomorphologische Karte der Talschlüsse, Verebnungen und Gefällestopfen im Bereich der oberen Breg und ihrer Zuflüsse (Kartierung z.T. 1995)

## Erläuterungen zur morphologischen Karte

Die Karte beschränkt sich auf einige wichtige Formen zwischen Furtwangen und Vöhrenbach. Dargestellt sind vor allem die Talschlüsse, insbesondere der Breg-Zuflüsse. Außerdem wurden die Verebnungen an den Talhängen kartiert. Darüber hinaus wurden auffallende Gefällstufen eingezeichnet. Zur besseren Orientierung und Abschätzung wurden sowohl für die Gipfel, die Talsohlen und die Verebnungen Höhenangaben (in m +NN) hinzugefügt. Bei den Verebnungen wird deren mittlere Höhe angegeben.

Auffallende Verebnungen gürten die Täler der Breg und ihrer Zuflüsse als Riedel oder als "Armlehnen" an den Flanken der "Schnee gruben" (W. PAUL 1963). Sie liegen in verschiedenem Niveau übereinander und lassen sich zu zwei bis drei Stufen anordnen. Besonders zahlreich und deutlich treten sie an den Schattenseiten auf, während sie an West- und Südhängen nur lückenhaft verbreitet sind. Ein oberstes Niveau von Verebnungen liegt im Kartenbereich der oberen Breg zwischen 1000 und etwa 1030 m +NN, ein mittleres zwischen 990 und 970 m +NN, ein weiteres zwischen 950 und 900 m +NN. Weitere Verebnungen beschränken sich auf ganz lokale Stellen der Breg und ihrer Seitentäler, lassen sich aber nicht zu einem System verbinden. Innerhalb eines einheitlichen Abschnitts ohne größere Taleinmündungen sinken die Verebnungen im Sinne des Talgefälles.

Weit auffälliger als die Verebnungen sind indessen die meist kurzen Seitentäler, die dicht an dicht, besonders schroff an den Schattenhängen der Haupttäler Breg, Katzensteig, Rohrbach und Langenbach auftreten und in tiefen Gruben mit rundlichen bis länglich-ovalen Böden enden. Sie erinnern im Kartenbild an eine Miniaturausgabe alpiner Landschaften, der allerdings die felsigen Gipfelpyramiden fehlen. Schon PAUL (1963, S. 545 f) hat dargelegt, es handele sich bei diesen "Schnee gruben" um Kare, welche gegenüber denjenigen im nördlich benachbarten Buntsandstein-Schwarzwald im Mittelschwarzwälder Gneis gesteinsbedingt weniger deutlich ausmodelliert sind. Tatsächlich sind die besonders in Schattenexpositionen ausgeprägten Nischen mit den Formelementen von Kare ausgestattet; sie besitzen bei steilen, zirkusartigen Rück- und Seitenwänden einen deutlichen Talboden, der z.T. vermoort ist und mit einem markanten Gefälleknick in den nächstunteren Talabschnitt mündet. Nicht selten sind bei den höher gelegenen auch kleinere Moränenwälle oder isolierte, rundhöckerartige Buckel erhalten. Die Deutlichkeit und die Kubatur dieser Formen nimmt mit der Meereshöhe ab, was ihren Zusammenhang mit klimatischen Bedingungen belegt und die vollendetere Ausbildung der Kare im höheren Südschwarzwald erklärt. Mag zunächst offen bleiben, ob sie firnbürtig sind oder einer echten glaziären Ausformung unterlagen, dürfte der Deutung dieser "Schnee gruben" als Kare unterschiedlichen Reifegrades jedenfalls zuzustimmen sein.

Eine offenbare Besonderheit der Mittelschwarzwälder Kare besteht in den - ebenfalls von PAUL so benannten - "Armlehnen"; das sind Verebnungen oberhalb oder/und in Verlängerung der Seitenwände. Das zeigt besonders musterhaft das Ensemble der Kare in den Wurzeln des Eisenbaches: das Hellewanger und das Ebenemoos-Kar (Abb. 2). Diese "Armlehnen" sind indessen kein Sondergut der Kare. Vielmehr sind sie als ehemals terrassenartige, das gesamte Tal gürtende Verebnungen zu deuten, welche durch die Kare in ihrem Zusammenhang zerstört wurden und nun als bloße Riedel oder Leisten erscheinen. Das folgt besonders deutlich aus dem System der Verebnungen an den Hängen westlich der Hinterbreg (Abb. 1).

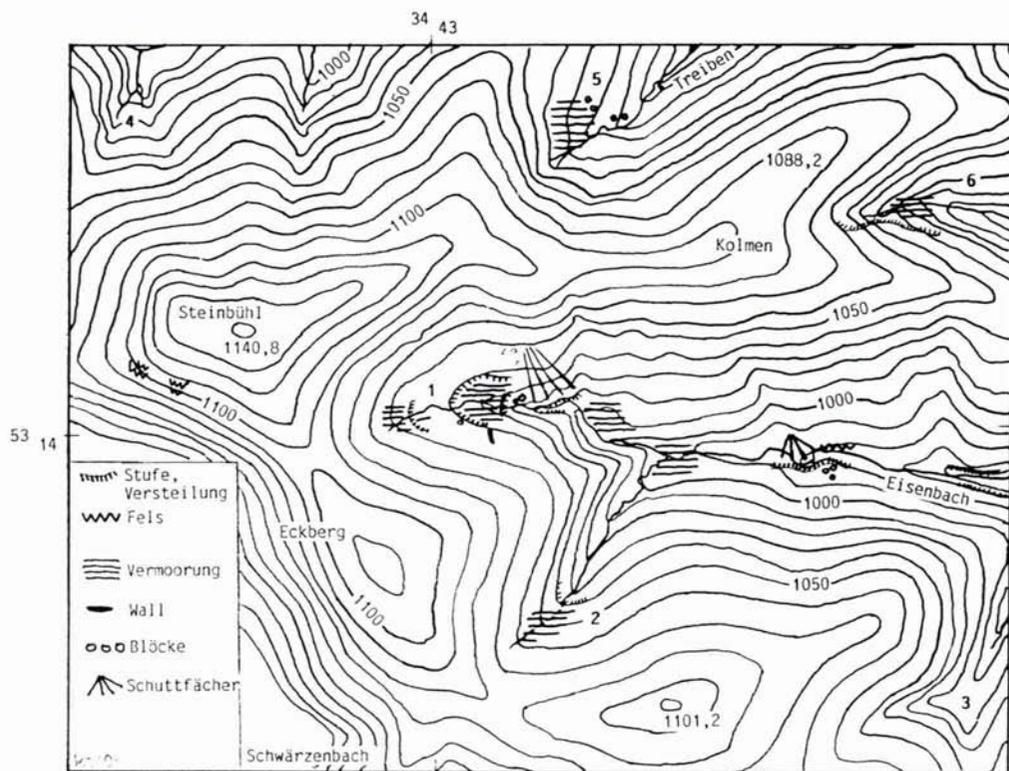


Abb. 2: Geomorphologische Karte der Umgebung des Steinbühls (Kartierung 1995). 1 = Hellewanger Kar, 2 = Ebenemoos-Kar, 3 = Höchst-Kar, 4 = Eschwald-Kar (Schollach), 5 = Treibenbach-Kar, 6 = Wiesbach-Kar. Die "Armlehnen" sind hier besonders gut zu erkennen. Im vermoorten, gestuften Karboden unter der Hellewand liegen kleine Moränen der letzten Eiszeit. Von N wurden im Spätwürm Schuttkegel dem Talboden zugeführt, die vom Eisenbach postglazial durchbrochen wurden.

Es wäre zu folgern, daß die Kare jünger als die terrassenartigen Verebnungen sein müßten. Das wäre zutreffend, wenn letztere auf präglaziale fluviale Formung zurückgingen, was von den meisten Forschern vorausgesetzt wird. Das wäre gleichfalls so, falls die Verebnungen primär oder sekundär eisbürtig wären und damit eine entsprechende Firn-/Eis-Füllung des jeweiligen Tales - oder doch deren Wirkung - markierten. Offensichtlich kommt auch in den Verebnungs-Stockwerken eine Altersabfolge zum Ausdruck: Die tiefer gelegenen Verebnungen sind vollständiger und liegen beiderseits von Bachkerben dichter; sie sind jünger als die höher gelegenen. Nun ist die Zerschneidung der präglazialen Hochflächenlandschaft hauptsächlich durch den Wechsel periglazialer Flächenabtragung und interglazialer Tiefenerosion bestimmt. Glaziale Formung versteilt und weitet aus. Zumindest in den schroffen Formen der schattseitigen Talhänge dominiert bis heute das Erbe nivaler und glaziärer Vorgänge. Dem fügen sich auch die felsigen bis schuttverkleideten, aber nicht mit fluvialen Schottern belegten Verebnungen und Hangkanten ein. Ihnen ist daher pleistozänes Alter und Firn- oder Eisbewegung als formendes Agens zuzuschreiben. PAUL (1963) deutete die "Armlehnen" als firnbürtige Formen. Soweit sie nicht als Firnjoche

zwischen den Gipfeln und auf der ursprünglichen Buntsandsteinablagerungsfläche gelten müssen, sind die Verebnungen der Hänge als Reste von Trogschultern anzusehen. Sie wären damit zugleich Zeugen für die Gletschermächtigkeit, welche - zumindest im alpinen Bereich - in der Regel noch einige Zehnermeter über der jeweiligen Trogschulter liegt. Abb. 3 möge als Anschauungshilfe dienen.

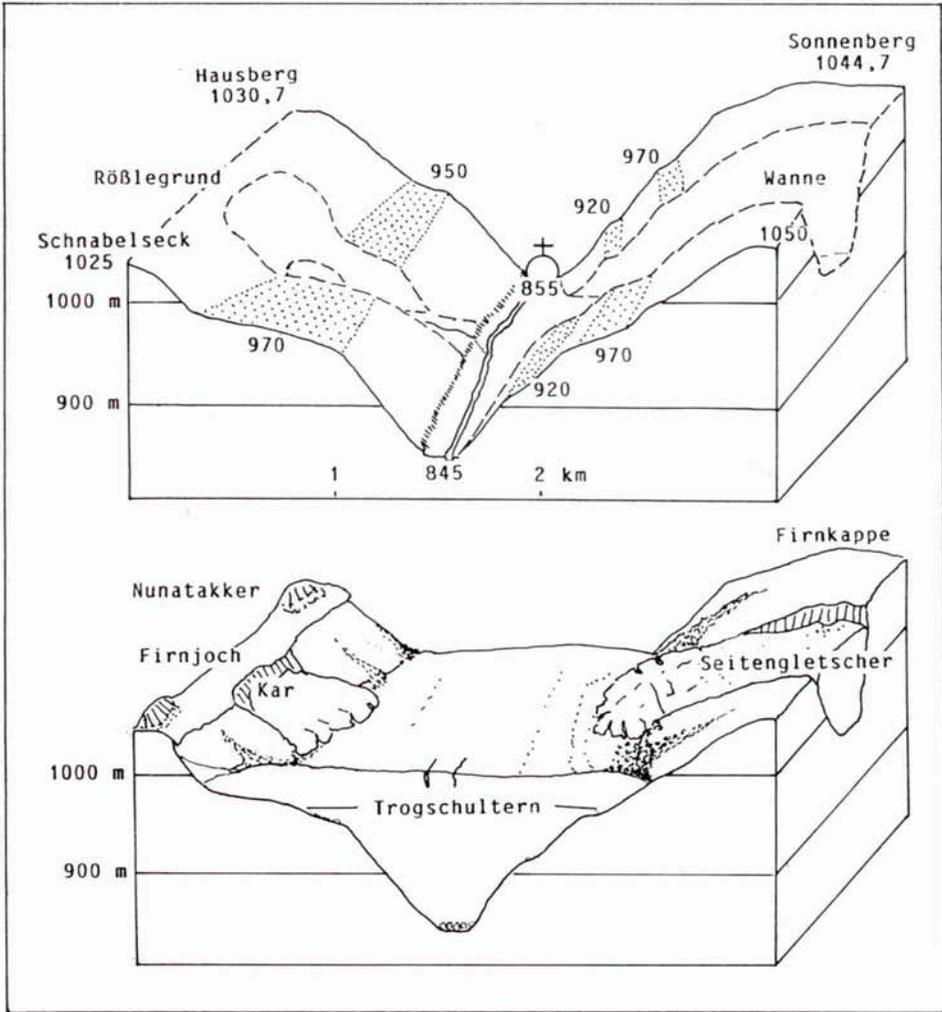


Abb. 3: Talquerschnitte bei Furtwangen, zu einem Blockdiagramm vereinigt und stark überhöht. Im unteren Blockbild wurde versucht, eine Phase der Rißeiszeit zu rekonstruieren. Zugleich sollen dabei einige der verwandten Begriffe veranschaulicht werden. Während der Maximalphase lag über dem Gletscher wahrscheinlich noch eine Firndecke, welche das Tal stärker als dargestellt, eingehüllt hat.

Daher liegt es nahe, die verschiedenen Stockwerke - mit gebotener Vorsicht - als Anhaltspunkte für die Eismächtigkeiten verschiedener Glaziale oder Stadia anzunehmen. Daß die Verebnungen das Werk mehrerer Eiszeiten sind, ist eher unwahrscheinlich. Für eine umfassende letztkaltzeitliche (Würm-) Vergletscherung fehlen im Unterschied zum Süd-

schwarzwald nahezu alle Anzeichen. Sicher würmzeitliche Moränen sind zwar nicht spärlich, liegen aber entweder unmittelbar in den Talschlüssen oder kaum einmal mehr als 1-2 km unterhalb davon (vgl. Abb. 2). Frische Kare, die dem Würm angehören könnten oder doch im Würm reaktiviert wurden, reichen ausnahmsweise (bei Triberg, "Bergsee"; vgl. PAUL 1963, S. 560) bis 780 m +NN herab, liegen aber sonst mit ihren Böden durchweg oberhalb von 865 bis über 900 m +NN, so daß sich daraus eine regionale Schneegrenze von über 900 m +NN, eher zwischen 950 und 1000 m, ergäbe. Demnach waren nur die Kammlagen firnbedeckt und die aus früheren Kaltzeiten stammenden Kare mit Firn gefüllt. Selbst eine ausgedehnte Flankenvereisung, wie sie PFANNENSTIEL u. PAUL (1947) für das oberste Breggebiet folgerten, dürfte im Mittelschwarzwald nicht allgemein vorhanden gewesen sein. Für eine Gliederung der letzten Eiszeit in mehrere, dem Südschwarzwald vergleichbare Stadiale fehlen morphologische Belege. Kleine Firnpolster und winzige Kargletscher, die höchst selten - wie am Furtwängle oder im Schollachtal - das Ausmaß eines kleinen Talgletschers erreichten, waren die Regel. Das schließt freilich nicht aus, sondern ein, daß schattenseitige Hangversteilungen durch Wächtenbildung und Schneekriechen am Rande der Hochflächen sowie in älteren Karen und Seitentälchen durch übersommernde Schneeflecken erfolgten. Doch sind weder die "Armlehnen" noch die schulterartigen Verebnungen spezielle Relikte der jüngsten Eiszeit. Eher wurde deren Zerstörung durch erneute Firnfüllung der älteren Kare und ihr endliches Abschmelzen fortgesetzt, ein Vorgang der schon während der Rückzugphasen älterer Eiszeiten begonnen hatte. Mit dem späten Würm kamen Muren und Schuttkegelbildungen in den Hochtälern, besonders deutlich im Eisenbachtal, hinzu.

Damit sind sowohl die Kare als auch die Verebnungen älteren Vereisungen zuzuschreiben. Nachweise einer Rißvereisung ergaben sich für den Schwarzwald erstmals im Hotzenwald (PFANNENSTIEL 1959, REICHEL 1960). PAUL (1963) konnte daher mit Berechtigung seine "Schneegruben" des Mittelschwarzwalde und den übrigen, zwar etwas verwischten aber doch eindeutig glazigenen und in seiner Größenordnung stattlichen Formenschatz als im wesentlichen rißzeitlich einstufen. Der Würmzeit sind neben den konservierten Hochflächen vor allem die Bildung mächtiger Schuttdecken an den Hängen zuzurechnen, welche zwar hangabwärts verfließen und die interglazial geräumten Talsohlen erneut verfüllten, aber schon während des späten Würms durch Vegetation festgehalten wurden.

In einer vorgängigen Arbeit (REICHEL 1995) ergaben sich Anhaltspunkte für eine wenigstens zweiphasige Gliederung der Rißvergletscherung. Deren Maximum wurde am südlichen und östlichen Schellenberg bei Donaueschingen bei etwa 730 m +NN angenommen mit Gletscherende in der Riedbaar bei ca. 670-680 m +NN. Ein Rückzugsstadium wird bei Bruggen bei rund 700 m +NN vermutet (Abb. 4). Daher lag es nahe, nach weiteren Anzeichen für eine Gliederung der Rißzeit im Nährgebiet zu suchen. Versuchsweise werden nachfolgend die Verebnungen als Hinweise auf die Eis- bzw. Firmächtigkeiten der rißzeitlichen Gletscher aufgefaßt und ihre verschiedenen Stockwerke als Korrelat ihrer Gliederung in Stadiale betrachtet. Dann ergäbe die verschiedene Höhenlage und der Erhaltungszustand der Verebnungen zugleich einen Hinweis auf die mögliche Abfolge der Rißvergletscherung. Sie hatte demnach ihr Maximum in der ältesten Phase. Ihr werden im Kartenbereich die Schultern und Armlehnen zwischen 950 und 990 m +NN zugeordnet. Da die Talböden zwischen 870 m bei Furtwangen und 780 m nahe der Linachmündung liegen, ferner die Eismächtigkeit wenigstens 30-50 m höher als die Trogschulter anzunehmen ist, dürfte sie bei Furtwangen mit etwa 160 m, bei Vöhrenbach mit über 200 m gelegen haben. Letzteres entspricht auch der Annahme von W. PAUL (mdl. Mitteilung).



Abb. 4: Flacher Wall im Bregtal bei Bruggen (700-750 m +NN), talabwärts gesehen. Unter Lehmen liegen Tone und Geschiebe aus Buntsandstein und Kristallin mit Buntsandstein-Blöcken bis zu über 50 cm Kantenlänge (Aufschluß von 1995). Wahrscheinlich endete hier der Gletscher während eines Stadials der Rißeiszeit.

Demnach waren die Täler ganz bis auf die ernährenden Höhen von Eis und Firn erfüllt, wobei deren höchste vielleicht als Nunatakker die Firnkappe überragten. Folgt man dieser Einschätzung, so erfordern die auffallenden Verebnungen östlich von Vöhrenbach zwischen der Friedrichshöhe und dem Ochsenberg in 970 bzw. 965 m +NN einen mehrere Zehnermeter mächtigen, breitflächigen Übertritt sowohl des Bregtälner Gletschers als auch des überlagernden Firns über die Pässe an der Friedrichshöhe (960 m +NN) und an der "Steig" (966 m +NN) hinweg in die Buntsandsteingebiete des heutigen Neuhäuslewaldes und Glaserforstes. Dazu passen meine Funde von 1-2 % Gneisen und Graniten in Schottern des Muckenlochbaches (780 m +NN) südlich von Volkertsweiler. Wahrscheinlich müssen die Schotter der Hammerhalde, der Lorettohöhe und am "Laible" bei Villingen ebenfalls in diesem Zusammenhang gesehen werden. Die glazigene Überformung des Plattenmooses bei Tannheim schloß PAUL in diesen Schriften (1984, S. 84) nicht aus und belegte schon früher GÖTTLICH (1968) durch Bohrungen (vgl. REICHELT, 1994, S. 142).

Eine zweite, jüngere Phase dürfte einen entsprechenden Bord etwa 40-70 Höhenmeter niedriger hinterlassen haben. Er sinkt Breg-abwärts von 930 m +NN auf rund 900 m an der Linachmündung. Das wären bei Furtwangen immerhin noch wenigstens 70-90 m, oberhalb der Linachmündung sogar wenigstens 120 m, wahrscheinlicher 140-150 m Eismächtigkeit. Eine weitere Phase ist nicht mehr als zusammenhängender Breggletscher faßbar. Doch dürften die Kare sowohl in der zweiten Phase als auch in der späten Rißeiszeit noch aktiv gewesen sein und die Zerstörung der Schultern begonnen haben.

Falls diese Ableitung richtig ist, lassen sich auch Anhaltspunkte für die relativen Eismächtigkeiten der verschiedenen Täler gewinnen und damit ihre Anteile an der gesamten

Gletschermasse abschätzen. So hat während des Reißmaximums der Gletscher aus Hinterbreg und Madertal seine Trogschultern in etwa 950 m +NN hinterlassen, rund 70 m über dem Talboden. Der vom Katzensteig herausdrängende Gletscher weist Trogschultern in 970 m +NN aus, das sind rund 110-120 m über dem Talgrund. Nach ihrer Vereinigung liegen die Trogschultern im nunmehr wesentlich verbreiterten Breg-Trog zunächst 120 m über dem Grund. Im Rohrbachtal befinden sie sich rund 100 m, beim Langenbach etwa 80-90 m über der Talsohle. Entsprechend erhöhen sich die Schultern im Bregtal nach Vereinigung mit dem Rohrbacheis auf 150-170 m und nach Zufluß des Langenbach-Eises direkt unterhalb von Vöhrenbach beiderseits auf rund 180 m über der Felssohle des Bregtals. Die gesamten Eis- und Firmmächtigkeiten müssen schätzungsweise jeweils 20-50 m über diesen Werten angesetzt werden.

Soweit die Abb.3 als Anschauungshilfe benutzt wird, sollte beachtet werden, daß die Blockbilder stark überhöht sind und daß die halbschematische Rekonstruktion des unteren Diagramms nur das Prinzip wiedergeben soll.

In einem weiteren Teil (2) ist vorgesehen, das Gebiet des Baarschwarzwalde von Bubenbach bis Bräunlingen/Donaueschingen darzustellen.

### Schrifttum

- BURI, Th. (1914): Über Glazialspuren im oberen Breggebiet und in den benachbarten Gebieten des mittleren Schwarzwaldes; Centralbl. f. Min., Geol. u. Paläontol., 12/13, Stuttgart
- (1934): Glazialerscheinungen im mittleren Schwarzwald; Bad. Geol. Abh. 6, 2: 127-143 Karlsruhe
- LIEHL, E. (1934): Morphologische Untersuchungen zwischen Elz und Brigach (Mittelschwarzwald); Ber.naturf. Ges. Freiburg, 34: 95-212, Freiburg
- PFANNENSTIEL, M. (1959): Die Vergletscherung des südlichen Schwarzwaldes während der Reißzeit; Ber.naturf. Ges. Freiburg, 48: 231-272
- PFANNENSTIEL, M., PAUL, W. (1947): Diluviale Plateau- und Flankenvereisung im Mittleren Schwarzwald; Mitt.bl. bad.geol. Landesanst. 1947: 44-46
- PAUL, W. (1963): Zur Morphogenese des Schwarzwaldes (IIIa); Jh. geol. Landesamt Baden-Württ., 6: 543-582, Freiburg
- (1965): Zur Frage der Reißvereisung der Ost- und Südabdachung des Schwarzwaldes; Jh. Geol. LA Baden-Württ. 7: 423-440, Freiburg
- (1984): Das Plattenmoos bei Tannheim in geomorphologischer Sicht; Schriften der Baar, 35: 80-86)
- REICHELT, G. (1960): Quartäre Erscheinungen im Hotzenwald zwischen Wehra und Alb; Ber.naturf. Ges. Freiburg, 50: 57-127
- (1960 b): Zur Frage einer Reißvereisung des Südschwarzwaldes; Erdkunde, 14:53-57
- (1966): Neuere Beiträge zur Kenntnis der Vergletscherung im Schwarzwald und den angrenzenden Gebieten; Schriften der Baar, 26: 108-122
- (1994): Untersuchungen zur Entwicklungsgeschichte der Riedbaar; Ber.naturf. Ges. Freiburg, 82/83: 117-168
- (1995): Zur Kenntnis und Deutung von Schottern im Einzugsgebiet der obersten Donau (Mittelschwarzwald und Baarhochmulde); Ber.naturf. Ges. Freiburg, 85, im Druck
- SCHREINER, A. (1995): Zum Alter der Schotterfüllung des Donaueschinger Riedes und der Geröllbildungen in seiner Umgebung; Ber.naturforsch. Ges. Freiburg, 84, im Druck
- WITTMANN, O. (1940): Beweise für die Eigenvergletscherung des Mittleren Schwarzwaldes; Ober-rhein. Geol. Abh. 11: 17-29
- (1941): Vergletscherung und Relief im Mittleren Schwarzwald; Zeitschr. f. Geomorphologie 11: 222-230

## **Die Eisenerze der Baar im Interessenfeld von Montanindustrie, badischem Staat und Haus Fürstenberg (1918 - 1935)**

von Wolf - Ingo Seidelmann

Die Baar beherbergt beachtliche Bodenschätze. Zwischen Blumberg und Gutmadingen lagert mit 1,5 Mrd t eines der größten deutschen Eisenerzvorkommen. 300 Mio t reines Metall weist es auf, konzentriert in harten, linsenförmigen Eisenkernen von etwa einem bis drei mm Durchmesser. Ooide genannt, verteilen sich diese Eisenpartikel wolkenartig in einer tonig-mergeligen Grundmasse. Ausgebeutet wurden die Lager in der Vergangenheit jedoch nur selten. Lediglich nahe der Orte Blumberg und Gutmadingen betrieb man seit dem 17. Jahrhundert einen unsystematischen und diskontinuierlichen Tagebau. 1838 eröffnete dann der Fürst zu Fürstenberg bei Gutmadingen eine kleine Grube, deren Erze er im eigenen Hüttenwerk von Bachzimmern verarbeiten ließ. Gemessen an der Gesamtförderung des Landes blieb die Bedeutung des Bergbaus in der Baar jedoch gering. Die Gründe dafür waren vor allem hüttentechnischer Natur: Das feine Korn des Erzes verrieselte im Hochofen und rief schwere Störungen beim Schmelzprozeß hervor. Infolgedessen gab man das Material dem Möller nur in geringen Mengen als Zuschlag bei. Die geringe Nachfrage beschränkte zwangsläufig auch den Abbau in Gutmadingen. Man trieb die Stollen des Karl-Egons-Bergwerks deshalb nur etwa 100 m in den Berg hinein. Als dann die geologische Schichtung eine Zunahme der Abbautiefe erfordert hätte, stellte man den Betrieb aus Kostengründen ein.

Den Mitte der 1850er Jahre noch florierenden badischen Eisenerzbergbau tangierte dies nicht. Seine Schwerpunkte lagen auf den Bohnerzen des Schwarzwaldes und des Klettgaus. Nestartig in den Taschen des Jurakalks angehäuft, waren die erbsen- bis nußgroßen Eisenkugeln leicht zu gewinnen und zu verhütten. Die Bohnerze bildeten deshalb schon seit Jahrhunderten die Existenzgrundlage einer Reihe von kleinen Bergbau- und Hüttenbetrieben. Ihr Ende kam unerwartet schnell. 1874 wurde in Kandern der letzte Hochofen im Lande stillgelegt und der Eisenerzabbau endgültig eingestellt. Die traditionsreiche, mit Holzkohle betriebene Montanindustrie Badens existierte nicht mehr.

Das Feld erobert hatten die Hütten an Rhein und Ruhr. Auf ergiebigen Steinkohlevorkommen gelegen, bezogen sie ihre hochwertigen Erze aus den nahegelegenen Revieren von Lahn, Dill und Sieg. Das Jahr 1871 brachte dann die lothringische Minette in deutsche Hand. Sie diente nach Einführung des Thomasverfahrens den Hütten an Rhein, Ruhr und Saar als willkommene Erzbasis. Daneben verarbeitete man dort steigende Mengen billiger Importerze. Ein Land mit reichen, aber vergleichsweise eisenarmen Erzvorkommen, ein Land ohne Kohle oder Großschiffahrtswege zu diesen Erzlagerstätten, wie Baden es war, hatte bei dieser Konkurrenz keine Chance mehr. Und so nahm denn die Karlsruher Regierung kurz vor dem Ersten Weltkrieg "mit Bestimmtheit an, daß der badische Eisenerzbergbau der Vergangenheit angehöre und auf absehbare Zeit hinaus keine Zukunft mehr habe" <sup>1)</sup>. Wenige Jahre danach sollte sich ein radikaler Meinungswandel bei Politik und Wirtschaft anbahnen.

Ausgelöst wurde er vom Ersten Weltkrieg. Im Versailler Vertrag mußte das geschlagene Deutschland auf Elsaß - Lothringen verzichten und hinnehmen, daß Luxemburg aus dem gemeinsamen Zollverbund ausschied. Die Folge war der Verlust von drei Vierteln aller

inländischen Eisenerzvorräte. Allein mit der lothringischen Minette ging eine Lagerstätte von rund 3 Mrd t Erz verloren. Aus diesen Gründen sank die Selbstversorgungsquote der deutschen Hüttenwerke nach Kriegsende schlagartig von zuvor fast 70 % auf ganze 18 % ab. Die neue Lage empfand die Montanindustrie als beunruhigend. Enteignet von ihren ausländischen Eisenerzfeldern, war sie fortan auf Importe vor allem aus Schweden angewiesen. Das weckte Ängste vor überzogenen Monopolpreisen. Auch die Reichsregierung war von der neuen Situation unangenehm berührt, hatte sie doch weitere Belastungen der ohnehin schon defizitären Zahlungsbilanz zu befürchten. Darüber hinaus mußte sie die Einfuhrabhängigkeit der deutschen Eisenproduktion als schwere Hypothek für ihre künftige Rüstungs- und Militärstrategie betrachten. Eine Lockerung der Importfessel war aber nur dann möglich, wenn es gelang, den Erzabbau innerhalb der Reichsgrenzen kräftig zu forcieren. Auf den verbliebenen Lagerstätten an Lahn, Dill und Sieg allein waren massive Fördersteigerungen nicht zu erzielen. Dazu mußten neue Vorkommen erschlossen werden. Die Berliner Regierung gewährte den deutschen Hüttenwerken deshalb finanzielle Entschädigungen für den Verlust ihrer Auslandsfelder mit der Auflage, das Geld in die Erkundung und in den Aufschluß neuer deutscher Erzlagerstätten zu investieren.

Die Baar hatte in dieser Hinsicht einiges zu bieten. Auf ihre "gewaltigen Eisenerzlager, die eine verhältnismäßig leichte Gewinnung ermöglichen" <sup>2)</sup>, wies der ehemalige badische Bergwerksdirektor FROHWEIN bereits kurz nach Kriegsende in einer Denkschrift hin. Um die heimgekehrten Frontsoldaten vor Arbeitslosigkeit zu bewahren, drängte er im Dezember 1918 die badische Regierung, sofort mit einem großangelegten Tagebau zu beginnen und gründlich zu untersuchen, ob eine Verhüttung an Ort und Stelle, zum Beispiel durch elektrischen Strom geschehen könne. Keinesfalls, so FROHWEIN pathetisch, dürfe mit den Vorarbeiten auch nur einen Augenblick gezögert werden, "wenn nicht unsägliches Elend wegen Mangel an Beschäftigung und Verdienstlosigkeit eintreten soll".

Allerdings gab es da ein handfestes Problem: Die Verfügungsgewalt über die Erze der Baar besaß nicht der badische Staat, sondern das in Donaueschingen ansässige Haus Fürstenberg. Die Rechtsgrundlage dafür war reichlich kompliziert: Das badische Berggesetz von 1890 <sup>3)</sup> garantierte weitestgehende Bergbaufreiheit im Lande. Konkret bedeutete dies, daß der Eigentümer eines Grundstücks keinerlei Verfügungsgewalt über die dort befindlichen Bodenschätze besaß. Nach ihnen durfte vielmehr jedermann schürfen, der dann im Erfolgsfall bei der staatlichen Bergbehörde seinen Fund anzeigen und um Verleihung des Bergrechts bitten konnte. Dieses Gesuch nannte man "Mutung". Überschrift der Fund einen bestimmten Metallgehalt, erhielt der Muter eine räumlich begrenzte Bergbauberechtigung. Von dieser Möglichkeit hatte das Fürstliche Haus zwischen 1897 und 1899 in vier Fällen Gebrauch gemacht und sich insgesamt 675 ha der besten Feldesfläche in der Baar durch Mutung sichern können. Die damals verliehenen vier Areale Karl Egon, Max Egon, Dorotheengrube und Fürstin Irma bildeten die Filetstücke des Reviers. Aber auch auf weitere Feldesflächen konnte der Fürst jederzeit Anspruch erheben, wenn er dies nur wollte. Das gesamte Erz lagerte nämlich in einem Boden, der bis zur Mediatisierung von 1806 zum Fürstenbergischen Standesgebiet gehört hatte. Und auf diesem durfte der badische Staat nach geltendem Recht eine Bergbauberechtigung an Dritte nur dann erteilen, wenn der Fürst auf die ihm zustehenden Vorbaurechte ausdrücklich verzichtete <sup>4)</sup>.

Gegen dieses Privileg, das ganz offenbar den Bergbau nur unnötig behinderte und verteuerte, richtete sich Frohweins heftige Kritik. Freilich war auch ihm bewußt, daß die Abschaffung des Fürstlichen Vorbaurechts allein nicht ausreichte, um dem badischen Bergbau wieder auf die Beine zu helfen. Über das ganze Land verstreut lag eine Vielzahl brachlie-

gender Feldesflächen, die vom Staat irgendwann einmal an erfolgreiche "Muter" verliehen worden waren, deren Kapital oder Mut dann aber nicht ausgereicht hatte, um anschließend einen geregelten Bergbau aufzunehmen. Sie alle mußten nach FROHWEINS Meinung unverzüglich enteignet werden. Darüber hinaus stand die Frage im Raum, ob man in Baden nicht überhaupt die Bergbaufreiheit gänzlich abschaffen und dem Beispiel Württembergs oder Bayerns folgen sollte, wo zwischen 1916 und 1918 das Eisenerz zum staatsvorbehaltenen Mineral erklärt worden war. FROHWEIN blieb keineswegs der einzige, der radikale Gedanken äußerte. Auch Prof. Dr. DEECKE, der Direktor der Badischen Geologischen Landesanstalt, forderte am 20. Dezember 1918 die Karlsruher Regierung auf: "Jetzt, wo wir Lothringen verlieren, müssen diese Eisenerze der Baar neu untersucht werden ... Das Vorbaurecht des Fürsten muß fallen; denn die Eisengewinnung in Deutschland selbst wird zu einer Lebensfrage werden. Jede alte Schranke ist fort zu schaffen und ein Gewinn dem Staate vorzubehalten" <sup>5)</sup>.

Der Empfänger von DEECKES Schreiben war E. NAUMANN, ein Ministerialbeamter, der ohne Übertreibung von sich sagen konnte, daß er "in der Schöpfung eines großen Erzbergbaus in Baden geradezu seine schönste Lebensaufgabe erblicke" <sup>6)</sup>. 1903 als Bergmeister in den badischen Staatsdienst eingetreten, hatte er sich bis zum Ersten Weltkrieg in der Großherzoglichen Forst- und Domänenverwaltung zum Leiter der Bergbauabteilung hochgearbeitet. 1919 wurde sein Dezernat dem Finanzministerium zugeschlagen. NAUMANN, der FROHWEINS Denkschrift im Januar 1919 für seine Vorgesetzten zu beurteilen hatte, bezeichnete sie als glatte Übertreibung. Er selbst vertrat die wesentlich realistischere "Auffassung, daß auch im günstigsten Fall noch Jahre vergehen werden, bis es gelingen könnte, in neuen bergbaulichen Anlagen Badens eine wirklich einigermaßen ins Gewicht fallende Zahl von Arbeitern zu beschäftigen" <sup>7)</sup>. Wie er die notwendigen Grundlagen dafür schaffen wollte, unterbreitete er der badischen Regierung wenige Wochen später in einer eigenen Denkschrift.

Darin erkannte NAUMANN durchaus an, daß die Kritik FROHWEINS und DEECKES an den standesherrlichen Vorbaurechten begründet war. Da diese Privilegien ihren Inhabern seit 1818 ohnehin keinerlei wirtschaftliche Vorteile eingetragen, die Entwicklung des Bergbaus aber nachhaltig behindert hätten, hielt es der Beamte für unbedenklich, sie in der anstehenden Novellierung des seit 1890 geltenden badischen Berggesetzes völlig zu beseitigen. Freilich wußte auch NAUMANN, daß die Probleme in der Baar damit nicht zu lösen waren. Schließlich hatte der Fürst zu Fürstenberg die vier Bergwerke in der Baar nicht kraft seiner Vorrechte erworben, sondern - wie es jeder andere Sterbliche auch gekonnt hätte - 1897 und 1899 durch Mutung. Seither war allerdings etwa ein Vierteljahrhundert an Zeit verstrichen, ohne daß der Fürst mit dem Erzabbau begonnen hatte. Um Druck auf ihn und andere Eigentümer in ähnlich gelagerten Fällen auszuüben, empfahl NAUMANN die gegenwärtige Praxis zu ändern, nach der einmal verliehene Bergrechte selbst dann zeitlich unbegrenzt weitergalten, wenn deren Inhaber gar nicht daran dachten, einen regelmäßigen Grubenbetrieb aufzunehmen. NAUMANN sprach sich dafür aus, das Berggesetz so zu modifizieren, daß der Entzug aller Erzabbauberechtigungen möglich war, die länger als fünf Jahre ungenutzt blieben. Damit würden viele blockierte Flächen frei werden oder dem Staat zufallen, der sie dann an ernsthafte private Interessenten vergeben konnte.

An eine sofortige, umfassende Enteignung aller badischen Feldesbesitzer oder gar die Einführung eines staatlichen Regals für Eisenerze dachte der liberale NAUMANN allerdings nicht. Ihm war sehr wohl bewußt, daß weder auf die Initiative, noch auf das Kapital privater

Interessenten verzichtet werden konnte, wenn dem Staat an einer intensiven Ausbeutung der badischen Bodenschätze gelegen war. Dies galt auch für die Baar. NAUMANN empfahl "bezüglich der dem Fürsten von Fürstenberg verliehenen Grubenfelder zunächst einmal die Verwertung durch den bisherigen Eigentümer zuzulassen, nicht aber durch Gesetz eine Enteignungsmöglichkeit herbeizuführen" 8). In diesem Sinne sei "die Standesherrschaft alsbald zur Betriebsaufnahme aufzufordern. Käme sie dieser Aufforderung binnen 6 Monaten nicht nach, so würden auch diese Felder schon in kürzester Frist an den Staat fallen". Ob dieser dann tatsächlich einen großen Nutzen daraus ziehen konnte, war auch für Naumann kaum einzuschätzen. Jedenfalls wies er in seiner Denkschrift darauf hin, daß die Abbauwürdigkeit der Erzvorkommen in der Baar "noch immer des Beweises bedürfe".

Genau jenen versuchte sich das Fürstliche Haus im Herbst 1919 zu verschaffen, indem es Oberforstrat WOCHER nach München sandte. Dieser bat auftragsgemäß den Leiter des Geologisch-Technischen Laboratoriums der Universität München, Prof. Dr. K. OEBEKKE, um die Erstattung eines entsprechenden Gutachtens. Der Gelehrte akzeptierte und reiste vom 9. bis zum 21. Oktober 1919 nach Donaueschingen. Hier studierte er im Fürstlichen Archiv alte Erzanalysen und inspizierte die früheren Abbaustätten bei Gutmadingen und Blumberg. Am 1. Dezember 1919 lieferte er eine Expertise ab, die Anlaß zu großen Hoffnungen bot. Demnach konnten die Erze der Baar in ihrer chemischen Zusammensetzung angeblich mit den besten Minetteerzen aus Lothringen konkurrieren. OEBEKKE empfahl wärmstens, unverzüglich Aufschlußarbeiten vorzunehmen, um die Mächtigkeit und den Erzgehalt der Flöze zu erkunden.

Das Gutachten verschaffte der Fürstlichen Kammer die angenehme Erkenntnis, daß es sich auszahlen mochte, wenn sie ihre Ansprüche auf die Bergbaurechte in der Baar konsequent gegen alle Begehrlichkeiten des badischen Staats verteidigte. Zwar sind keine Akten erhalten geblieben, die eine Intervention des Hauses Fürstenberg in Karlsruhe belegen können, doch bleibt unübersehbar, daß man dort weder den gemäßigten Empfehlungen NAUMANNS folgte, noch den weitergehenden Vorschlägen FROHWEINS oder DEECKES. Die badische Regierung ließ vielmehr die bestehende Rechtslage unangetastet und machte bis zum Sommer 1924 keinerlei Anstalten, das Berggesetz radikal zu ändern. Diese amtliche Untätigkeit verschaffte dem Hause Fürstenberg die erforderliche Zeit, um sich ganz legal das Eigentum an den besten Erzfeldern in der Baar zu verschaffen. Der Staat dagegen verzichtete von vorn herein bewußt auf jeglichen Versuch, die Hand auf diesen Besitz zu legen.

Fürst MAX EGON und Erbprinz KARL EGON nutzten die ihnen gewährte Zeit. Mit einem Stammkapital von 30.000 Mark gründeten sie am 17. Februar 1920 die Jura Eisenerz-Bergbau GmbH mit Sitz in Donaueschingen. Ein Drittel der Einlagen entfielen auf den Fürsten, der Rest auf den Erbprinzen. Das Unternehmen erwarb bis Ende 1921 nicht weniger als 16 Felder mit einer Ausdehnung von insgesamt 2.983 ha durch Mutung. Zusammen mit den bereits 1897 und 1899 verliehenen vier Berechtigungen verfügte das Fürstliche Haus nunmehr über den stattlichen Besitz von 20 Arealen mit 3.658 ha Fläche. Sie lagen allesamt dort, wo die Erze den größten Eisengehalt aufwiesen: südlich der Donau, zwischen Gutmadingen und Blumberg. Um den Abbau der Vorkommen in eigener Regie, wie der Name "Eisenerz-Bergbau GmbH" vielleicht suggerieren mochte, ging es der Fürstlichen Kammer allerdings nicht. Ihre Nutzungsvorstellungen zielten vielmehr darauf ab, die Felder an einen Bergbauinteressenten zu verkaufen oder zu verpachten und dafür einen angemessenen Erlös zu erzielen.

Der badische Staat begnügte sich bei dieser Verteilung mit den mageren Resten. Er mutete zwischen Juni und August 1921 in der Baar ganze 5 Felder, deren Erze lediglich einen bescheidenen Eisengehalt aufwiesen. Die Fürstliche Verwaltung verzichtete dabei auf das ihr noch immer zustehende Vorbaurecht. Daß dieses für den Staat so unvorteilhafte Ergebnis kein Mißgeschick, sondern tatsächlich das Resultat von vertraulichen Abmachungen mit dem Hause Fürstenberg war, belegt ein Brief aus dem Jahre 1921. Darin resümierte das Karlsruher Finanzministerium, es könne dem eigenen Felderbesitz in der Baar "auf absehbare Zeit hinaus eine praktische Verwertung überhaupt nicht zukommen, da die Erze nur in dem südlichen Gebiet, von dem wir uns auf Wunsch der Fürstlichen Kammer fernhielten, einen beachtlichen Eisengehalt aufweisen" <sup>9)</sup>.

Erst nachdem die Felle derart verteilt waren, ging man in Karlsruhe daran, das Berggesetz von 1890 zu ändern: Am 15. Juli 1924 verkündete das Gesetz- und Verordnungsblatt Nr. 38, daß die Ausbeutung von Eisenerzen dem Staat vorbehalten bleibe (§ 2) und alle standesherrlichen Vorbaurechte im Falle der Eröffnung neuer Bergwerke aufgehoben seien (§ 60). Angesichts des Umstands, daß die besten Felder in der Baar bereits an das Haus Fürstenberg verliehen worden waren und diese Rechte unangetastet blieben, glich das Gesetz eher einer Farce. Daran änderte auch eine leichte Verschärfung bestehender Enteignungsmöglichkeiten nichts: War bereits nach § 60 des Berggesetzes von 1890 der Eigentümer bei überwiegendem öffentlichen Interesse zum Betrieb seines Bergwerks verpflichtet gewesen, so präzierte die Novelle von 1924, daß dieses Interesse stets dann anzunehmen war, wenn der Bergwerksbetrieb länger als drei Jahre ruhte. Danach drohten Sanktionen bis zur Zwangsenteignung. Den vollmundigen Worten folgten freilich niemals Taten.

Die staatliche Zurückhaltung in der Baar entsprang dem Unbehagen der Regierung vor allzu tiefen Eingriffen in die alten Rechte des Hauses Fürstenberg. Nicht zuletzt um Komplikationen von vorn herein zu vermeiden, hatte sich das Interesse NAUMANNS ursprünglich auf eine ganz andere badische Region konzentriert: den Klettgau. Der Karlsruher Bergrat glaubte nämlich, daß dessen Bohnerzvorkommen auch nach jahrhundertelanger Ausbeutung noch immer zu den wertvollsten Lagerstätten des Landes zählten. Obwohl sich Prof. DEECKE recht skeptisch zu ihrer Abbauwürdigkeit äußerte, hatte NAUMANN den Tätigkeitsschwerpunkt der Bergbaubehörde bereits 1918 in den Klettgau verlegt. Auf seinen Vorschlag hin entschloß sich die Karlsruher Regierung noch während des Krieges, eine staatliche Erzgrube in der Nähe von Waldshut zu eröffnen. Von Mai 1918 ab betrieben dort zehn Mann unter der Leitung von Bergmeister Dr. H. ZIERVOGEL das bei Reutehof gelegene Bergwerk Annemarie. Nach Kriegsende weitete die Regierung ihr Engagement aus und mutete zwischen Oktober 1918 und August 1921 insgesamt 11 Eisenerzfelder <sup>10)</sup> im Klettgau. Die Kosten dafür waren beachtlich: 400.000 Mark steckte der Staat bis zum Ende des Jahres 1921 in die erforderlichen Aufschlußarbeiten und in den Betrieb der Grube Annemarie. Unverdrossen setzte man in Karlsruhe darauf, bald einen staatlichen Erzbergbau betreiben und die Förderung gewinnbringend an interessierte Eisenerzeuger verkaufen zu können.

In dieser Hoffnung schrieb NAUMANN dann am 8. Oktober 1920 zehn deutsche Hüttenwerke an. Er teilte ihnen die chemische Zusammensetzung des in der Grube Annemarie gefördert Materials mit und bot die Lieferung mehrerer Waggonladungen Eisenerz an. Die Resonanz war verheerend: "Die uns angebotenen Erze sind viel zu geringhaltig, als daß sie für uns zur Verhüttung in Betracht kommen könnten" <sup>11)</sup>. Dieser vom Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation erteilten Abfuhr ähnelten alle übrigen Reaktionen. Naumann beauftragte deshalb im Januar 1921 die Bochumer Maschinenfabrik Fr. Gröppel

mit der Suche nach einem Weg, wie der durchschnittliche Eisengehalt des Bohnerzes von 30 % merklich zu erhöhen war. Das Unternehmen entwickelte daraufhin ein Verfahren, mit dem das taube Nebengestein des Erzes durch Wasserzugabe herausgewaschen und der Metallgehalt so auf 35 % gesteigert werden konnte. Dieser bescheidene Erfolg reichte indessen nicht aus, um das Interesse deutscher Hüttenwerke für das badische Bohnerz ernsthaft zu wecken. So brachte denn auch eine zweite Akquisitionsrunde, die NAUMANN im Oktober 1921 startete, wiederum keine greifbaren Ergebnisse.

Die Hütten an der Ruhr hatten gute Gründe für ihre Skepsis. Erstens waren die badischen Lagerstätten derart weit von ihren eigenen Standorten entfernt, daß hohe Frachtkosten die Wettbewerbsfähigkeit aller südwestdeutschen Eisenerze erheblich mindern mußten. Zweitens erhöhte deren geringer Metallgehalt die Abbau- und Transportkosten abermals. Ohnehin schon bewegten sich die Beförderungstarife der Reichsbahn infolge des reparationsbedingten Mangels an Kohle und rollendem Material auf einem für die deutsche Wirtschaft höchst bedenklichen Niveau. Unter diesen Umständen wandten sich die meisten Ruhrhütten lieber solchen Erzvorkommen zu, die deutlich näher an ihren eigenen Standorten lagen - etwa den Lagerstätten von Salzgitter. Doch selbst diese Vorkommen beutete man nicht aus, sondern hielt sie lediglich als Reserveflächen vor. Die Zurückhaltung hatte auch konjunkturelle Gründe: Überkapazitäten bei der Stahlerzeugung, stillgelegte Hochöfen, hohe Lagerbestände an Roheisen und sinkende Preise für hochwertige Minette- und Schwedenerze kennzeichneten spätestens ab November 1920 in ganz Europa das Bild. Da auch Deutschland nicht völlig verschont davon blieb, hatten ab Februar 1921 selbst die bis dahin florierenden Gruben an Sieg, Dill und Lahn mit erheblichen Absatzschwierigkeiten zu kämpfen.

NAUMANN mußte unter diesen Umständen bald einsehen, daß seine Bergbauhoffnungen zumindest voreilig, im Hinblick auf die Bohnerze des Klettgaus sogar unbegründet waren. Die Erfahrungen zeigten nämlich, daß die völlig unregelmäßigen Erzablagerungen einen systematischen, modernen Großabbau dort gar nicht zuließen. Im März 1922 zog die badische Regierung dann endlich die Konsequenz: Sie stellte die Aufschlußarbeiten in den Bergwerken Annemarie und Margot ein, rekultivierte die Grubengelände und veräußerte sämtliche Abbaugeräte. Das Kapitel Bohnerze hatte damit seinen Abschluß gefunden.

Nicht so das Kapitel Eisenerze in der Baar. Unter den zahlreichen deutschen Hüttenwerken gab es nämlich eines, das sein Interesse schon früh auf die süddeutschen Doggererze gerichtet hatte. Die Gutehoffnungshütte (GHH), 1918 um ihre Gruben in Lothringen und in der Normandie gebracht, verstärkte vor allem in Württemberg ihren Feldesbesitz. 1921 entschied sich der Vorstandsvorsitzende P. REUSCH, die GHH zu 50 % an jenem Staatsunternehmen zu beteiligen, das sein Vater einst als königlich württembergischer Oberbergrat geleitet hatte: den Schwäbischen Hüttenwerken mit Sitz in Wasseralfingen. Diese GmbH, der die Regierung in langfristigen Pachtverträgen sämtliche Erzrechte im Lande verlieh, wältigte daraufhin die stillgelegte Erzgrube Wilhelm in Wasseralfingen wieder auf und sandte das Material nach Oberhausen, wo es die GHH eingehenden Analysen unterzog.

Deren Ergebnis war enttäuschend. Das Erz wies einen derart hohen Kieselsäuregehalt auf, daß der Möller im Hochofen mit einem umfangreichen Kalksteinzuschlag abgesättigt werden mußte. Die Folge war ein so enormer Koksverbrauch beim Niederschmelzen, daß eine direkte Verhüttung der rohen Erze aus wirtschaftlichen Gründen auszuschneiden hatte. Um ihren Eisengehalt zu konzentrieren und den Kieselsäuregehalt zu vermindern, mußte

deshalb dem Hochofenprozeß ein besonderes "Aufbereitungsverfahren" vorgeschaltet werden. Dieses war teuer und in vielen technischen Einzelheiten noch ungelöst. Hinzu kam ein weiteres Problem: Zwar war das Wasserralfinger Material mit 32 % Metallgehalt relativ eisenreich, doch sorgte der abnorm hohe Kieselsäureanteil von 29 % für eine derart harte Erzstruktur, daß der Versuch einer Aufbereitung nach dem damals hoffnungsträchtigen "nassmechanischen Prinzip" von vorn herein erfolglos bleiben mußte. Das Verfahren basierte darauf, die Eisenbestandteile des Erzes vom tauben Gestein dadurch zu trennen, daß man das geförderte Material ausgiebig wusch. Das Wasser verwandelte die vorhandenen Ballaststoffe des Erzes in Schlamm, der problemlos aus dem Betriebsprozeß ausgeschieden werden konnte. Zurück blieb ein Erz von konzentriertem Eisen- und vermindertem Kieselsäuregehalt, das leichter in den Hochöfen zu verhütten war. Das Verfahren lieferte allerdings nur dann akzeptable Ergebnisse, wenn das Erz eine weiche Struktur aufwies. Genau diese Eigenschaft aber fehlte dem aus der Grube Wilhelm geförderten Material. Die GHH mußte deshalb das Bergwerk bald wieder schließen. Nicht zuletzt dieser Umstand begründete das Interesse des Unternehmens an den badischen Eisenerzen.

NAUMANN versuchte bereits seit Oktober 1920, dem Oberhausener Unternehmen die Bohnerze des Klettgaus schmackhaft zu machen. Ein Jahr später erzielte er dann einen ersten Erfolg: H. KIPPER, GHH-Abteilungsleiter für Erzbergbau, reiste am 15. November 1921 nach Baden. Gemeinsam mit NAUMANN und dem badischen Bergassessor RUDOLPH besichtigte er mehrere Bergwerke im Klettgau und entnahm eine Reihe von Materialproben, die er anschließend in Oberhausen analysieren ließ. Deren Ergebnisse waren ernüchternd. "Soweit ich die Erze beurteilen kann", schrieb KIPPER am 15. Dezember 1921 an RUDOLPH, "scheinen mir die Bohnerze nicht abbauwürdig zu sein" <sup>12)</sup>. Weitere Untersuchungen bestätigten das Urteil. NAUMANN versuchte unter diesen Umständen, das Augenmerk der GHH auf die Baar zu lenken. KIPPER ging darauf ein und meldete im Dezember 1921 nach Karlsruhe, er wolle die Eisenerzvorkommen bei Donaueschingen gern besichtigen.

Mit ihm besaß NAUMANN endlich einen ernsthaften Interessenten für die Eisenerze in der Baar. Was dem Ministerialbeamten aber immer noch fehlte, waren ergiebige Felder, die er der GHH zur Nutzung überlassen konnte. NAUMANN war nur allzu bewußt, daß die wenigen staatlichen Flächen von höchst zweifelhaftem Wert und daher nur schwer zu verpachten waren. Deshalb hatte er seit dem Jahre 1920 regelmäßig beim Hause Fürstenberg angefragt, "ob uns nicht gegen Ersatz der hierfür aufgewandten Kosten wenigstens zwei Felder überlassen werden könnten, in denen der Eisengehalt der Erze die Abbaumöglichkeit nahelegt, damit uns nicht der Vorwurf trifft, wir hätten eine Vereinbarung mit der Kammer getroffen, bei welcher der Staat praktisch leer ausgeht" <sup>13)</sup>.

Das Fürstliche Haus zeigte sich nicht gänzlich abgeneigt. Es hatte nämlich genau die entgegengesetzten Probleme wie NAUMANN: Ihm gehörten zwar die meisten und besten Felder in der Baar, doch fehlte ein Pächter oder Käufer. Die Geschäftsberichte der Jura Eisenerz-Bergbau GmbH mußten ab 1921 regelmäßig vermelden, daß es "zu einem Abbau der Grubenfelder nicht gekommen ist. Zwar interessierte sich neben einigen kleineren Firmen der Thyssen-Konzern dafür. Die Sache scheiterte aber immer daran, daß die Wirtschaftlichkeit eines Bergbauunternehmens unter den heutigen Verhältnissen verneint werden mußte" <sup>14)</sup>. Die Fürstenbergische Verwaltung gab unter diesen wenig erfreulichen Umständen dem Wunsch NAUMANNs nach anfänglichem Zögern doch noch statt. Am 7. Juni 1922 verkauften Fürst MAX EGON bzw. die Jura Eisenerz-Bergbau GmbH insgesamt rund 660 ha Feldesfläche an den badischen Staat <sup>15)</sup>. Zum Preis von 22.000 Mark erwarb dieser

die Areale Span, Maximilian, Oberreuthe und Karl Egon. Mit ihnen besaß NAUMANN endlich akzeptable Feldesflächen, die er der GHH zur Nutzung anbieten konnte. Als Ausgleich für sein Entgegenkommen versprach der Ministerialbeamte dem Hause Fürstenberg, auch dessen Feldesbesitz mit in seine Vermarktungsstrategie einzubeziehen.

Schon vor Abschluß des Kaufvertrages mit der Fürstlichen Kammer hatte NAUMANN die GHH zu einer Begehung der Eisenerzfelder in der Baar ermutigt. Am 22. April 1922 war H. KIPPER seiner Einladung gefolgt und hatte zusammen mit ihm die alten Stollenanlagen bei Gutmadingen besichtigt. Die Analysen der dabei entnommenen Handproben waren immerhin so positiv gewesen, daß man am 2. Mai 1922 beschloß, den Kapfstollen des Karl-Egons-Bergwerks wieder aufzuwältigen. Bergassessor RUDOLPH führte das Vorhaben in den darauffolgenden Wochen mit fünf Arbeitern aus. Im Juni 1922 einigte man sich dann auf die Entnahme von 30 t Eisenerz, die wenig später per Bahn nach Oberhausen gingen. Die Befunde ergaben freilich, daß auch die Bodenschätze der Baar nicht im Rohzustand zu verhütten waren. Wegen ihres hohen Kieselsäuregehalts mußten sie gleichfalls aufbereitet werden. Dennoch besaß das Gutmadinger Erz einen gewaltigen Vorteil gegenüber demjenigen aus Wasseralfingen. Zwar betrug sein Metallgehalt nur etwa 23 %, doch waren die Eisenträger in ein tonig-mergeliges Bindemittel eingebettet, das einer Naßaufbereitung keinen Widerstand entgegensetzte. Damit konnte man ernsthaft hoffen, den Kieselsäureanteil von 21 % auf etwa 7,5 % zu senken - vorausgesetzt, jemand entwickelte endlich ein großindustriell einsetzbares Verfahren dafür. Den Auftrag für erste Versuche vergab die GHH an das Bochumer Unternehmen Gröppel.

Während man dort ans Werk ging, führte Naumann mit dem GHH-Vorstandsmitglied H. KELLERMANN erste Vorgespräche über einen Pachtvertrag für die Erzfelder in der Baar. Da man in Karlsruhe fest daran glaubte, daß die Nutzung der Vorkommen recht lukrativ sein würde, suchte NAUMANN nach einer Möglichkeit, den Staat angemessen an den Gewinnen der GHH zu beteiligen. Er hatte dem Unternehmen deshalb bereits im Mai 1922 vorgeschlagen, einen dementsprechenden Passus in den Pachtvertrag aufzunehmen. Danach sollte dem Land Baden ein auf fünf Jahre befristetes Optionsrecht eingeräumt werden, sich zu 25 oder 33 % am Kapital des Erzabbauetriebs der GHH zu beteiligen. KELLERMANN sah dies gänzlich anders und antwortete am 3. Juni 1922: "Über eins komme ich vorläufig nicht hinweg. Es steht fest, daß die badischen Eisenerze eisenarm sind und voraussichtlich aufbereitet werden müssen. Damit ist von vorn herein klar, daß abgesehen von der ungünstigen Frachtlage mit hohen Selbstkosten zu rechnen ist und daß die badischen Erze immer gegenüber den ausländischen Erzen einen schweren Stand haben werden. Wenn wir uns also dazu entschließen sollten, in Baden Eisenerzbergbau zu treiben, dann laufen wir von vorn herein ein außergewöhnliches Risiko, das einen Aufwand von Millionen beansprucht, ohne die Gewähr dafür zu haben, daß wir von diesem Gelde jemals etwas wiedersehen. Läuft man aber dieses Risiko allein, dann ist es meines Erachtens nicht mehr wie recht und billig, auch allein den Nutzen aus einer Sache zu ziehen, sofern sie wider Erwarten eine günstige Wendung zeigen sollte" 16).

Im Herbst 1922 gewannen die Gespräche endlich an Dynamik. Zu diesem Zeitpunkt spitzten sich die reparationspolitischen Auseinandersetzungen zwischen den Regierungen in Paris und Berlin derart zu, daß die GHH eine Liefersperre für französische Minette zu fürchten begann. Folglich verhandelten NAUMANN und KELLERMANN ab Oktober 1922 erstmals intensiv über einen Pachtvertrag für die Erzfelder in der Baar. Dennoch konnte man sich lange nicht über die Höhe der Feldesabgabe einigen, die von der GHH an den badischen Staat zu

bezahlen war. Beide Parteien zeigten sich zwar prinzipiell damit einverstanden, diesen Betrag vom Wert des geförderten Erzes und einer noch zu vereinbarenden jährlichen Mindestabbaumenge abhängig zu machen. Naturgemäß gingen aber die Vorstellungen über die dabei anzusetzenden Ziffern anfangs weit auseinander. Verzögerungen lösten auch die Ruhrbesetzung, die Verlagerung der GHH-Hauptverwaltung nach Nürnberg und die von den Franzosen veranlaßte Inhaftierung KELLERMANNs im Zuchthaus zu Werden aus. So einigte man sich denn erst im Dezember 1923 auf einen Vertrag <sup>17)</sup>, in dem Baden der GHH acht Bergwerke mit einer Feldesfläche von 1515 ha auf 30 Jahre verpachtete. Darunter waren auch jene vier, die das Haus Fürstenberg im Juni 1922 an das Land verkauft hatte.

Im Vertrag ging man von recht optimistischen Prognosen über die Roherzförderung aus. Wurde für 1927 und 1928 noch eine jährliche Mindestmenge von 50.000 t <sup>18)</sup> unterstellt, so stieg diese ab 1929 auf 125.000 t, um ab 1934 den Endwert von 250.000 t zu erreichen. Daran orientierte sich auch die Jahrespacht der GHH an den badischen Staat. Sollte das Unternehmen anfangs noch einen Festbetrag zwischen 1.000 RM und 3.000 RM zahlen, so waren ab 1927 6 % des Absatzwerts der Erze fällig. Setzt man ihn mit rund 2 RM pro Tonne an, dann konnte der Fiskus auf Pachteinnahmen zwischen 6.000 RM und 30.000 RM (ab 1934) hoffen. Paragraph 9 gestand der Karlsruher Regierung das von NAUMANN bereits im Mai 1922 geforderte Optionsrecht auf eine Kapitalbeteiligung zu. Danach konnte die GHH fünf Jahre lang gezwungen werden, ihren Erzabbaubetrieb in eine selbständige Aktiengesellschaft umzuwandeln und dem badischen Staat ein Drittel der Anteile einzuräumen.

NAUMANN war sehr zufrieden und schrieb im März 1924 an Finanzminister KÖHLER, er begleite das Vorhaben "mit den besten Hoffnungen ... Gelingt die Aufbereitung der Erze und stellt sich, wie man sicher annehmen kann, die Gewinnung selbst billig, so kann mit Bestimmtheit angenommen werden, daß sich bei Gutmadingen ein Bergbau ganz bedeutenden Ausmaßes entwickeln wird" <sup>19)</sup>. Weniger Anlaß zur Freude hatte dagegen die Fürstenbergische Verwaltung. Ihr gegenüber betrieb NAUMANN nämlich ein seltsam anmutendes Doppelspiel: Obwohl er die gemeinsame Vermarktung von staatlichen und fürstlichen Feldern fest zugesichert und die Kammer in Donaueschingen daraufhin ihre eigenen Aktivitäten eingestellt hatte, rührte der Ministerialbeamte bei seinen Verhandlungen mit der GHH keinen Finger zugunsten des fürstenbergischen Besitzes. Seine Strategie bestand im Gegenteil darin, "das Interesse der Gutehoffnungshütte immer wieder auf diejenigen Felder, die dem Staat gehören, ... zu konzentrieren; sonst wendet sich die Gutehoffnungshütte ab und den fürstenbergischen zu. Der staatliche Feldesbesitz muß Mittelpunkt des Interesses bleiben" <sup>20)</sup>.

Um diesen Kurs nicht zu gefährden, enthielt NAUMANN der Fürstlichen Kammer konsequent jegliche Information über die Pachtverhandlungen mit der GHH vor. Sogar noch am 14. Dezember 1923 - zwei Tage nach Vertragsabschluß - versah er eine schriftliche Information an das Badische Bergamt in Karlsruhe mit der Order: "Irgendwelche Mitteilungen, namentlich auch an die Fürstlich Fürstenbergische Kammer in Donaueschingen, haben bis auf weiteres als ausgeschlossen zu gelten" <sup>21)</sup>. Erst im Februar 1924 setzte NAUMANN den Fürsten offiziell davon in Kenntnis, daß er die staatlichen Flächen bereits Wochen zuvor verpachtet hatte und es nun nicht weiter verantworten mochte, seinen Angebotskonkurrenten "von etwa beabsichtigten eigenen Schritten zur Ausbeutung der vorhandenen Eisenerze zurückzuhalten" <sup>22)</sup>. So unvorbereitet, wie NAUMANN vielleicht glauben mochte, traf das Fürstliche Haus diese Nachricht indessen nicht. Bergrat Dr. H. ZIERVOGEL, der Leiter des Karlsruher Bergamts, hatte die Donaueschinger Kammer seit Januar 1923 ebenso diskret wie gründlich informiert.

Notgedrungen versuchte die Jura Eisenerz-Bergbau GmbH nun selbst ihre Felder zu vermarkten. Interessiert zeigte sich aber nur die Sudenburger Maschinenfabrik und Eisen gießerei in Magdeburg, die bereits im Juni 1922 einen Waggon mit 10 t Erz aus dem Gutmadinger Karl-Egons-Bergwerk bezogen hatte. Im September 1923 rissen die Kontakte zu dem Montanbetrieb jedoch wieder ab. Auch bei der GHH fragte das Fürstliche Haus im Juni 1924 an. KELLERMANN bereitete ihm eine herbe Enttäuschung. In Donaueschingen ließ man sich dennoch nicht entmutigen. Im März 1925 fertigte die Fürstenbergische Kammer eine mehrseitige Werbebroschüre über ihre Erzfelder an und versandte sie an sämtliche 65 Eisenhüttenwerke und deren Interessenverbände in Deutschland. Die Resonanz war niederschmetternd. Es nutzte auch nichts, daß sich H. ZIERVOGEL, als Leiter des Badischen Bergamts persönlich einschaltete und am 22. Januar 1927 den Präsidenten der Preußischen Geologischen Landesanstalt, Bergat Prof. Dr. KRUSCH, um Mithilfe bat. Dieser besprach die Angelegenheit zwar mit dem Generaldirektor der Preussag, Dr. RÖHRIG, mußte aber bald darauf nach Karlsruhe melden, daß er auf wenig Interesse für die badischen Erze gestoßen sei. Und so durfte der Geschäftsbericht der Jura Eisenerz-Bergbau GmbH am 30. Juni 1929 wieder einmal vermelden: "Interessenten für die Grubenfelder sind nicht zu finden gewesen" <sup>23)</sup>. Daran sollte sich auch in den nächsten Jahren nichts ändern.

Im Karlsruher Finanzministerium dagegen hegte man noch längere Zeit große Erwartungen. NAUMANNS Optimismus schien sich zu bestätigen, als KELLERMANN im August 1924 erstmals von erfolgreichen Aufbereitungsversuchen in Gröppels Labor berichtete und um eine Erweiterung des Abbaugebiets nach Süden bat. Die Bohrungen der GHH hatten nämlich ergeben, daß die Erzlagerstätten im Aitrachtal mächtiger waren und besseres Erz aufwiesen als diejenigen im nördlich gelegenen Donautal. NAUMANN kam den Wünschen KELLERMANNs weit entgegen. Für eine Jahresabgabe von 2.000 RM erhielt die GHH im November 1924 <sup>24)</sup> ein Konzessionsgebiet von 4.995 ha beiderseits des Aitrachtals. Lediglich ein größeres Areal, das südwestlich von Aitrach und Breitentalbach lag, gab der Staat nicht aus der Hand. Diese Fläche mochte später einmal zusammen mit den benachbarten Feldern des Hauses Fürstenberg an andere Bergbauinteressenten vergeben werden. Unter den offenbar so günstigen Umständen zeigte man sich in Karlsruhe allenthalben fest überzeugt, "daß der badische Eisenerzbergbau in naher Zukunft eine erhebliche volkswirtschaftliche Rolle spielen" <sup>25)</sup> werde. Dabei bestand zu derlei Optimismus eigentlich kein Anlaß. Die Förderung der Erze war schließlich erst dann sinnvoll, wenn sie zu wettbewerbsfähigen Konditionen aufbereitet und anschließend in Oberhausen verhüttet werden konnten.

Die Firma GRÖPPEL, so stellte sich bald heraus, konnte dieses Problem ebenso wenig lösen, wie andere Unternehmen. Langwierige Versuche, das Erz bei der Kölner Maschinenbau-gesellschaft Humboldt aufzubereiten, führten zu ebenso unbefriedigenden Ergebnissen wie die Verfahren der Firmen Tornulf, Excelsior, Meixner oder Lurgi. Da an einen Grubenbetrieb in Gutmadingen unter diesen Umständen nicht zu denken war, schürfte die GHH für ihre Aufbereitungsversuche nur geringe Erzmengen direkt an der Oberfläche. Weil außer sieben Aufschlußbohrungen im Konzessionsgebiet sonst wenig geschah, mußte sich KELLERMANN regelmäßig bei dem hartnäckig nachfragenden NAUMANN entschuldigen, "daß sich die Prüfung der Verwertbarkeit der Erze so lange hinzieht; einen Sprung ins Dunkle dürfen wir aber m.E. im Interesse der Sache nicht wagen", schrieb er am 15. April 1926 <sup>26)</sup> an ihn. In Karlsruhe zeigte man nicht immer Verständnis. Insbesondere Finanzminister KÖHLER äußerte bereits im Januar 1925 die Auffassung, daß die GHH "mit ihren Arbeiten nicht Ernst mache" <sup>27)</sup>. E. NAUMANN hielt ihm entgegen, "daß unsererseits wirklich die entgegengesetzte Meinung besteht. Man muß sich vergegenwärtigen, daß die Frage der

Verwertung der Doggererze für Deutschland so gut wie neu ist. Wir halten es geradezu für einen Vorzug, daß die Gutehoffnungshütte sich nicht Hals über Kopf in die Eröffnung eines Bergwerksbetriebs stürzt, sondern alle nur denkbaren Vorversuche trifft. Umso größer scheint uns dann die Aussicht auf Erfolg, wobei wir aber durchaus nicht annehmen, daß nun noch Jahre vergehen werden, bis der Bergbau ins Leben tritt. Im Gegenteil nehmen wir nach wie vor mit Bestimmtheit an, daß noch in der ersten Hälfte dieses Jahres der Betrieb in Gutmadingen eröffnet werden wird" 28). NAUMANN sollte sich gründlich darin täuschen.

Trotz aller Verzögerungen blieb das Verhältnis zwischen dem Karlsruher Ministerialrat und GHH stets ungetrübt. Ab 1927 erließ die badische Regierung dem Oberhausener Unternehmen sogar regelmäßig die Feldesabgabe aus den vertraglich festgelegten fiktiven Mindestfördermengen. Stattdessen begnügte sich der Staat auch weiterhin mit einer festen Pacht von 3.000 RM bzw. 5.000 RM (ab 1929). Die Hoffnung auf stattliche Einkünfte war damit zunächst einmal verschwunden. Erst gegen Ende der Zwanziger Jahre zeigte sich ein Silberstreif am Horizont. Die GHH ließ nämlich Aufbereitungsversuche bei einer Organisation durchführen, deren Mitglied sie war: der Studiengesellschaft für Doggererze mit Sitz in München. 1923 vom bayerischen Staat und einigen interessierten Hütten gegründet, bemühte man sich dort sehr intensiv um die Lösung aller Aufbereitungs- und Verhüttungsprobleme, die die deutschen Doggererze aufwarfen. Großversuche für die GHH führten 1928 schließlich zu dem Ergebnis, daß aus 2,5 bis 3 t Gutmadinger Roherz eine Tonne Konzentrat mit einem Eisengehalt von etwa 45 % zu gewinnen war. Als Mittel dazu diente ein "nassmechanisches Aufbereitungsverfahren", das die Ballaststoffe mit Wasserzugabe in Schlamm verwandelte und anschließend ausschied. Im Sommer 1928 konnte GHH-Prokurist KIPPER deshalb endlich nach Karlsruhe berichten, man erwäge den Bergwerksbetrieb in Gutmadingen aufzunehmen und eine Versuchsanlage zur Aufbereitung des gewonnen Erzes einzurichten. Zweck der Maßnahme sei es, Aufschlüsse über die Erzförder- und Aufbereitungskosten im industriellen Großbetrieb zu gewinnen. Weit reichten die Hoffnungen offenbar nicht, denn KIPPER führte aus, man "müsse es bereits als günstige Lösung betrachten, wenn man sich nicht eben schlechter stelle als bei dem Bezug ausländischer Erze. Der ganze Versuch sei überhaupt nur gerechtfertigt in der nationalen Absicht, die Handelsbilanz durch den Verzicht auf einen Teil der Erzeinfuhr zu verbessern" 29).

Es dauerte dann noch 15 Monate, bis eine Delegation der GHH nach Baden reiste und konkrete Pläne vorlegte. In mehrtägigen Gesprächen, die Ende Oktober 1929 in Karlsruhe, Gutmadingen und auf Reuschs württembergischen Wohnsitz Katharinenhof stattfanden, mußte NAUMANN feststellen, daß selbst innerhalb der GHH unterschiedliche Auffassungen bestanden. KELLERMANN etwa hoffte auf Gestehungskosten in Gutmadingen, die langfristig sogar mit den schwedischen Erzpreisen konkurrieren konnten. Allerdings basierte seine Rechnung auf zahlreichen ungesicherten Annahmen. So schreckte die Reichsbahn immer noch vor massiven Tarifsenkungen für den Erztransport von Gutmadingen zum Rheinhafen Kehl zurück. Ungewiß blieb auch die Höhe der Erzaufbereitungskosten. Sie hingen nicht zuletzt von den Strompreisen ab, über die man erst noch mit dem Rheinkraftwerk Laufenburg verhandeln mußte. Außerdem fielen bei der Bearbeitung des Erzes enorme Schlamm-mengen an, die teuer zu entsorgen waren. Hüttenwerksdirektor SCHMID hielt es deshalb für ausgeschlossen, daß sich die Gutmadinger Förder- und Aufbereitungskosten jemals mit den schwedischen Feinerzpreisen messen konnten.

REUSCH sah die Dinge anders. Er beklagte, daß Deutschland stark vom Bezug ausländischer Erze abhängt, deren Preise seit nunmehr 50 Jahren kontinuierlich gestiegen seien. Beunruhigt war er vor allem darüber, daß die USA neuerdings wachsende Erzmengen aus Schweden bezogen, das bislang drei Viertel seiner Förderung ausschließlich nach Deutschland exportiert hatte. Verteuerten sich als Folge davon die schwedischen Erzpreise, dann war davon fast ein Drittel der gesamten deutschen Roheisenproduktion betroffen. Den hohen Reichsbahntarifen und Strompreisen maß Reusch dagegen keine große Bedeutung bei. Schließlich ging es in Gutmadingen um einen zeitlich befristeten Versuch, der jederzeit wieder abgebrochen werden konnte. Was den Schlamm der Aufbereitungsanlage anbetraf, so hoffte REUSCH damit Ziegelsteine und Zement für die Baar herstellen zu können. Also entschied er am Ende, rund eine halbe Million RM in einen dreijährigen Betriebsversuch zu investieren. Stellte er dabei akzeptable Erzabbau- und Aufbereitungskosten fest, würden größere Investitionen mit Sicherheit nachfolgen.

REUSCH verkündete seine Entscheidung zufällig am gleichen Tag, an dem der New Yorker Börsenkrach die nachfolgende Weltwirtschaftskrise einleitete: dem 24. Oktober 1929. Während nun die Konjunktur in eine tiefe Depression glitt, begann die GHH ihre Pläne zu verwirklichen. Am 23. Juni 1930 schloß sie mit zehn privaten Grundeigentümern und der Gemeinde Gutmadingen eine Reihe von Kaufverträgen ab. Zu Preisen zwischen 10 und 40 Pfg je m<sup>3</sup> erwarb sie ihre Betriebsgrundstücke und beauftragte die Münchner Studiengesellschaft für Doggererze damit, auf dem Gelände eine Versuchsanlage nach naßmechanischem Prinzip zu errichten. 13 Monate später durften dann geladene Gäste ein Werk besichtigen, das rund 300.000 RM gekostet hatte und jährlich 24.000 t Roherz verarbeiten konnte. Das Material dazu lieferte ein neuer Stollen, den man in das Karl-Egons-Bergwerk hineingetrieben hatte. An seinem Mundloch wurde das geförderte Erz trocken vorzerkleinert, um anschließend seinen Weg an einer 800 m langen Seilbahn quer über das Donautal zu nehmen. An ihrem Ende, ganz in der Nähe des Bahnhofs Gutmadingen, stand die Aufbereitungsanlage, deren Betriebswasser die Donau lieferte. Den anfallenden Schlamm lagerte man in speziellen Klärteichen ab, die zwischen der Eisenbahnlinie und dem Fluß angelegt worden waren. Die Kraftversorgung übernahm eine 15.000 Volt-Leitung des Schweizer Überlandwerks Laufenburg, die nur etwa 1.000 m westlich des Bahnhofs Gutmadingen vorbeiführte. Ein Liefervertrag, den das Wasserkraftwerk am 31. Mai 1930 mit der GHH geschlossen hatte, stellte den Bezug von maximal 200 kW Drehstrom zum Preis von 7 bis 8 Cts pro Kwh sicher. Den Betrieb leitete Dr. TEIKE, der zuvor bei den Schwäbischen Hüttenwerken in Wasseralfingen beschäftigt gewesen war.

Die Investition der GHH führte zu einer zweiten Ergänzung des 1923 mit dem badischen Staat geschlossenen Bergbauvertrags. Das Oberhausener Unternehmen empfand es als störend, daß sich seine gesamten oberirdischen Anlagen auf einem Gelände befanden, das außerhalb seines bisherigen Pacht- bzw. Konzessionsgebiets lag. Dieser Umstand hatte zwar in bergrechtlicher Hinsicht keinerlei Nachteile zur Folge, galt dem Unternehmensvorstand aber doch als korrekturbedürftiger Schönheitsfehler. Der badische Staat beseitigte ihn, indem er der GHH im Dezember 1932 ein weiteres Abbaufeld mit 317,8 ha Abbaufäche direkt bei Gutmadingen verlieh<sup>30)</sup>.

NAUMANN, der die Betriebsanlagen während ihres Baus mehrfach besichtigen konnte, war voller Bewunderung für sie. Bereits am 6. Oktober 1930 hatte er dem badischen Finanzminister SCHMITT begeistert berichtet, das Gutmadinger Aufbereitungsgebäude sei angefüllt mit den modernsten Maschinen, von denen jede einzelne eine technische Neuentwicklung darstelle. Im Juli 1931 jubelte der sonst so nüchterne Ministerialrat gar, "daß sich - beinahe

unbeachtet - hier in Baden ein Ereignis abspielt, das vielleicht für die deutsche Wirtschaftsgeschichte von ungeheurer Bedeutung werden kann ... Kommt der große Bergwerksbetrieb in Gutmadingen zustande, so ist auch das entsprechende Hüttenwerk an Ort und Stelle nur noch eine Frage der Zeit" <sup>31)</sup>. Angesichts einer Beschäftigtenzahl von ganzen 25 Mann waren das recht kühne Gedanken.

In Wirklichkeit nahmen die Dinge dann einen ganz anderen Verlauf. Ende März 1932 sandte KELLERMANN ein Schreiben nach Karlsruhe, daß wegen der katastrophalen Wirtschafts- und Finanzlage die Stilllegung des Betriebs in Gutmadingen ankündigte. Naumann, der noch ein Jahr zuvor den unternehmerischen Mut der GHH in so schwerer Zeit bewundert hatte, war sehr enttäuscht. Er hegte allerdings keinen Groll gegen das Unternehmen. Selbst nach einjährigem Stillstand strich der Ministerialrat in einem Vermerk noch heraus, daß er sich 1922 "in den verschiedensten Richtungen bemüht hat, Interesse für die badischen Eisenerze zu gewinnen. Er ist überall auf taube Ohren gestoßen. Nur die Gutehoffnungshütte hat das nötige Verständnis für diese volkswirtschaftlich hochwichtige Frage aufgebracht, und kein anderer hätte 10 Jahre lang sich mit der gleichen zähen Energie so sehr um die Aufbereitungsmöglichkeit der badischen Erze bemüht wie dieses überhaupt mustergiltige Unternehmen" <sup>32)</sup>.

Erst die "Machtergreifung" stieß die Dinge wieder an. R. WAGNER, im April 1933 zum Reichsstatthalter als oberstem Gewalthaber in Baden ernannt, berief am 6. Mai die neue Landesregierung. An ihrer Spitze stand W. KÖHLER, Ministerpräsident, Finanz- und Wirtschaftsminister zugleich. Mit ihm bekam NAUMANN einen Vorgesetzten, den er leicht von den arbeitsmarktpolitischen Vorteilen des Eisenerzabbaus in Gutmadingen überzeugen konnte. KÖHLER lud schon wenige Tage nach seiner Amtseinführung die GHH-Vorstandsmitglieder FUNCKE und KIPPER nach Karlsruhe ein. Der badische Ministerpräsident drängte die GHH, ihren Erzabbau in Gutmadingen wiederaufzunehmen und drastisch auszuweiten. KÖHLER hoffte damit zahlreiche Arbeitslose beschäftigen zu können. FUNCKE und KIPPER verwiesen jedoch auf die wenig ermutigenden Erfahrungen mit dem Bergbau in der Baar. Zwar hatten Erzgewinnung und -aufbereitung in technischer Hinsicht einigermaßen befriedigt, nicht aber in wirtschaftlicher. Als nachteilig erwies sich vor allem die Tatsache, daß das Doggererz sehr brüchig war. Seine geringe Standfestigkeit und zahlreiche Störungen, die das Gebirge durchzogen, erforderten einen aufwendigen Ausbau der Strecke. Als Folge stellten sich Abbaukosten ein, die um 40 bis 50 % über den Preisen für schwedische, nordamerikanische oder französische Erze lagen. Die GHH, mitten in einer Absatzkrise an lästige Abnahmeverträge mit ihren Auslandslieferanten gebunden, mußte in Oberhausen ohnehin gewaltige Erzmengen auf Lager nehmen und lehnte schon deshalb ein größeres Engagement in Gutmadingen vorerst ab.

Einen Beitrag zur Kostensenkung erwartete die GHH vor allem von der Reichsbahn. Diese sollte dem Erztransport von Gutmadingen nach Oberhausen einen besonders günstigen Ausnahmetarif einräumen. KELLERMANN und REUSCH verstanden darunter einen Satz, der den Normaltarif um 75 % unterschritt. In den Gesprächen, die sie ab Juni 1933 mit der Bahn führten, leistete diese einen derart zähen Widerstand, daß REUSCH ihr im Dezember schließlich wütend erklärte, er werde "von einer weiteren Verfolgung der Ausbeutung des Erzvorkommens bei Gutmadingen Abstand nehmen" <sup>33)</sup>, wenn sie ihr Angebot nicht verbessere. Im Januar 1934 alarmierte der Vorstand deshalb Ministerpräsident KÖHLER und W. KEPPLER, den Beauftragten des "Führers" für Wirtschaftsfragen. Vor allem letzterer bewegte nach Rücksprache mit HITLER die Reichsbahn im Februar 1934 wenigstens teilweise zum Einlenken. Sie gestand die geforderten Preisnachlässe zwar im wesentlichen zu, aber

nur für die inakzeptabel kurze Spanne von drei Jahren. REUSCH konnte ihr deshalb auch weiterhin die Mitverantwortung dafür zuweisen, daß langfristige Investitionen in Gutmadingen zunächst unterblieben.

Immerhin erklärte sich die GHH im Frühjahr 1934 dann doch dazu bereit, Bergwerk und Aufbereitungsanlage wieder in Betrieb zu nehmen. Am 6. April arrangierte KELLERMANN eine Besichtigung in Gutmadingen, an der NAUMANN, der badische Ministerpräsident KÖHLER, der württembergische Finanzminister DEHLINGER und W. KEPPLER, der Beauftragte des "Führers", teilnahmen. KÖHLER und NAUMANN fanden sich dabei nur schwer mit der Tatsache ab, daß die GHH zu großangelegten Erweiterungsinvestitionen in Gutmadingen immer noch nicht bereit war. "Die badischen Herren waren nicht gerade begeistert und versuchten uns immer wieder zu einer sofortigen Entscheidung und Aufnahme des Betriebs in größerem Umfange zu bringen" <sup>34)</sup>, notierte sich KELLERMANN ihre Wünsche. Die GHH nahm am 6. Mai 1934 den Grubenbetrieb jedoch nur im alten, bescheidenen Umfang wieder auf.



Hoher Besuch am 6. April 1934 in Gutmadingen. Ganz links: Erich Naumann, rechts daneben jeweils mit weißen Kreuzen markiert: der badische Ministerpräsident Walter Köhler, Wilhelm Keppler, der Wirtschaftsbeauftragte Hitlers, sowie ganz rechts Paul Reusch, der Vorstandsvorsitzende der Gutehoffnungshütte.

REUSCHS Zögern hatte seine Ursache nicht allein im Verhalten der Reichsbahn. Es gab weit triftigere Gründe. Eine Kapazitätserweiterung der Gutmadinger Anlage allein auf Basis der bisher verwandten Naßaufbereitung kam nämlich nicht in Frage. Dagegen sprachen zu große Erzverluste und der enorme Schlammanfall, mit dem man das Donautal wohl bald zugeschüttet hätte. Deshalb mußte eine neue Anlage gebaut werden, mit der auch ein Verfahren erprobt werden konnte, das nicht auf die Zugabe von Wasser angewiesen war. Für eine derartige "Trockenaufbereitung" lag zwar auch schon von der Studiengesellschaft

für Doggererze ein erstes Konzept vor, doch unternahmen die Firmen Krupp und Humboldt gerade eigene Versuche mit neuen Verfahren. Und deren Ergebnisse wollte die GHH erst einmal abwarten. NAUMANN erlebte dadurch unruhige Zeiten. Entschied sich die GHH nämlich für das Rennverfahren von Krupp, konnte sie erstmals auch die Erze aus Wasserralfingen problemlos aufbereiten. Die badischen Vorkommen würden ihren Wettbewerbsvorteil in dieser Hinsicht dann einbüßen, was fatale Konsequenzen haben mochte. KEPPLER forderte ohnehin schon, den süddeutschen Förderschwerpunkt aus strategischen Erwägungen vom grenznahen Gutmadingen ins besser geschützte Wasserralfingen zu verlegen. Die Investitionsentscheidung der GHH ließ derart lange auf sich warten, daß NAUMANN im November 1934 schließlich an KELLERMANN schrieb, ihn "quäle der Gedanke, daß der württembergische Eisenerzbergbau aufblüht, aber unsere Arbeiten, an denen auch mein ganzes Herz hängt, könnten vielleicht mindestens für die nähere Zukunft vergeblich gewesen sein" <sup>35</sup>).

Die wirtschaftliche Entwicklung im Dritten Reich verhinderte, daß NAUMANN'S Befürchtungen wahr wurden. Schon Mitte des Jahres 1934 sorgten Arbeitsbeschaffung und Wiederaufrüstung für deutliche Wachstumsraten in der deutschen Industrieproduktion. Allerdings hinkte die Exportnachfrage derart hinterher, daß die Industrie nicht genug Devisen verdiente, um den Import der benötigten Rohstoffe zu bezahlen. Das Deutsche Reich hatte sich daraufhin mit einer passiven Zahlungsbilanz, rapide schwindenden Devisenreserven und abnehmenden Rohstoffvorräten auseinanderzusetzen. ADOLF HITLER, um seine Rüstungspläne besorgt, übertrug am 13. November 1934 seinem Wirtschaftsbeauftragten KEPPLER die "Sonderaufgabe Deutsche Rohstoffe". Dieser mochte fortan nach Wegen suchen, wie Auslandsimporte durch deutsche Rohstoffe ersetzt werden konnten - ganz gleich, zu welchen Kosten. KEPPLER bedrängte nun zusammen mit P. PLEIGER, seinem Sachbearbeiter für Eisen- und Metallerze, die deutsche Montanindustrie, den Abbau und die Verhüttung deutscher Eisenerze massiv zu forcieren. Als materiellen Anreiz für die Unternehmen schuf das Reich eine "Grundprämie", in deren Genuß alle Betriebe kamen, die neue Gruben ausbauten. Gezahlt wurden drei RM je Schicht und Mann, sofern arbeitslose Bergleute für die Aus- und Vorrichtungsarbeiten eingestellt wurden.

Vor diesem Hintergrund entschloß sich die GHH zu einer Geste des guten Willens. Sie entschied im Dezember 1934, rund 600.000 RM in Gutmadingen zu investieren. Dort entstand fortan eine neue Aufbereitungsanlage, die 100.000 t Roherz pro Jahr nach nassem oder trockenem Verfahren der Studiengesellschaft für Doggererze verarbeiten konnte. Am 1. November 1935 nahm sie ihren Betrieb auf. Die Grube erhielt die gleiche Kapazität. Der Staat förderte das Vorhaben durch die Vergabe von Subventionen: Allein im Jahre 1935 flossen mehr als 64.000 RM an Grundprämie in die Kasse der GHH. Das Unternehmen kündigte sogar eine Erweiterung der Anlage für den Fall an, daß die Bahnfrachtfrage endgültig geklärt war und verlässliche Ergebnisse von Humboldt und Krupp über ihre Aufbereitungsversuche vorlagen. NAUMANN hätte damit eigentlich zufrieden sein können. Daß er es nicht war, lag daran, daß die GHH zur gleichen Zeit begann, die Grube Karl im württembergischen Geislingen auf eine Kapazität von einer Mio. t auszubauen. Ihre Erze konnten - anders als die Gutmadinger - sofort und ohne teure Aufbereitung im Hochofen mitverhüttet werden. Die in Karlsruhe befürchtete Umorientierung der GHH nach Württemberg begann sich abzuzeichnen.

NAUMANN sollten freilich bald noch schlimmere Sorgen drücken. Am 28. Februar 1935 <sup>36</sup>) verloren die Länder durch Reichsgesetz ihre Kompetenz für den Bergbau an das Reichswirtschaftsministerium. Dort entstand daraufhin eine Bergbauabteilung, die Oberberg-

hauptmann SCHLATTMANN leitete. Das Land Baden hatte damit auf den weiteren Verlauf des Eisenerzbergbaus in der Baar fast keine Einwirkungsmöglichkeiten mehr. Die treibenden Kräfte befanden sich fortan in Berlin. Der nunmehr an die Peripherie gerückte NAUMANN blieb noch etwa 10 Monate im Landesdienst, dann erhielt er den Lohn für 32 Jahre unermüdlicher Arbeit für den badischen Staat: Ende 1935 jagte man den Sechzigjährigen erbarmungslos aus dem Amt. Der evangelisch getaufte Sohn jüdischer Eltern überlebte das Dritte Reich nur deswegen, weil seine Frau arische Vorfahren nachweisen konnte.

Das Jahr 1935 beendete auch das Leben der Jura Eisenerz-Bergbau GmbH. Da sie aus dem Besitz ihrer Grubenfelder keinerlei Erträge ziehen konnte, verwiesen ihre Geschäftsführer seit 1922 stets darauf, keinerlei Vermögen zu besitzen. Weil das Unternehmen dem Finanzamt deshalb keine Bilanz mehr vorlegte, entzog es sich geschickt der Besteuerung. Am 9. Oktober 1934 trat jedoch ein Gesetz<sup>37)</sup> in Kraft, das die zwangsweise Auflösung von vermögenslosen Körperschaften vorsah. Das Amtsgericht in Donaueschingen kündigte daraufhin am 24. Juli 1935 entsprechende Schritte an. Kammerdirektor ZOPFF und Oberforstrat GOLDMAYER, die Geschäftsführer der GmbH, schlugen dem Fürsten MAX EGON daraufhin vor, selbst die Auflösung seines Unternehmens zu betreiben. Der Fürst willigte ein und erwarb für 1.000 RM sämtliche zwölf Areale der Jura Eisenerz-Bergbau GmbH. Das Unternehmen stellte daraufhin seine Tätigkeit ein und wurde am 11. Oktober 1935 aus dem Handelsregister gelöscht.

### Anmerkungen

- 1) Allgemeine Begründung zum badischen Berggesetz vom 15.7.1924, Generallandesarchiv Karlsruhe (künftig abgek. GLA) 233/23911
- 2) GLA 237/32693
- 3) Bad. Berggesetz vom 22.6.1890, Bad. Gesetz- und Verordnungsblatt 1890, S. 447 ff
- 4) § 165 des Berggesetzes von 1890 schrieb hier eine seit 1823 bestehende Regelung fort. Vgl. § 59 der Verordnung v. 12.12.1823, Staats- und Regierungsblatt 1824, S. 1
- 5) So zitiert ihn NAUMANN in seiner Denkschrift (1919) S. 40 f, GLA 237/40427
- 6) So NAUMANN selbst am 18.3.1931 an Finanzminister Schmitt, Landesbergamt Freiburg (künftig abgek. LBA) 13 A/148. Erich Naumann wurde am 4.7.1875 im schlesischen Landeshut geboren. Der evangelisch getaufte Sohn jüdischer Eltern besuchte zunächst die Gymnasien in Landeshut, Breslau und Spandau, bevor er als Bergbeflissener beim Oberbergamt Halle aufgenommen wurde. Weitere Stationen seines Arbeitslebens waren der Kupferschieferbergbau in Eisleben, die Braunkohlegrube Löderburg und das Salzbergwerk Stassfurt. Naumann absolvierte ein breitgefächertes Studium (Chemie, Physik, Mineralogie, Geologie, staats- und verwaltungsrechtliche Vorlesungen) an den Universitäten Heidelberg, Leipzig, sowie an der Bergakademie Clausthal. Dort legte er seine erste Staatsprüfung ab und wurde zum Bergreferendar ernannt. Nach weiteren Tätigkeiten als Steiger in Oberschlesien und in Westfalen trat Naumann am 1.8.1903 als Bergmeister in den badischen Staatsdienst ein. Bald zum Bergrat, Oberbergrat und schließlich zum Ministerialrat befördert, leitete er bis Ende des Jahres 1935 im badischen Finanzministerium die Abteilung für Salinen und Bergbau. Als Schwerpunkte seiner beruflichen Tätigkeit bezeichnete Naumann selbst "die Reorganisation der Salinen, die Schaffung eines badischen Kalibergbaus und die Begründung eines badischen Eisenerzbergbaus". Als Konsequenz der Nürnberger Rassegesetzgebung verlor Naumann 1935 seine Beamtenstellung. In den folgenden Jahren übte er vor allem Gutachtertätigkeiten für die GHH aus, bis auch dies nicht mehr möglich war. Wegen seiner "privilegierten Mischehe" blieb er vom KZ verschont, nicht jedoch seine drei Söhne Dietrich, Erich und Matthias, die unter teilweise menschenunwürdigen Bedingungen inhaftiert wurden. Am 1.7.1945 reaktivierte man den liberalen Naumann (vor 1933 Mitgliedschaft in der Deutschen

- Liberalen Volkspartei) wieder für den Staatsdienst bei der Landesdirektion der Finanzen, Abteilung Landwirtschaft, Forsten und Bergbau. Erich Naumann starb am 8.10.1966 hochbetagt in Karlsruhe. Quellen: GLA 76/12984 und Badische Neueste Nachrichten vom 10.10.1966
- 7) Schreiben NAUMANN vom 2.1.1919, GLA 237/32693
  - 8) Denkschrift NAUMANN von 1919, GLA 237/40427
  - 9) Bad. Finanzministerium an Fürstl. Fürstenberg. Kammer vom 7.3.1921. Fürstl. Fürstenberg. Archiv (künftig abgek. FFA), Generalia Bergbau, Das Linseneisenerzvorkommen bei Gutmadingen und Blumberg 1916 - 1924
  - 10) Zur Verteilung des Feldesbesitzes in Baden vgl. Anhang
  - 11) Bochumer Bergbauverein an bad. Finanzministerium vom Oktober 1920, LBA 40/9
  - 12) GHH an Bergassessor RUDOLPH vom 15.12.1921, LBA 40/9
  - 13) NAUMANN an Fürstl. Fürstenberg. Kammer vom 3.8.1920, FFA (wie Anm. 9)
  - 14) Geschäftsbericht vom 6.12.1921, FFA Akte Jura Eisenerz-Bergbau GmbH, Geschäftsberichte, Protokolle, Bilanzen, Steuern 1920 - 1935, Vol 12, Fasz. 1
  - 15) Kaufvertrag vom 7.6.1922, Akte Karlegonsbergwerk, LBA
  - 16) GHH an NAUMANN vom 3.6.1922, LBA 40/9
  - 17) Vertrag vom 4./10.12.1923, GLA 237/32711
  - 18) Der Vertragstext selbst hob auf geringere Mengen an Eisenerzkonzentrat ab, zu dessen Gewinnung wegen der Gewichtsreduktion beim Aufbereitungsprozeß etwa die zweieinhalbfache Menge Roherz gefördert werden mußte.
  - 19) Schreiben vom 25.3.1924, GLA 237/32712
  - 20) NAUMANN an DEECKE vom April 1924, GLA 237/32712
  - 21) Bad. Finanzministerium an Bad. Bergamt vom 14.12.1923, GLA 237/32711
  - 22) NAUMANN an Fürstl. Fürstenberg. Kammer vom 23.2.1924, FFA (wie Anm. 9)
  - 23) Geschäftsbericht vom 30.6.1929, FFA (wie Anm. 14)
  - 24) (Erster) Nachtrag vom 10.11.1924 / 4.2.1925 zum Vertrag GHH - Bad. Landesfiskus vom 4./10.12.1923, GLA 237/32711
  - 25) Geschäftsbericht des bad. Bergmeisters vom 10.10.1925, GLA 237/32699
  - 26) GLA 237/32712
  - 27) Vermerk NAUMANN vom 24.1.1925, LBA 13 A/148
  - 28) wie Anm. 27
  - 29) Aktennotiz NAUMANN vom Juli 1928, LBA 13 A/148
  - 30) Zweiter Nachtrag vom 17.12.1932 / 2.1.1933 zum Vertrag GHH - Bad. Landesfiskus vom 4./10.12.1923, GLA 237/32711
  - 31) NAUMANN an Finanzminister MATTES vom 17.7.1931, LBA 13 A/148
  - 32) Protokoll des Gesprächs Köhler, Naumann, Kipper, Funcke v. 30.5.1933, LBA 13 A/148
  - 33) REUSCH an Reichsbahndirektion Essen vom 5.12.1933, LBA 13 A/148
  - 34) Aktennotiz vom 10.4.1934, Haniel-Archiv Duisburg 400 101 304/5
  - 35) NAUMANN an KELLERMANN vom 16.11.1934, GLA 237/32713
  - 36) Reichsgesetzblatt 1935, Teil I, S. 315
  - 37) Reichsgesetzblatt 1934, Teil I, S. 914

## Quellen und Schrifttum

### A. Quellen

Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Donaueschingen (FFA)

Akten: Jura Eisenerz-Bergbau GmbH, Geschäftsberichte, Versammlungsprotokolle, Bilanzen, Steuern 1920 - 1935, Vol. 12, Faszikel I

FF Kammer, Bergadministration, A. Edle Bergwerke, Bergbau, Die Errichtung der Jura Eisenerz-Bergbau GmbH betr. 1922 - 1943, Vol. 11, Faszikel 2

FF Kammer, Generalia, Bergbau, Vol. 2, Das Linseneisenerzvorkommen bei Gutmadingen und Blumberg betreffend, Faszikel 2 (1916 - 1924) und 3 (1925 - 1936)

Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), Faszikel: 76/12984, 233/23911, 237/32505, 237/32693, 237/32699, 237/32702, 237/32711, 237/32712, 237/32713, 237/40427

Haniel-Archiv Duisburg, Faszikel: 40011/12, 40011/14, 400 101 304/4

Landesbergamt Freiburg (LBA), Faszikel: 40/9, 13 A/148, 13 A/150

Registratur der Gemeinde Gutmadingen, Verwaltungsakten, Bauwesen

## **B. Schrifttum**

ALBIEZ, G.: Eisenerz-Bergbau bei Gutmadingen (Südbaden), in: Berichte der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg, Band 68 (1978), S. 3ff

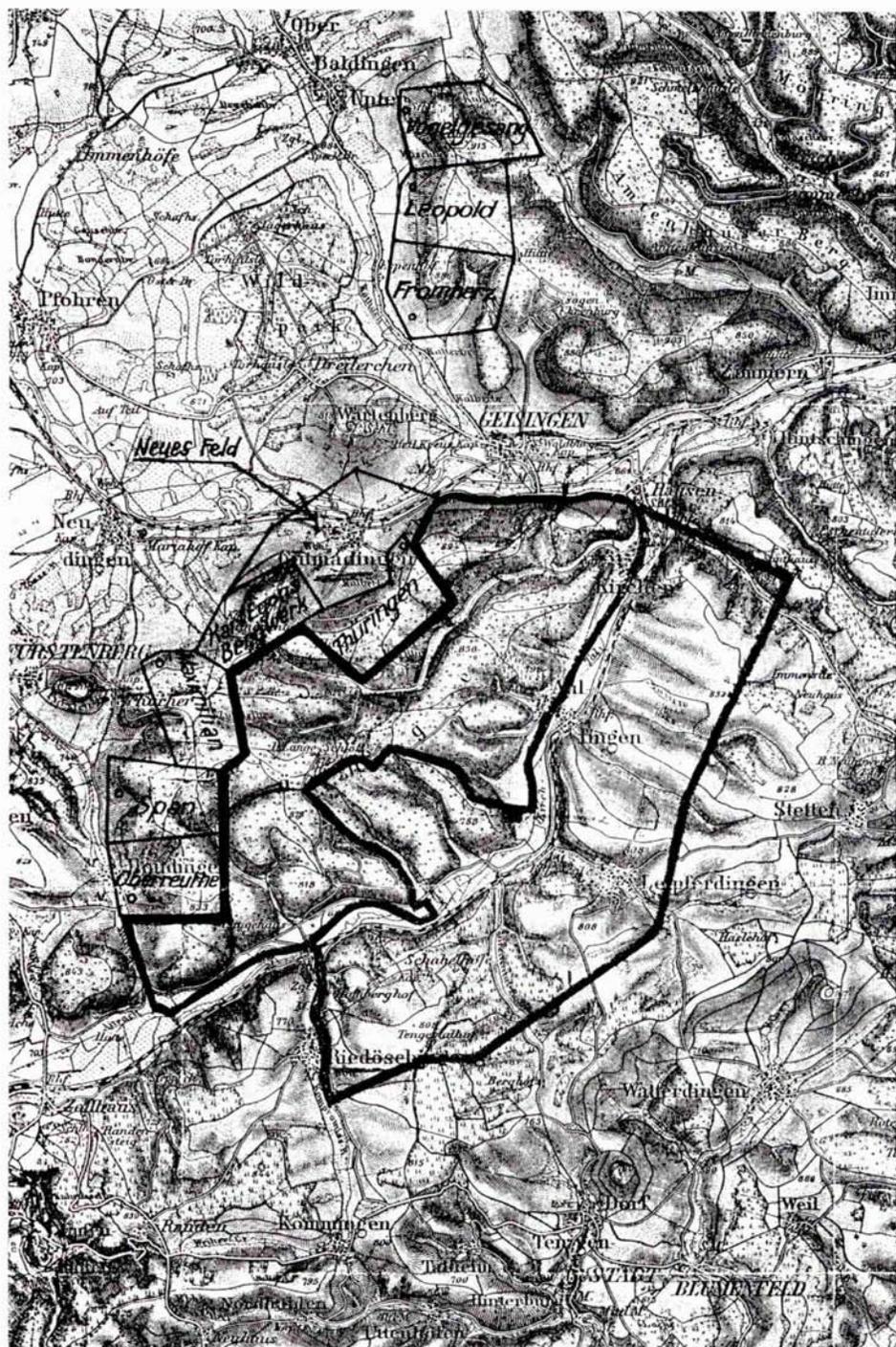
BADER, K. S.: Zur Geschichte des Eisenerzabbaus und des Hüttenwerks zu Blumberg. Veröffentlichungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv, Heft 1, Donaueschingen 1938

GLUNK, W.: Das Karl-Egons-Bergwerk bei Gutmadingen, in: Bergleute und Bergbau, Hrsg. v. W. WELLER, Aalen 1987

NAUMANN, E.: Der Eisenerzbergbau der Gutehoffnungshütte in Südwestdeutschland, in: Mitteilungen aus den Forschungsanstalten des Gutehoffnungshütte-Konzerns, Heft 8, Okt. 1936, S. 187ff

SAUER, K. u. SIMON, P.: Die Eisenerze im Callovium von Gutmadingen, Blumberg und Waldshut, in: Geologisches Jahrbuch Reihe D, Heft 10, Hannover 1975, S. 104ff

TEIKE, M.: Die Eisenerze von Gutmadingen, in: Zeitschrift für praktische Geologie, 49. Jg. (1941), Heft 6, S. 63ff



Feldesbesitz der Gutehoffnungshütte um 1933: Acht vom badischen Staat 1924 gepachtete Flächen (Oberreuth, Span, Maximilian, Karl Egon, Thüringen, Fromherz, Leopold, Vogelsang), das 1925 verliehene, 4.995 ha große Konzessionsfeld (fett umrandet) und die 1933 konzessionierte Fläche "Neues Feld".

**Anhang 1: Eisenerzfelder in der Baar - Besitz des Hauses Fürstenberg  
am 1. Januar 1922 und sein späterer Verbleib**

Feldesname	Größe ha	Verleihung	an	Verkauf an / im Jahr
Karl Egon	149	13. August 1897	Haus Fürstenberg	Land Baden 1922
Dorotheengrube	198	13. August 1897		Doggererz AG 1940
Früstin Irma	155	18. September 1899		
Max Egon	173	18. September 1899		
Großer Buchberg	175	18. März 1921	Jura Eisenerz- Bergbau GmbH	
Kleiner Buchberg	186	18. März 1921		
Zollhaus	193	18. März 1921		
Wolfental	197	18. Juni 1921		
Bohlkopf	192	15. Juni 1921		
Randenhof	194	29. August 1921		
Dorotheengrube II	180	18. März 1921		
Dorotheengrube III	163	18. März 1921		
Berchen	170	29. August 1921		
Goldbach	177	18. März 1921		
Huchenegg	195	29. August 1921		
Fürstenberg	192	26. August 1921		
Maximilian	187	29. August 1921		Land Baden 1922
Span	197	29. August 1921		
Oberreuthe	185	29. August 1921		
Mettenberg	197	19. August 1921	Fürst Max Egon 1935	

## Anhang 2: Besitz des Badischen Domänenärars am 1. Juli 1922

Region	Feldesname	Größe ha	Erwerb am	Erwerb durch
Klettgau	Anneliese	200	31. Oktober 1918	Verleihung an badischen Staat
	Barbara	200	31. Oktober 1918	
	Annemarie	200	31. Oktober 1918	
	Irmgard	200	2. Dezember 1919	
	Helene	200	2. Dezember 1919	
	Mathilde	200	2. Dezember 1919	
	Karl	200	13. Dezember 1919	
	Balder	199	11. Januar 1921	
	Therese	180	14. Juni 1921	
	Alberich	200	8. Juli 1921	
	Margot	196	8. Juli 1921	
südlich Freiburg	Josephine	200	21. Juni 1921	Kauf vom Haus Fürstenberg bzw. von der Jura Eisenerz- Bergbau GmbH
	Thomas	199	7. Juni 1921	
Baar	Vogelsang	200	14. Juni 1921	
	Fromherz	200	14. Juni 1921	
	Leopold	200	22. Juni 1921	
	Reifenberg	200	3. August 1921	
	Esslingen I	200	3. August 1921	
	Karl Egon	149	7. Juni 1922	
	Maximilian	187	7. Juni 1922	
	Span	197	7. Juni 1922	
	Oberreuthe	185	7. Juni 1922	

### Anhang 3: Eisenerz-Konzessions- und Pachtflächen der Gutehoffnungshütte 1933 in der Baar

A. Durch Vertrag vom 10.12.1923 / 4.12.1924 vom badischen Staat  
an die Gutehoffnungshütte verpachtete Flächen

Feldesname	Größe ha	vom Land Baden erworben	
		am	durch
Vogelsang	200	14. Juni 1921	Verleihung
Leopold	200	22. Juni 1921	
Fromherz	200	14. Juni 1921	
Thüringen	198	14. Juni 1923	
Karl Egon	149	7. Juni 1922	Kauf von Jura Eisenerz-Bergbau GmbH
Maximilian	187	7. Juni 1922	
Span	197	7. Juni 1922	
Oberreuthe	185	7. Juni 1922	

B. Der Gutehoffnungshütte für 30 Jahre vom badischen Staat verliehene Bergbaurechte

Feldesname	Größe ha	Rechtsgrundlage
Konzessionsfeld	4.995	(Erster) Nachtragsvertrag bad. Staat - GHH vom 10.11.1925 / 4.2.1925
Neues Feld	318	Zweiter Nachtragsvertrag bad. Staat - GHH vom 17.12.1932 / 2.1.1933

## Ein neuartiges Uhrenindustrie - Museum in Villingen-Schwenningen

von Frank Lang

Die Uhrenindustrie stirbt aus im Schwarzwald. Die einstigen badischen und schwäbischen Massenprodukte werden längst in Südostasien billiger produziert. Nur noch wenige Betriebe konnten sich hierzulande - durch innovative Produktpolitik - am Leben halten. Dabei waren der mittlere und der südliche Schwarzwald samt der Baar fast 100 Jahre lang das Zentrum der deutschen Uhrenindustrie; und die Firmen dort hielten in jener Zeit bedeutende Anteile am Uhren-Weltmarkt.

Eine Hochtechnologie der Feinmechanik wurde von Maschinenbauern und Uhrenproduzenten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelt, verbessert, angewandt, immer wieder aufs Neue revolutioniert und optimiert. Arbeitsabläufe wurden durch die Anwendung der Methoden wissenschaftlicher Betriebsführung im Geiste *Taylor's* in den Fabriken zergliedert, beschleunigt und optimal aneinandergereiht. Fähigkeiten und Fachkenntnisse auf hohem Niveau wurden von Arbeiterinnen und Arbeitern erlernt, geübt und weitervermittelt. Schon seit einigen Jahren - man setzt den Beginn der letzten großen Uhrenindustriekrise (hierzulande) zeitlich gleich mit dem Beginn der Massenproduktion von Quarzuhren - wird die Feintechnik im Uhrenbau immer weniger gebraucht. Sie ist zu teuer, zu lohnintensiv, technologisch (durch Elektronik- und Kunststoffeinsatz) überholt, sie kommt auf den Schrott oder (und darum geht es bei dem hier vorgestellten Projekt) - ins Museum.

Aus den letzten der Flutwelle von stillgelegten Fabriken stammen die museumsreifen Maschinen, Werkzeuge und Arbeitsvorrichtungen des Schwenninger Museumsprojektes. Es sind vielfach Maschinen und Apparate, die jene Entwicklungsschritte markieren, die einmal ganze Fabrikabteilungen überflüssig werden ließen, die Neustrukturierungen des Marktes durch ihre Erfindung nach sich zogen, neue Berufe entstehen ließen, neue Fabrikarchitektur erforderten, manche arbeitslos machten und einige auch reich.

Das Uhrenindustriemuseum startet den Versuch, ein Stück dieser Fabrikwelt, ein Stück vergangenen Arbeitslebens, das bewußtseinsprägend für eine ganze Region war, vor dem endgültigen Verschwinden zu retten. Es sieht sich hierbei nicht nur für die Geschichte Schwenninger Betriebe zuständig, sondern bezieht Fakten, Objekte und Daten aus der Gesamtstadt und der Region mit ein. Dies geschieht innerhalb einer Museums Großregion, die sich bisher vorwiegend auf touristischer Ebene gemeinsam artikuliert hat (Uhrenstraße). Das Uhrenindustriemuseum Villingen-Schwenningen widmet sich innerhalb dieser 'Museumsregion' einer speziellen Themenstellung: Der Darstellung der Geschichte der Fabrik-Uhrenproduktion.

### **Nur das halbe Museum konnte 1994 eröffnet werden**

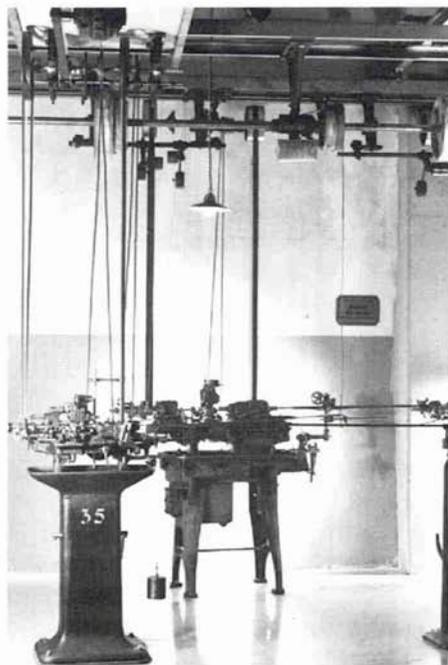
Die Schwerpunkte bei der Sammlungsplanung und Dokumentation wurden schon vor einigen Jahren gesetzt, Ideen zur Auswahl der Ausschnitte aus dem industrie-, technik-, wirtschafts-, sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Komplex wurden in der Zusammenarbeit von Wissenschaftlern und Ehrenamtlichen im Jahr 1992 entwickelt. Allerdings kam es so wie überall: Durch die derzeitigen Mittelkürzungen und -ausfälle bei Landeszuschüssen, städtischen und Sponsorengeldern mußte das erste Konzept 1993 nochmals in zwei Bauabschnitte zerteilt werden, von denen der erste am 10. Dezember 1994 eröffnet werden konnte.

Ähnlich vielfältig (und illustert) wie der auszustellende Gegenstandsbereich ist die Trägerschaft des Projektes: Die Stadt Villingen-Schwenningen, der Landkreis Schwarzwald-Baar und darüberhinaus eine namhafte Anzahl von Firmen und Banken, die ein sogenanntes 'Patronat' übernommen haben, tragen das Projekt finanziell im Team zweier Vereine, eines Trägervereins und eines Förderkreises. Der Leiter des Schwenninger Heimatmuseums, *Dr. Manfred Reinartz*, ist der Geschäftsführer des Trägervereins.

Ehrenamtlich fundamntiert wird der Entstehungsprozeß des Museums hauptsächlich durch den Förderkreis, in dem sich ehemalige Fabrikarbeiter, Uhrmacher, Uhrhändler, Maschinenbaukonstrukteure, zwei Lokalhistorikerinnen (*Ingeborg Kottmann* und *Annemarie Conradt-Mach*, die Mit-Autorinnen bei den Museumstexten geworden sind), ein Berufsfachschullektor, Fabrikdirektoren - insgesamt über 100 Mitglieder - versammelt haben. Von diesem Kreis um den in Schwenningen bekannten *Jörg Weisbrod* ging die eigentliche Initiative zum jetzigen Projekt aus.

### Ein Ziel: Nicht einzelne Maschinen, sondern ganze Produktionsvorgänge zeigen

"Bewahrung des Wissens und der Techniken zur fabrikmäßigen Herstellung einer mechanischen Uhr", so heißt das Leitmotiv, das die Projektinitiatoren sich zusammenfinden ließ, das sie dazu brachte, professionelle Museumsfachleute, Museumsgestalter (*Nicolai Koncza*) und Grafiker (*Jochen Fladda*) zu engagieren. Dieses Motiv half, Gelder locker zu machen



und alte und junge Fabrikuhrmacher, Maschinenbauer und Konstrukteure zu mobilisieren, die diese Museumsidee wahr machen sollen, die halfen, eine Maschinensammlung anzulegen und sie zu restaurieren. In einem Fabrikssaal der ehemaligen Württembergischen Uhrenfabrik werden Arbeitsplätze einer Uhrenproduktion ausgestellt. Bei einem Rundgang kann man sich einen Überblick über die Herstellungsvorgänge einer Uhr verschaffen. Aber nicht genug: Ein nicht nur für Schwenninger Fabriken typischer - aber dort in dieser Art massenhaft produzierter - mechanischer Wecker soll auf den Museumsmaschinen, exemplarisch für die früheren industriellen Massenprodukte, hergestellt werden. Die Konstruktionsunterlagen, Werkzeuge und Arbeitsmittel dazu stammen aus den 1930er Jahren. Eine ehrenamtliche Planungsgruppe unter dem ehemaligen Betriebsleiter einer Uhrenfabrik, *Hans Kammerer*, und dem Uhrenfabrikanten *Eduard Hauser*, in dessen Fabrik zu Zeiten seines Vaters dieser Wecker produziert wurde,

hat sich zusammen mit über zehn Uhrmachern, Feinmechanikern und Maschinenbauern die Aufgabe gestellt, diese Unterlagen zu ergänzen und auf die in der Museumssammlung vorhandenen Maschinen und Arbeitsplatzmöglichkeiten anzupassen. Manche Arbeitsprozesse, so stellte sich heraus, können allerdings heute aus umwelt- und arbeitsschutzrechtlichen Gründen nicht mehr vor- und ausgeführt werden, sie müssen Zulieferern mit entsprechender Ausstattung überlassen werden.

Mit dieser (ausschnitthaften) Produktionsanlage, die im Museum nach sinnvollen aufeinanderfolgenden Fabrikabteilungen in einem Raum aufgestellt und gegliedert sein wird, soll dem Ideal einer ausführlichen Dokumentation und Konservierung eines komplexen industriellen Fabrikationsablaufes ein Stück näher gekommen werden. Vieles an der konkreten Fabrikarbeit besteht in lange antrainierten Fingerfertigkeiten, in kleinen Tricks beim Einstellen von Maschinen oder beim blitzschnellen Zusammenstecken von Uhrenbestandteilen, die mit konventionellen Dokumentationsmethoden, mit funktionslos aufgestellten Maschinenensembles oder zeichnerischer Dokumentation nicht oder nur aufwendigst festgehalten werden können. Und genau hier liegt eine Chance, über herkömmliche Dokumentationsmöglichkeiten hinauszugehen: Solange im Museum ein solcher Wecker weitergebaut wird, werden auch solche schwer dokumentierbaren Bereiche trainiert und im günstigen Fall auch an den 'Museumsvereinsnachwuchs' weitergegeben.

Der Vorführibetrieb im Museum wird deshalb weit über einen 'didaktischen Show-Effekt' hinausgehen. Konkret für einen Wecker brauchbare Teile werden hergestellt, aus denen im Museum von Zeit zu Zeit kleine Serien zusammengesetzt werden. Am Ende steht ein funktionierender Wecker, verkaufsfähig aber nicht konkurrenzfähig am heutigen Markt!

### **Ein Präsentationsziel: Technik- und Sozialgeschichte konkret**

Für die Besucherinnen und Besucher stehen allerdings auch andere, eher übergeordnete Themen in Wort und Bild parat. Die Fabrikwelt soll, so das didaktische Konzept, in den Kontext von Technik-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte gestellt werden.

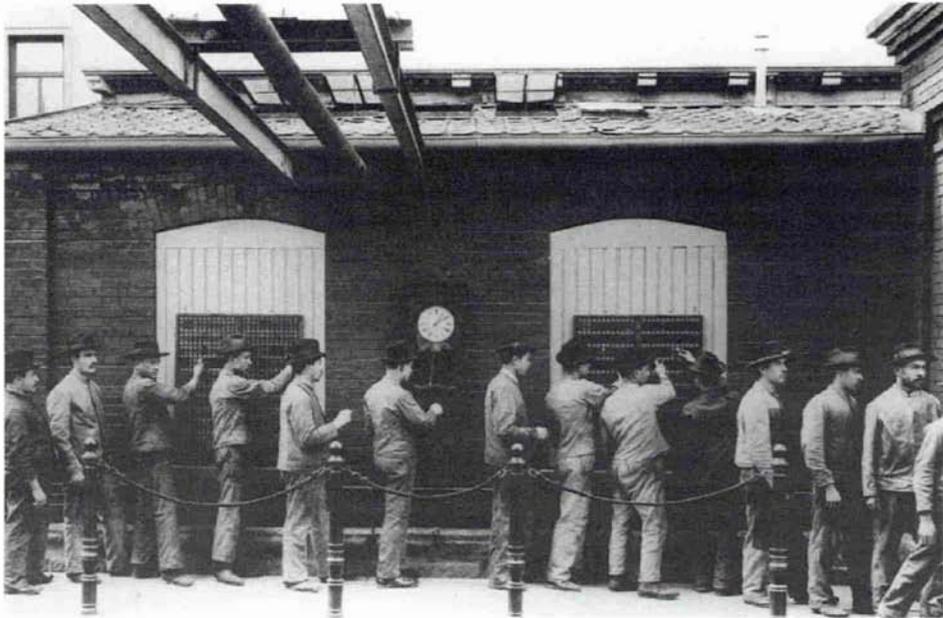
Es werden konkrete Einblicke in Arbeitsplatzsituationen geboten, denen jeweils Informationseinheiten zugehören, auf denen wiederum mehrere Vermittlungsebenen zur Verfügung stehen: erläuternde Texte, Fotoalben mit historischen Arbeitsplatzszenen und erinnerten Anekdoten aus dem Fabrikalltag, eine Comic-artige Illustration des Arbeitsvorganges und eine Schachtel mit Produkten des Arbeitsplatzes zum Anfassen. Unterschiedlichste Themen werden vorgestellt - vom Arbeitsschutz an Stanzmaschinen bis hin zu Lohnfragen bei Arbeiterinnen aus der Montageabteilung, von der familiären Identifikation der Arbeiter mit dem Betrieb bis zu Streik und Aussperrung als Mittel des Lohnkampfes. Diese Zusatzinformation ist vorwiegend für ein Einzel- und Kleingruppenpublikum gedacht, die nicht geführt werden oder die andere Zugangsebenen während einer Vorführung wahrnehmen wollen.

### **Präsentationsziel Wirtschaftsgeschichte: Drei Uhren mit Schrittmacherfunktion**

Die Darstellung der Uhrenindustriegeschichte im Vorraum zum eigentlichen Fabriksaal beginnt mit drei ausgewählten Uhren, die Schrittmacherfunktion in der Epoche der Industrialisierung hatten:

- Die 1855 von *Johannes Bürk* in Schwenningen erfundene tragbare Nachtwächterkontrolluhr, mit der die Uhrenindustrie im damaligen Bauern- und Handwerkerdorf Schwenningen überhaupt erst begann;
- die Fabrikstechuhr aus der Produktion des *Jakob Schlenker-Grusen*, der bei *Bürk* gelernt, im Nachbarhaus bald eine Konkurrenzfabrik eröffnet hatte und (selbstverständlich) ein ähnliches Produktspektrum wie *Bürk* anbot. Eine Fabrikstechuhr dieses Typs, bei dem man tatsächlich noch in eine Wählscheibe 'sticht' und die für die Industrialisierung eine enorme Bedeutung hatte - waren doch alle Fabriken bald nur noch mit Hilfe solcher mechanischer Arbeitszeitkontrollapparate zu verwalten;

- als dritter Schrittmacher der Uhrenindustriegeschichte steht ein einfacher mechanischer Doppelglockenwecker der Firma *Mauthe*, wie er in unzählbar hoher Auflage gebaut wurde und schon bald als 'Disziplinierungsinstrument' von der Arbeiterschaft jedweden Industriezweiges gekauft und gebraucht wurde. Ein Basismodell auch, das in der Uhrenindustrie als krisensicherstes Produkt galt - vermehrten sich die Konsumenten doch immer mehr im In- und Ausland.



### Eine Produktpalette der Massenprodukte

In Großvitrinen wird eine 'Produktpalette' vorgestellt, die nach Uhrentypen gegliedert ist. Es besteht nicht der Anspruch, alles abzudecken, sondern das Ziel ist, vor allem die landläufigen Vorstellungen davon, was alles eine Uhr ist, mit Uhrwerken läuft und in Uhrenfabriken gebaut wird, anzureichern. Dabei werden durch vertiefende Objekterläuterungen unterschiedliche Annäherungsebenen angeboten. Dieses 'Schaufenster' wird eingeordnet in geografisch-statistische Zusammenhänge. Die Verteilung der Fabriken in der Region, die Zentren der Uhrenfabrikation im süd-baden-württembergischen Raum werden auf einer Karte gezeigt und statistisch belegt. Als Fallbeispiel eines Bevölkerungsbooms, der ein Bauerndorf in einem halben Jahrhundert zur Industriestadt veränderte, wird ein Panoramafoto Schwenningens aus dem Jahr der Stadterhebung 1907 soziografisch erläutert. Erkennbar wird: Fabriken lagen schon damals in der Ortsmitte, nebenan Bauernhäuser, sozusagen eingekreist von immer mehr 'Zwiebelschalen' von Fabriken, Arbeitersiedlungen ...

Auch Fabrikgebäude wurden Stück um Stück gebaut. Das Fallbeispiel der Baugeschichte der Württembergischen Uhrenfabrik (Museumsstandort) kann in einem Museumsbuch an einem baugeschichtsträchtigen Standort erblütert werden: An dieser Stelle konnte ein großes Stück ehemaliger Außenfassade erhalten werden, das bei einem typischen Erweiterungsabschnitt im Jahr 1992/93 zur Innenwand wurde. Insgesamt 33 Einzelabschnitte seit 1859 zählen allein die vom Bauamt genehmigten Bauanfragen und -genehmigungen auf.

## Zulieferindustrien

Im Nachbarort Dauchingen richtete im Jahr 1920 der Werkzeugmacher und Mechaniker *Bernhard Steimer*, bis dahin bei einem der größten Uhrenhersteller, *Friedrich Mauthe*, beschäftigt, eine mechanische Werkstätte im Bauernhaus seiner Eltern ein. Neben der Küche wurde eine Kammer ausgeräumt und gebraucht gekaufte Maschinen und Transmissionen installiert. Er arbeitete weiter für *Mauthe* - als handwerklicher Zulieferer - und hatte auch Aufträge von anderen Fabriken. Hergestellt wurden in dem Kleinbetrieb spezielle Stanz- und Ziehwerkzeuge. Seine Werkstatt stand seit 1940 still und konnte 1992/93 in einem nahezu unberührten Zustand ins Museum übernommen werden. Wie *Steimer* fingen viele Fabrikgründer an. In Bauernhäusern, in Garagenbetrieben. Manche mit größerem Erfolg, manche wuchsen zur Konkurrenz ihrer 'Lehrbetriebe' heran. Immer häufiger lieferten sie ihre Spezialprodukte billiger und in höherer Qualität als die vielseitigen Uhrenfabriken. Davon handelt ein dritter Raum des Museums, in dem einzelne Maschinen und Produkte der Zulieferer ausgestellt sind. Als Know-How-Zulieferer werden aber auch die Berufs- und Fachschulen aufgefaßt, deren Geschichte seit der ersten Gründung im Jahr 1850 in einer parallelen Darstellung der badischen und württembergischen Entwicklung berichtet wird.



### Der zweite Bauabschnitt

Viele Ideen und wichtige Abteilungen sind fürs erste der Aufteilung in zwei Bauabschnitte zum Opfer gefallen, verschoben. Ein Hoffnungsschimmer: Der Wechselausstellungsraum wird voraussichtlich schneller frei und nutzbar, sobald die derzeit dort provisorisch eingerichtete Restaurierwerkstatt geeignete Räumlichkeiten gefunden hat. Themenideen für Wechselausstellungen gibt es genug: So feiert die *Deutsche Uhrenfabrik* (Kienzle-Nachfolger) im Jahr 1997 ihr 100-jähriges Jubiläum, Fabrikarchitekturgeschichte wird derzeit wissenschaftlich vor Ort aufgearbeitet, die Restauratoren wollen ihre Arbeitsweise vorstellen ...

Der zweite Bauabschnitt will das Publikum ins Kesselhaus der Fabrik führen, Dampfkraft und Fabrik-'Triebkräfte' zeigen. Will ihnen aber auch die menschlichen Triebkräfte, die Arbeiterschaft und die Fabrikherren

in ihrem Spannungsverhältnis zueinander vorführen und das konkrete Produkt, die Uhr, einfach und handgreiflich erläutern. Ein Termin dafür ist derzeit noch nicht bekannt. Einstweilen zieht dort ein 'Museumsladen' mit einer kleinen Cafeteria ein.

### Anschrift:

Uhrenindustriemuseum Villingen-Schwenningen, Bürkstraße 39, 78054 VS-Schwenningen  
 Öffnungszeiten: Dienstag - Sonntag 10 - 12 Uhr, 14 - 18 Uhr

## Neues Schrifttum über Schwarzwald und Baar

BAUER, E.W. u. ENZ-MEYER, P.: Hinter der blauen Mauer - Bilder von der Schwäbischen Alb; Theiss Verlag, 142 S., Stuttgart/ Aalen, 1993

Sozusagen an der Hand von Mörikes 'Schuster Seppe' wird der Leser in das Land der "wundersamen blauen Mauer" geführt. Daß man dabei nicht müde wird, dafür sorgt die gelungene Mischung aus meist ungewöhnlich guten Bildern und kurzweiligem Text. Man merkt schnell, daß die Autoren "in der Wolle gefärbte" vielgewanderte Schwaben sind, und E.W. Bauer ein ausgewiesener Geowissenschaftler und Biologe, zugleich Filmemacher und Fotograf, der durch seine Fernsehreihe "Wunder der Erde" vielen Lesern bekannt sein dürfte. Von ihm und seiner Frau Isolde stammen die meisten der aus oft ungewöhnlicher Perspektive gesehenen Fotos. Flott hingeworfene Rekonstruktionen früherer Burgen von der Hand Bauers (z.B. vom Hohenkarpfen) sind ebenso eingestreut wie alte Stiche oder Bilder von Felix Hollenberg und Karl Stirner. Wer sich darüber wundert, was Bilder vom Grand Canyon, aus Grönland, der namibianischen Wüste oder von den Plitwicer Seen in einem Band über die Alb zu suchen haben, wird nicht nur den Weltreisenden, sondern auch bald die didaktische Absicht erkennen, wenn er den stets fachkundigen Text dazu liest. An Beispielen, Mosaiksteinen gleich, ergibt sich im Zuge des Buches eine originelle Landeskunde der Schwäbischen Alb, des "nationalen Rückgrats der Schwaben", wie Bauer einmal formuliert. Freilich vereinnahmt er dabei auch ein Stück altes Baden. "An der Baar" ist ein Kapitel verfänglich überschrieben, doch wenigstens im folgenden Abschnitt heißt es richtig "auf der Baar"; sie ist, nimmt man die Donauversinkung und den Aachtopf hinzu, mit immerhin 18 Seiten vertreten. Nebenbei: nicht nur der Geograph Bauer ist enttäuscht, daß die Stelle des Zusammenflusses von Brigach und Breg, die Geburtsstätte des großen europäischen Stromes, wegen der den Blick ins Weite verwehrenden Brücke weder ein "Platz zum Träumen von fernen Städten und Ländern am Strom" ist, noch einen Hinweis gibt auf den "Platz der unwiederrufbaren Vereinigung" (so Bauer). Der Band muß nicht empfohlen werden - er empfiehlt sich selbst. (G.Rt)

DIERSSEN, B. u. DIERSSEN, K.: Vegetation und Flora der Schwarzwaldmoore; Beihefte zu der Veröffentlichung Naturschutz u. Landschaftspflege (Hrsg: LA f. Umweltschutz) Bd. 39, 512 S., Karlsruhe 1984

In jahrelanger akribischer Arbeit haben die beiden Autoren sowohl in eingehenden Exkursionen als auch durch Auswertung aller einschlägigen Veröffentlichungen und durch intensive Befragung und Rücksprache mit den Fachleuten vor Ort eine Inventarisierung der Moore vorgenommen. Schon diese Arbeit verdient Respekt, werden doch nicht weniger als 526 Moore nicht nur des Schwarzwaldes, sondern auch des Klettgaus, der Baar, des Alb-Wutach-Gebietes, des Randens, der Baaralb und der Hegaualb, charakterisiert, bewertet, bibliographisch dokumentiert und hinsichtlich der erforderlichen Schutz- und Pflegemaßnahmen beurteilt.

Der geowissenschaftlichen Charakterisierung des Untersuchungsgebietes folgt die Darlegung der Untersuchungsmethoden. Auf rund 120 Seiten werden die Pflanzengesellschaften der Moore mit ausführlichen Gesellschaftstabellen und ökologischen Daten vorgestellt. Rund 20 Seiten stehen der Schilderung des Vegetationsgefüges und seiner regionalen Differenzierung zur Verfügung, knapp 40 Seiten werden dem Kleinklima und den Bodentypen samt ihren bodenchemischen Eigenschaften eingeräumt. Sodann wird die Flora der Moore untersucht. Aus dem Vergleich mit früheren Fundortangaben wird das derzeitige Inventar und eine Übersicht über die inzwischen verschollenen oder erloschenen Wuchsorte erstellt. Rund 80 Verbreitungskarten seltener oder kritischer Sippen runden diesen Teil ab. Es folgen die erwähnten Bewertungen der einzelnen Mooregebiete nach dem aktuellen Stand.

Gute Abbildungen der Moorbiotope (darunter auch einige der Baaremer Moore), der Gesellschaften und der Gesellschaftskomplexe geben dem gründlichen Werk zusammen mit vorzüglichen Aufnahmen charakteristischer Torfmoos-Arten als Anschauungsmittel wie auch zur Dokumentation zusätzlichen Wert.

Der Freund und Kenner der Baaremer Moorflora wird deren Verluste und die meist wenig hoffnungsvollen Aussichten für die noch gehüteten Wuchsorte seltener Arten ungetröstet zur Kenntnis nehmen müssen. (G.Rt)

FABRY, B.: Neue Kunst in alter Stadt. Skulptur und Architektur seit 1945 in Villingen-Schwenningen. Verlag der Stadt Villingen-Schwenningen, Villingen-Schwenningen 1994. 90 Seiten, davon 38 Farbbildseiten und 2 Seiten Karten.

Neue Kunst - alte Stadt: Wortspiel oder Provokation? Ja und nein, von jedem etwas. Fabrys Anliegen ist es, mit dem vorliegenden Buch die häufig festzementierte Gleichsetzung Villingen = mittel-(alte)riche Stadt = stehengebliebene Stadt aufzubrechen und den Leser behutsam zur Entdeckung vieler sehenswerter Kunstwerke aus jüngster Zeit hinzuführen, die kaum bewußt wahrgenommen und noch weniger mit dem Bemühen um Verstehen betrachtet werden. Daß das Prädikat "alte Stadt" dabei eigentlich nur auf die Villingen Stadthälfte paßt, kaum auf Schwenningen, das tatsächlich auch mit deutlich weniger neuer Kunst vertreten ist, sei hier nur angemerkt, nicht kritisiert: das Buch ist mit deutlichem Akzent eine Liebeserklärung an Villingen - das gute Recht des Autors.

Fabry hat ein Buch vorgelegt, das den lesenden Betrachter rasch zu einer ruhigen Konzentration auf den Kern der Botschaft führt. Ein Teil dieser Wirkung geht sicher auf die gestalterisch vorzüglichen Photographien, meist von Christoph Brotz, zurück. Doch nehmen die Bilder erst durch Fabrys unaufdringliche, ausgezeichnet formulierte Erklärungen Plastizität an. Mit knappen Kommentaren, die der eigenen Interpretation genügend weiteren Raum lassen, vermittelt er Annäherungen, die auch denjenigen, der rasche und manchmal vorschnelle Urteile abzugeben pflegt, erst einmal zum richtigen Hinsehen veranlassen, dann zur Einordnung in das Bezugsfeld von Platz, Gebäude oder Funktion und so schließlich eine neue, differenzierte Sicht eröffnen. Zunächst Unverständenes beginnt sich als sinnhaft zu erschließen, und aus diesem Sinnverständnis heraus ergibt sich nicht selten als Sekundärfolge ein Zugang zur Ästhetik. Der Essay über Jochen Schimpfle's Werk "Dynamischer Läufer" sei hier als besonders gelungenes Beispiel für die Hinführung zu einem doppelten Verständnis von Kunst genannt: einerseits als Kunstwerk, das von Zeit und Raum unabhängig, also autonom ist, andererseits als Werk, das im Dialog mit seinem räumlichen Umfeld steht: der Kunst-Läufer steht nämlich vor einer Firma, die orthopädische Lauf-Hilfen herstellt.

Die ansprechende graphische Gestaltung - jeweils auf der linken Seite der Text, zweispaltig, außen Besprechung und Erklärung, innen sparsame biographische Künstlerdaten, auf der rechten Seite dann die Bilder - schafft im Verbund mit einer sehr angenehmen und feinen Drucktype einen sympathischen Eindruck, der die Annäherung in der Sache erleichtert.

Man möchte dem Buch einen größeren Bekanntheitsgrad als bisher wünschen; selbst wenn man dem Autor inhaltlich nicht in allem folgen mag, ist festzuhalten, daß das Buch zu bewußtem Sehen hinführen kann und beispielhaft steht für eine sensible, nicht-plakative Beschäftigung mit Kunst und ihrer Wechselwirkung zur Umgebung. (W. Hilpert)

GRUBER, W. u. REICHELT, G. (1991): Malerische Baar, Bilder einer liebenswerten Landschaft, Stadler Verlag Konstanz, 72 S., 31 Abbildungen, durchgehend vierfarbig, gebunden

Brillante ganzseitige Großaufnahmen von Walter Gruber zeigen das Liebenswerte und Typische dieser Landschaft auf. Die auf die Bilder bezugnehmenden Texte von Günther Reichelt, einen der besten Kenner der Baar, sind sehr informativ. Hinweise zur Kultur- und Naturgeschichte sowie die engagierten Hinweise auf Probleme des Naturhaushaltes erschließen die Fotografien in einer zusätzlichen Dimension. Ein rundum sehr gelungenes Werk. (T. v. Kutzleben)

GÖTTLICH, K.: Moorkarte von Baden-Württemberg 1:50 000, Erläuterungen zum Sonderblatt Die Baar (L 7916, Südhälfte und L 8116); Landesvermessungsamt Baden-Württemberg (Hrsg.), 54 S., 27 Abb., Stuttgart 1978

Der schmale Band ist zusammen mit der eigentlichen Moorkarte sein Geld wert. Der Leser erhält nicht nur Auskünfte über die Lage der vorhandenen und der inzwischen "abgegangenen" Moore der Baar. Er kann sich auch über Geologie (K. MÜNZING), Hydrographie, die Klimatologie und die

naturräumlichen Einheiten informieren (A. BENZING). Darüber hinaus enthält die Schrift Hinweise über fossile Torfe, torfkundliche Angaben und Gesichtspunkte zum Natur- und Landschaftsschutz. Sehr nützlich ist die Zusammenstellung sämtlicher vor- und frühgeschichtlicher Funde und deren Eintrag auf der Karte. Eine Erklärung der Fachausdrücke, ein ausführliches Literaturverzeichnis und ein Sonderteil mit 27 Karten und Abbildungen zur Geologie, zu den moorgeologischen Profilen und Torfmächtigkeiten sowie eine Tabelle über die Größe, die Moorarten und die Nutzungsform der Baarmoore schließen den Band ab, der auf eigenen Geländeuntersuchungen des inzwischen verstorbenen Verfassers gründet. (G.Rt)

HEINZMANN, S.: Alte Grenzen und Grenzsteine rings um Schwenningen; Verlag H.Kuhn, 404 S., Villingen-Schwenningen 1988

Das Buch hält mehr als der Titel verspricht. Nicht nur, daß die alten Grenzen der Gemarkung sorgfältig nachvollzogen und beschrieben werden; nicht nur, daß fast alle Gemarkungssteine nach ihrer topographischen Lage, nach ihrem Alter, ihrer Größe, ihren Gesteinsarten, ihren Zeichen, Wappen und Inschriften genau inventarisiert und in Wort und Bild dargestellt werden. Man erfährt auch, was Grenze und Gemarkung eigentlich bedeuten und wie sie entstanden sind. Von durchaus allgemeinem Interesse dürfte der Abschnitt über "Ansiedlung, Wegenetz und Markungsentwicklung im Schwenninger Siedlungsraum" sein. Dabei wird nämlich die gesamte ur- und vorgeschichtliche Besiedlung aufgearbeitet, und die Fundstellen sind in übersichtlichen Karten von der Hand des Autors eingetragen. Besondere Abschnitte werden der Römerzeit sowie dem Alemannischen Dorf samt der Markungswerdung eingeräumt, wobei sowohl die spätere territoriale Entwicklung als auch die jeweilige Wirtschaftsweise beleuchtet wird. Licht fällt dabei auch auf die Gewannamen, welche am Schluß in einem Verzeichnis der Flurnamen nochmals gesondert aufgeführt werden. Und immer werden auch die Markungsnachbarn mit berücksichtigt. Sehr aufschlußreich ist die Rekonstruktion des mittelalterlichen Wegenetzes (S. 67) und der Öscheinteilung (S. 83) des stets wirtschaftlich bedeutenden Dorfes. Im Rahmen der Grenzbegehung durch den Autor erfährt man viele ortsgeschichtliche Details. Dabei wird z.B. auch klar, warum die Schwenninger gegenüber der Rottweiler und der Dürrheimer Saline im Nachteil war und trotz anfänglicher Blüte nach wenigen Jahren stillgelegt wurde.

Die gute Ausstattung mit Fotos und sorgfältig angefertigten Zeichnungen erhöhen den Wert dieser verdienstvollen Schrift, die keineswegs nur ein Beitrag zur "Heimatkunde" ist, wie der Autor im Nachwort bescheiden meint: sie ist nach Durchführung und Ergebnis eine beachtenswerte wissenschaftliche Leistung und sollte durch viele interessierte Leser belohnt werden! (G.Rt)

HOCKENJOS, F.: Wanderführer durch die Wutach- und Gauchachschlucht; Verlag Rombach, 5. Auflage, von Gisela C. Tillmanns neu bearbeitet, 148 S., Freiburg 1989

Bewußt knapp und ganz eng auf die Wutachschlucht selbst konzentriert, gibt sich der für jeden interessierten Wanderer einfach unentbehrliche Wanderführer des Schwarzwaldvereins. Präzise Fachbeiträge stehen voran: zur Geologie (W. PAUL), zur Pflanzenwelt (G. PHILIPPI), zur Tierwelt (K. SCHNETTER) und zu Literaturhinweisen (E. LIEHL). Das Wandergebiet stellt der leider inzwischen verstorbene F. HOCKENJOS vor, der auch zusammen mit H. SCHURHAMMER die 27 Teilstrecken des Hautweges beschrieb; sie wurden von G. TILLMANNS aktualisiert. Ein Ortsverzeichnis und eine orientierende Karte (1:70 000) sind dem wohlfeilen Wanderbuch beigegeben. (G.Rt)

HÖLZER, A.: Vegetationskundliche Untersuchungen im Blindensee-Moor bei Schonach; Dissertationes Botanicae, Band 36, 195 S., Cramer-Verlag, Vaduz, 1977

Diese Doktorarbeit ist inzwischen schon in zahlreichen Folgearbeiten zitiert worden. Sie ist die erste Untersuchung in unserem Gebiet, in welcher nicht nur die Vegetation einer genauen Analyse unterzogen wird, sondern in der auch die Standortbedingungen messend erforscht werden.

Aufbau und Entstehung des Moores sowie die Vegetationsentwicklung in der Umgebung werden ebenso behandelt wie die erheblichen Eingriffe des Menschen in das unter Naturschutz stehende Moor selbst. Der Moorrand samt Niedermoor-Komplex, der Übergangsmoor-Komplex und der innere Hochmoor-Komplex werden floristisch analysiert und in Gesellschaftstabellen dargestellt.

Sodann folgen die zwei Vegetationsperioden umfassenden Standortsuntersuchungen an 68 Meßstellen, die dem Kleinklima (Temperatur und Niederschläge) sowie den Kationengehalt des Moorwassers (pH-Wert, Leitfähigkeit, Ca-Gehalt, Mg-Gehalt, Gesamteisen, Na-, K-, Ammonium- und Mangangehalt) gelten. Die Abhängigkeit dieser Werte von Niederschlägen, Verdunstung und Auswaschung aus Torfmoosen, Torfen und mineralischem Untergrund wird aufgezeigt und der Zusammenhang zwischen ihrer Konzentration und dem Auftreten einzelner Pflanzen belegt. Insgesamt ist der Kationengehalt des Blindensee-Moors im europäischen Vergleich sehr niedrig. Doch bahnt sich eine Eutrophierung sowohl im randlichen Bereich als auch in der Moormitte durch menschlichen Einfluß (Tourismus und Landwirtschaft) bereits an. Veränderungen der Vegetation sind schon sichtbar. Eine Vegetationskarte, eine Rasterkartierung einzelner Arten, zahlreiche Diagramme und rund 10 großformatige gute S/W-Fotos ergänzen den Text dieser von Prof. G. LANG betreuten Arbeit. (G.Rt)

JAUCH, E. u. BENZING, A. (Koordin.): Das Schwenninger Moos - Ein naturkundlicher Führer; hrsgg. v. d. Landesanst. f. Umweltschutz Baden-Württemberg, Führer durch Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württemberg Nr. 12, 216 S., Karlsruhe 1986

Der kleine Band soll zwar nicht die große Monographie über das Schwenninger Moos von 1968 ersetzen; aber er kann getrost als deren Ergänzung und Fortsetzung gesehen werden. Unter der Koordination unseres früh verstorbenen Vorstandsmitglieds Dr. A. BENZING und Dr. E. JAUCH haben sich 18 Autoren zu einer gründlichen Neubearbeitung zusammengefunden. Dem topographischen Überblick aus der Feder BENZINGS folgt die Wiedergabe der Schutzverordnungen (W. MARTIN). Gänzlich neu und wegen der Vegetationskartierung verdienstvoll ist die Darstellung der Pflanzendecke durch W. IRSLINGER, der die Beiträge zum Mooswäldle (M. MAIER), zum Kugelmoos, Salinenmoos und der Lehmgrube "Dickenhardt" (F. ZINKE) sowie die hinterlassenen Vegetationsprofile von der Hand des damaligen Schwenninger Museumsleiters R. STRÖBEL folgen. Die Pilzflora wird von H. HAAS vorgeführt. Aus der Tierwelt finden sich die Kriechtiere, Lurche und Großschmetterlinge durch unser unvergessen aktives Mitglied H. HERRMANN dargestellt, die Vögel von F. ZINKE, die Libellen von R. Buchwald. In einem besonderen Abschnitt zur "Geschichte" schildert unser früherer Vorsitzender W. PAUL die Erdgeschichte, während die Moorentwicklung und Waldgeschichte von E. JAUCH referiert wird, welcher auch die Torfgewinnung und die landwirtschaftliche Nutzung im Moor behandelt. Besonders aufschlußreich ist die Bearbeitung der urgeschichtlichen Funde durch B. SCHMID, die klarstellt, daß auch die Jungsteinzeit mit verschiedenen Siedlungen in und an den Baaremer Mooren vertreten war. Dabei wird erneut der Verlust der Funde vom (Dürrheimer? oder Klengener?) "Oberried" schmerzlich deutlich. Die "Grenzen und Marksteine" werden von J.M. WEISBROD beschrieben, welcher auch die "Soleförderung zur Siedesalzgewinnung" der Saline Schwenningen ins Gedächtnis ruft. Über den Eisenbahnbau am Moos und die Folgen der Weltkriege für das Moos berichtet nochmals A. BENZING, der auch zusammen mit G. BAUMANN kritisch den Freizeitwert und die Freizeitnutzung reflektiert. Sehr aktuell werden die Versuche zur "Rettung eines sterbenden Moores" (R. HOSEMANN, E. HÄRLE, M. WITSCHEL) vorgestellt, welche inzwischen ihre Wirkung zeigen. Darauf harrt auch noch das Moor "Birken/Unterhölzer". Der Band wird abgerundet durch Exkursionsvorschläge, unter denen eine botanische (W. IRSLINGER), eine ornithologische (D. LODE) sowie eine "auf den Spuren der Geschichte" (J.M. Weisbrod) angeboten wird. Sie verlocken zum Nachvollzug!

Hervorzuheben ist die didaktisch geschickte Dokumentation durch Grafiken und brillante Fotos. Das handliche Format des Führers lädt zum Mitnehmen ins Gelände ein; indessen macht die Klebebindung den Band alsbald zur Einzelblattsammlung. Man würde sich einen solchen Führer auch für das Gebiet "Birken-Unterhölzer-Mittelmeß" wünschen. Dazu wird im nächsten Band der "Schriften" ein erster Schritt erfolgen. (G.Rt)

KETTERER, E.: Unadingen; Löffingen 1995, 780 Seiten, zahlreiche Schwarzweiß-Abbildungen

Emil Ketterer hat mit großem Engagement und viel Mühe sämtliche erreichbaren Quellen zur Geschichte seiner Heimatgemeinde Unadingen zusammengetragen und ausgewertet. Entstanden ist dabei ein Werk, das sich sehen lassen kann. Es dürfte in Baden-Württemberg nicht viele Orte

vergleichbarer Größe und Stellung geben - Unadingen hat knapp 870 Einwohner und gehört seit 1975 zur Stadt Löffingen-, die eine ähnlich umfangreiche und fundierte Ortschronik ihr eigen nennen können.

Das Werk gliedert sich in zwei große Teile. Der erste (S. 15 - 129) bietet einen geschichtlichen Abriss von den ersten Spuren der Besiedlung in der Bronzezeit bis in unsere Zeit. Ausführlich zur Sprache kommt dabei die Entwicklung des Grundbesitzes und der Ortsherrschaft in Unadingen. Neben verschiedenen Adelsgeschlechtern war vor allem das Kloster Friedenweiler hier begütert. Die Ortsherrschaft konnte Graf Wilhelm von Fürstenberg 1513 von den Herren von Allmendshofen erwerben. Ins Gedächtnis der Gemeinde eingeprägt haben sich daneben die Beteiligung am Bauernkrieg und an der 1848er Revolution sowie vor allem die Notzeiten im Dreißigjährigen Krieg, in den Napoleonischen Kriegen und in den Weltkriegen unseres Jahrhunderts.

Der zweite Teil des Werkes (S. 130 - 771) greift thematische Aspekte auf: die Organisation der Gemeinde, das Schul- und Ausbildungswesen, Landwirtschaft, Handwerk, Handel und Gewerbe, die Vereine und das kirchliche Leben.

Allein dreihundert Seiten sind dabei der Haus- und Hofgeschichte des Dorfes gewidmet - mit Recht. Was hier an Informationen über die jeweiligen Besitzer der Häuser und Höfe, ihre Herkunft, die Geburts-, Heirats- und Sterbedaten, die berufliche Stellung und die Zahl der Kinder ausgebreitet ist, bildet eine Fundgrube für jeden Unadinger und für alle an der ländlichen Sozialgeschichte vor allem des 18. und 19. Jahrhunderts interessierten Historiker. Wie der Verfasser im Vorwort selbst einräumt, hat das Werk auch seine "Schwächen und Fehler". Häufig läßt Emil Ketterer die Quellen selbst zu extensiv sprechen und trennt dabei nicht klar zwischen wörtlicher Wiedergabe, Übersetzung und Regest. Für den mit Sprache und Begrifflichkeit der Quellen nicht vertrauten "Durchschnittsleser" dürfte das Buch seine Tücken haben. Zudem macht es der Verfasser demjenigen nicht leicht, der über das Thema weiterarbeiten möchte. Edierte und unedierte Quellen werden fast stets ohne genaue Quellenangabe zitiert. Im Literaturverzeichnis fehlt bei den einzelnen Titeln der Erscheinungsort und das Erscheinungsjahr. Das Verzeichnis der benutzten Archivalien aus dem Fürstlichen Fürstenbergischen Archiv ist in seinen Angaben uneinheitlich.

Die große Leistung Ketterers bei der Aufarbeitung der Ortsgeschichte von Unadingen wird durch diese Punkte freilich kaum geschmälert. (A. Wilts)

KLAUSMANN, H., KUNZE, K. U. SCHRAMBKE, R.: Kleiner Dialektatlas, Alemannisch und Schwäbisch in Baden-Württemberg. Themen der Landeskunde, Veröffentlichungsreihe aus dem Alemannischen Institut Freiburg im Breisgau, Heft 6. Konkordia Verlag Bühl 1993. 184 Seiten mit 84 Karten.

Mit dem hier anzuzeigenden Buch ist eine seit längerem empfundene Lücke gefüllt worden. Zwar ist die Beschäftigung mit den Dialekteigentümlichkeiten des alemannischen Raumes nichts Neues, doch war es an der Zeit, die neueren Forschungsergebnisse in einer handlichen, erschwinglichen und gut verständlichen Darstellung einer über die engen Fachzirkel hinausreichenden Öffentlichkeit nahezubringen. Dabei war es sicherlich vertretbar, das Untersuchungsgebiet auf den alemannisch sprechenden Teil Baden-Württembergs zu begrenzen; die Begründung für diesen auch von den Autoren als nicht recht befriedigend empfundenen Schnitt ist durchaus nachvollziehbar.

Bereits in den Vorbemerkungen sagen die Autoren ein erfreulich klares Wort zur Wertigkeit des Dialekts: Dialekt sei nicht - wie häufig angenommen werde - ein fehlerhaftes Schriftdeutsch, sondern eine Weiterentwicklung des mittelhochdeutschen Sprachstandes. Damit wird der Dialekt aus der Ecke der mangelhaften Bildung oder gar sprachlichen Unfähigkeit herausgerückt und in seiner Eigenständigkeit und Eigenwertigkeit betont. Darüberhinaus kann das Buch - gerade auch mit den klug ausgewählten, viel gebrauchten Paradigmen - den aufmerksamen Leser für den Reiz der Dialekt-Vielfalt gewinnen. Auf diesem Hintergrund wird das Image der Eleganz, das die Schriftsprache im allgemeinen beansprucht, etwas abgeschwächt; Schriftsprache lebt ja weniger von den kleinräumig wechselnden Nuancen, sie rechtfertigt sich mehr aus ihrer Funktion als normiertes Kommunikationsmittel.

Mit lobenswerter Klarheit geben die Autoren einen (sprach)geschichtlichen Einblick in die Frage des Alemannentums überhaupt, und sie umgehen auch nicht den Schein-Gegensatz von Alemannisch und Schwäbisch.

Es ist hier nicht der Ort, einzelne Dialektbeispiele des Buches vorzuführen, das sollte der eigenen Lektüre vorbehalten bleiben; diese aber lohnt sich unbedingt: sie regt an, macht Halbbewußtes bewußt und überfordert nicht. Dazuhin verhelfen die übersichtlichen Karten mit den Dialektvarianten einzelner Wörter zum besseren Verständnis und zu einem raschen Zugriff. (W. Hilpert)

KOHLHEPP, D.: Die Wutachschlucht; Rombach Verlag, 139 S., 2. ern. Auflage, Freiburg 1984

Der prächtig ausgestattete Band hat mit Recht Anklang gefunden. Hervorragende Farbfotografien und ein sachlich fundierter Text lassen die "Wutachschlucht" auch für den Kenner zu einem immer wieder neuen Erlebnis werden. Sie wird einem durch den Autor zu jeder Jahreszeit nahegebracht. Die schönen Pflanzenporträts greifen freilich weit über die Wutach hinaus, verbinden sich aber mit den faszinierenden Tieraufnahmen zu einem Hochgenuß. Die Entstehungsgeschichte der Wutachschlucht wird in Wort und Bild zutreffend und leicht verständlich geschildert. Ein wenig gekünstelt wirkt wohl der angehängte Abschnitt "aus Kultur und Geschichte", wobei denn auch die Hüfingler Blumenteppeiche der Wutachschlucht einverleibt werden. Naturschutzanliegen werden nicht als Anhängsel betrachtet, sondern durchziehen das ganze Buch. Darum ist es auch "engagierten Naturschützern" gewidmet, unter ihnen Fritz Hockenjos, Hermann Schurhammer und Dr. Erwin Sumser. (G.Rt)

Landkreis Tuttlingen (Hrsg.): Archäologie, Kunst und Landschaft im Landkreis Tuttlingen; Thorbecke Verlag, 328 S., Sigmaringen 1988

Sowohl Unternehmungen wie der jährlich erscheinende "Almanach" des Schwarzwald-Baar-Kreises als auch mehr monographische und systematische Dokumentationen wie der vorliegende Band über den Kreis Tuttlingen, sind das Ergebnis der Mitarbeit vieler Autoren. Beide haben ihre Berechtigung und ihren Reiz. Der besondere Reiz des vorliegenden Bandes liegt darin, eine Art Exkursionsführer zu sein, für den, der bei Gutmadingen, Geisingen oder am Unterhölzer beabsichtigt, die ehemaligen Kreisgrenzen ostwärts, nach Norden oder Süden zu überschreiten.

Im Anfang stehen "Urgeschichte, Römerzeit, Frühes Mittelalter", eine sehr gewissenhafte, vollständige und gut dokumentierte Darstellung von C. UNZ (rund 50 S.). Die Literaturliste ist auf dem aktuellen Stand. Es folgt der Hauptteil "Kunst in Städten und Gemeinden" (rund 150 S.), in welchem von vielen Autoren sämtliche Orte auf ihre jeweiligen Sehenswürdigkeiten abgeklopft werden. Wiederum ist dieser Teil gut dokumentiert, und auch hier führt ein Literaturverzeichnis für solche weiter, die tiefer eindringen möchten. Es folgen Würdigungen der Baumeister, Bildhauer, Maler (20 S.), wobei die Palette von den Villinger barocken Meistern Johann und Joseph Anton Schupp, der Sippe Schilling und dem Fridinger Malergeschlecht Zoll bis zu den "modernen" wie Emil Kiess, Franz Bucher und Romuald Hengstler reicht. Eine Übersicht über die erstaunlich vielen Museen, Sammlungen und Galerien des Landkreises mit kurzen Beschreibungen (von W. KRAMER) füllt die folgenden 20 Seiten. Den Schluß bilden die "natürlichen Landschaften des Landkreises Tuttlingen" (von G. REICHEL), wo auf rund 60 Seiten Geologie, Vegetationsgeschichte und die heutige Vegetation sowie die Naturschutzgebiete kurz behandelt werden und auch "Exkursionen in die einzelnen Räume" der Baar-Hochmulde, des westlichen Albvorlandes, der Baaralb, der Heubergalb, in das obere Donautal, die Hegaualb und das Alpenvorland des Kreises erfolgen. Ein erklärendes kunstgeschichtliches Fachwortverzeichnis und ein ausführliches Register beschließt den nicht nur nützlichen, sondern auch schönen Band, der insgesamt von R. MATTES sorgfältig betreut wurde. (G.Rt)

LIEHL, E. u. SICK, W.D. (Hrsg.): Der Schwarzwald - für den, der mehr erfahren möchte. Konkordia-Verlag, Bühl, 573 S., 4. Auflage 1989

Diese Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg ist schon dadurch empfohlen, daß sie seit 1980 nunmehr in vierter Auflage vorliegt. Es handelt sich um ein Gemeinschaftswerk von 22 Autoren, das nahezu sämtliche landeskundlichen Aspekte des Schwarzwaldes sachverständig und verständlich abdeckt. Zur Geologie legen E. LIEHL und G. RAHM den Forschungsstand vor allem

zum Eiszeitgeschehen dar. H. TRENKLE und H.V. RUDLOFF berichten detailliert über das Klima. E. KIRWALD behandelt das Thema "Wald, Wasser und Gewässer". O. WILMANNS stellt die "geschichtlich bedingten Züge in der heutigen Vegetation" dar, während H. BRÜCKNER die Entwicklung der Wälder des Schwarzwaldes durch die Nutzung vergangener Jahrhunderte schildert. B. OTTNAD faßt die Territorialgeschichte des Schwarzwalds zusammen, W. MÜLLER die Kirchengeschichte und die Geschichte der Schwarzwaldpfarreien. Der Nestor der Rechtsgeschichte, K.S. BADER, schreibt zur Tal-, Dorf- und Stadtverfassung des Schwarzwaldes. Den Ortsnamen und ihrer Bedeutung geht B. BOESCH nach, dem G.W. BAUR mit einer Arbeit über die Mundarten folgt. L. RÖHRICH schließt sich mit "Singen und Sagen" an. Altmeister H. SCHILLI faßte letztmals seine Erkenntnisse über die Hausformen des Schwarzwaldes zusammen, ergänzt von P. ASSION zur "Schwarzwälder Haus-, Handwerks- und Handelskunst". H. OTT verfolgt die wirtschaftliche Entwicklung seit dem 18. Jahrhundert. K. MÜLLER stellt die Agrarlandschaft vor. B. MOHR setzt sich mit der regionalen Wirtschaftsentwicklung und deren Problemen auseinander. Aspekten des Fremdenverkehrs widmet sich R. ULLMANN, die H. BRÜCKNER nochmals ergänzt mit der Darstellung des Waldes als Erholungsraum. G. FUCHS sieht den Schwarzwald aus dem Blickwinkel des Naturschutzes. W. HOMBURGER versucht sich an der "Zukunft des Schwarzwaldes als Problem der Landes- und Regionalplanung". Schließlich gibt W.D. SICK einen zusammenfassenden landeskundlichen Überblick.

Ein Namen- und Sachregister sowie ein geographisches Register erleichtern das Auffinden gesuchter Stellen, und wer über die durchweg als Wissenschaftler ausgewiesenen Autoren etwas mehr wissen möchte, findet am Schluß Notizen zur Person.

Das Werk ist mit Karten, Diagrammen, Tabellen und technisch guten Schwarz-weiß Bildern reich ausgestattet; nicht zu vergessen, die kommentierte Schwarz-weiß-Wiedergabe einer Satellitenaufnahme (LANDSAT 2) des Gebietes einschließlich der Baar.

Bei aller Wissenschaftlichkeit ist das Buch leicht verständlich geschrieben und sollte zur Handbücherei eines jeden am Schwarzwald interessierten Bürgers gehören. Wirklich: ein Buch für den, der mehr erfahren möchte. (G.Rt)

REINEKE, D. u. RIETDORF, K.: Der Orchideenbestand in der Naturräumlichen Einheit 121 Baar-Hochmulde; Arbeitskreis Heimische Orchideen, Baden-Württemberg (Hrsg.): Mitteilungsblatt Jg. 21, Heft 2, 1989 (S. 167-278).

Obwohl die Baar-Hochmulde das rauheste Klima Südwestdeutschlands hat, weist sie nach dem Kaiserstuhl noch immer die zweithöchste Artenvielfalt an Orchideen auf. Das ist zwar überraschend aber nicht neu; neu sind jedoch die Methoden, mit denen die Verfasser diese Aussage sichern. Sie beruht nämlich auf einer methodisch exakt definierten Ermittlung der Bestandsgrößen aller Arten und der Darstellung ihrer Verbreitung mit Mengenkennzeichnungen in Rasterkarten. Darüber hinaus werden Verhaltensdetails der einzelnen Arten mitgeteilt und Folgerungen für den Naturschutz diskutiert.

So optimistisch der erste Satz klingt - der Befund ist es ganz und gar nicht. Von den 38 verbürgten Arten sind zunächst einmal nur noch 33 aktuell. Von diesen gelten 21 als selten und 15 dieser seltenen Arten stehen als gefährdet auf der "Roten Liste". Für 13 Arten fanden die Autoren einen Rückgang der Verbreitung und/oder des Mengenbestandes, der bei einigen entweder schon zum Erlöschen in der Baar-Hochmulde geführt hat oder kurz davor steht. Die Autoren empfehlen eine Unterschutzstellung mehrerer Gebiete als Naturschutzgebiet (Himmelberg) bzw. als flächenhaftes Naturdenkmal. Die Problematik besteht bei den Orchideen im Wald darin, daß sich die Vorkommen mit der Waldnutzung verschieben, Schutzgebiete kleiner Parzellen - im Unterschied zum großen Hüfinger Wald - also bald ihren Sinn verlieren. Für die auf Halbtrocken- und Magerrasen oder in Feuchtgebieten vorkommenden Arten würden hingegen Unterschutzstellung und Pflegemaßnahmen der Biotope entscheidende Hilfe bringen. (G.Rt)

STURM, J. (Hg.): Blumberg - Die Geschichte einer außergewöhnlichen Stadt; Vöhrnbach 1995, 480 Seiten, 271 farbige und schwarzweiße Abbildungen

Daß sich erst Heute, beinahe fünfzig Jahre nach dem letzten Gesamtüberblick, ein Team zumeist jüngerer Wissenschaftler unter der Leitung von JOACHIM STURM an eine Geschichte der Stadt Blumberg gewagt hat, verwundert nicht. Denn der letzte Gesamtüberblick stammt von keinem Geringeren als KARL SIEGFRIED BADER. Die hier anzuzeigende Geschichte braucht sich freilich hinter dem Werk des großen Gelehrten nicht zu verstecken. Im Gegenteil, man wünscht sich, daß alle künftigen Ortsgeschichten der Baar ein ähnlich hohes Niveau erreichen mögen.

Schon beim ersten Durchblättern des Werkes bestechen das ansprechende Layout und die hervorragende Bebilderung. Dem steht der Inhalt in Nichts nach. Vor allem im neuzeitlichen Teil, den BADER noch auf wenigen Seiten abhandelte, bedeutet diese neue Stadtgeschichte einen gewaltigen Schritt nach vorn. Der hohe wissenschaftliche Anspruch tut dabei der guten Lesbarkeit des Werkes keinen Abbruch.

Selbstverständlich können im folgenden die verschiedenen Beiträge nur gestreift werden. VERENA NÜBLING weist in ihren Ausführungen zur Ur- und Frühgeschichte auf die Besiedlung des Blumberger Raumes seit der Jungsteinzeit hin. Als eine der bedeutendsten Fundstellen erweist sich dabei der "Bürglebuck" bei Riedböhringen mit seinen jungsteinzeitlichen und keltischen Befunden. ANDRÉ BECHTOLDS Überblick zur Blumberger Geschichte vom Mittelalter bis zum Übergang an das Haus Fürstenberg zeichnet sich durch eine konsequent adelige Perspektive aus. Neben der Geschichte der Herren von Blumberg und der verschiedenen Besitzer der Burg kommen Dorf und Stadt Blumberg zu kurz. Ein Blick in das Urbar von 1530 oder die Quellen zur Geschichte der Blumberger Dorfkirche hätte zumindest einzelne Hinweise auf die Organisation der Gemeinde, die bäuerliche Sozialstruktur, das Handwerk und Gewerbe sowie Blumbergs Rolle im Bauernkrieg geliefert. Ein sehr plastisches und farbiges Bild des Lebens im Städtle unter fürstenbergischer und badischer Hoheit zeichnen dagegen EVELINE DARGEL und URSULA HUGGLE. Die reichlich vorhandenen Urbare, Populationstabellen, Tauf-, Ehe- und Sterbebücher ermöglichen jetzt eine genaue Rekonstruktion der Bevölkerungsgröße, der Familienstruktur und Lebenserwartung, der bäuerlichen Abgaben und Dienste, der Löhne und Preise. Im Dreißigjährigen Krieg verlor Blumberg die Hälfte seiner Einwohner. Die Felder waren verwüstet und die Ernte zerstört. Mit dem Bergbau sollte seit 1662 dem darniederliegenden Wirtschaftsleben ein neuer Impuls gegeben werden. Vergeblich, das Bergwerk blieb unproduktiv und mußte im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts stillgelegt werden. Das Leben in Blumberg wurde seither wieder durch die Landwirtschaft mit ihren geringen Erwerbsmöglichkeiten für eine zunehmende Bevölkerung bestimmt. Im 18. und 19. Jahrhundert waren deshalb Hunderte von Blumberger Bürgern gezwungen, ihre Heimat zu verlassen. Doch es gibt auch Positives zu berichten. Die Bauernbefreiung löste in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts große Teile der Bevölkerung aus den traditionellen Bindungen. Mit den Straßenlaternen und der Elektrizität, mit Wasserleitungen, Telegraphie und Strategischer Bahn hielt nach 1883 in wenigen Jahren das technische Zeitalter in Blumberg Einzug. Die zweifellos wichtigsten Passagen des Buches, die die Blumberger Ortsgeschichte über den regionalen Rahmen hinaus interessant machen, gelten jedoch dem 20. Jahrhundert. THORSTEN MIETZNER und BERNHARD V. WENDLAND untersuchen die nur wenige Jahre währende Periode des Blumberger Eisenerzabbaues im Zusammenhang mit der Vorbereitung und Führung des nationalsozialistischen Eroberungskrieges. Nichts blieb damals in Blumberg, wie es war. In kürzester Zeit wurde aus dem dörflich geprägten, knapp 700 Einwohner großen Ort ein Moloch mit 7000 Einwohnern. Die Zusammensetzung der Bergwerksbelegschaft, ihre Herkunft und Lebenssituation - die meisten Bergleute kamen unfreiwillig, viele waren vorbestraft, es fehlte an Wohnungen, Geschäften und Handwerksbetrieben, kulturellen und sozialen Einrichtungen - erzeugten ein relativ unsicheres, zuweilen aggressives Klima. Die Kriminalität war hoch. In der Region stieß diese Stadt der Zugezogenen, der Entwurzelten und neu Verwachsenen auf Ablehnung und tiefes Mißtrauen.

JOACHIM STURM fragt in seinem Beitrag nach der Bedeutung der Blumberger Erfahrungen für die "Karriere" von Sophie Scholl als Widerstandskämpferin: "Mit Sicherheit haben das Gesicht des sozialen Leides und der Trostlosigkeit der vom Nationalsozialismus erst gebauten und dann kurzfristig preisgegebenen Stadt Sophie Scholl beeindruckt und mit zur Bereitschaft beigetragen, aktiven Widerstand gegen ein Regime des Unrechts und der Menschenverachtung zu leisten, einen Widerstand der kaum sechs Monate nach ihrer Blumberger Zeit im Münchener Studium begann." (S. 233f)

Liegt es an der Sichtweise von ANDREA HAUSSMANN oder war die Entwicklung nach 1948 in Blumberg tatsächlich so normal und konfliktlos, ein einziger Aufschwung nach den Notzeiten des Krieges und der unmittelbaren Nachkriegsjahre? Wer unter die Oberfläche der Normalität blicken will, muß den Beitrag von RICHARD GERTIS über die Blumberger Kirchengeschichte und hier speziell die Ausführungen zum Bau der evangelischen Kirche lesen. Der geplante Kirchenbau löste einen regelrechten "Glaubenskrieg" aus, der durch den Gegensatz zwischen Alteingesessenen und Neubürgern überlagert und verschärft wurde. In die Nachkriegszeit fiel auch die Beseitigung der letzten Reste des ländlichen Blumberg. Die Ruine der Burg wurde abgetragen, weil sie Wanderer gefährdete, die Dungen wurden eingefriedet, landwirtschaftlich genutzte Flächen eingezäunt und der Freilauf der Schweine, Gänse und Hühner beschränkt. Wer die Darstellungen und Photos von Blumberg auf den Seiten 81, 170 und 432/433 betrachtet, mag kaum glauben, daß es sich jeweils um dieselbe Stadt handelt.

Die abschließenden Beiträge des Bandes vertiefen thematische Aspekte der Blumberger Geschichte. Neben dem bereits erwähnten kirchengeschichtlichen Längsschnitt von RICHARD GERTIS untersucht ein Beitrag von GEORG HERBSTTRIT die altkatholische Gemeinde. Hervorgegangen aus einer Protestbewegung gegen das auf dem Ersten Vatikanischen Konzil am 18. Juli 1870 verkündete Unfehlbarkeitsdogma gehörte ihr in Blumberg zeitweilig die Hälfte der Katholiken an. ANNELORE WALZ zeichnet ein Gesamtbild des wirtschaftlichen Wandels Blumbergs von der Agrarsiedlung zur Industriestadt.

Während sich PETER WEINKNECHTS Beitrag "Zur Geologie von Blumberg und seiner Umgebung" ziemlich wissenschaftlich intern gibt und deshalb auch ein separates dreiseitiges (!) Literaturverzeichnis benötigt, informiert GERHARD KERSTING in gut lesbarer Form und mit bestechenden Farbbildungen über die Pflanzen- und Tierwelt der Gegend, über die Wutachflühen und das Zollhausried, über Zauneidechse, Feuersalamander, Dachs und Fuchs. Hervorzuheben sind nicht zuletzt auch das erfreuliche Register der Personen, Orte und Sachen und der Anhang mit den Biographien und Konterfeis der Autoren.

Auf's Ganze gesehen: eine außerordentlich gut gelungene "Geschichte einer außergewöhnlichen Stadt". (A. Wilts)

ULMER, G.A.: Im Zauber der Baar; Ulmer Verlag Tuningen, 80 S., 1991

Das Büchlein versucht, den Zauber der Baar durch schöne Bilder einzufangen. Sie bilden ein buntes Mosaik von Landschaften, Dörfern, Häusern, Denkmälern, Trachten und einigen Pflanzen. Jedem ganzseitigen Bild (quadratisches Format) wird ein Sinnspruch zugeordnet, von Jakob Böhme bis Peter Rosegger und Häuptling Seattle, Goethe, Rilke und Schiller eingeschlossen. Hinter dem Informationsgehalt der sensibel aufgenommenen, zur Meditation anregenden Bilder bleibt der Text zuweilen zurück und hält nicht immer sachlicher Prüfung stand. (G.Rt)

WESELY, D.: Steuerreform und Katasterkartographie im Fürstentum Fürstenberg im 18. Jahrhundert; Lang, Frankfurt am Main u.a., 1995 = Europäische Hochschulschriften, Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 665. XII u. 489 S., graphische Darstellungen, Karten.

Im 18. Jahrhundert entstanden in ganz Europa im Zuge sich verdichtender Herrschaftsbeziehungen und staatlicher Durchdringung große Katasterwerke, die die an Grund und Boden haftenden Abgaben, Zinsen und Gefälle neu registrierten, die allgemeinen Rechts- und Besitzverhältnisse feststellten und so durch die Schaffung von Güter- und Abgabenverzeichnissen die Grundlage einer korrekten Bemessung der Grundsteuer lieferten, aber auch die juristische und geographische Ausdehnung der Territorien dokumentierten. In den Herrschaften der Fürsten zu Fürstenberg fanden derartige (auch als Renovationen oder Renovaturen bezeichneten) Bannerneuerungen zwischen 1726 und 1796 statt und brachten einen stattlichen Bestand an Karten und Plänen hervor, der bisher von der Forschung nicht zusammenhängend untersucht wurde - trotz des Hinweises von Ruthardt Oehme, die im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv verwahrten großen Bannkarten seien "hervorragende Quellen zur Geschichte und Geographie des Landes" (Die Geschichte der Kartographie des deutschen Südwestens, Konstanz/Stuttgart 1961, S. 84). Diese Forschungslücke hat nun Daniel Wesely in seiner Tübinger Dissertation von 1993, die von Franz Quarthal betreut wurde, geschlossen.

Die in der Einleitung geäußerte Absicht, den Kartenbestand "hinsichtlich seiner Entstehungsgeschichte und in seiner Funktion als räumliches Informationssystem zur Machtausübung" zu interpretieren (S. 9), setzt Wesely in drei großen Abschnitten um. In Kapitel I (S. 14 - 241) werden Grundzüge der kameralistischen Wirtschaftslehre und ihre Vermittlung an der Universität Freiburg sowie zeitgenössische Steuerlehren beschrieben, um den zeitgenössischen theoretischen Rahmen zu bestimmen. Daran anknüpfend wird das fürstenbergische Steuersystem skizziert, das bis zum Ende des Alten Reiches nicht mehr grundlegend reformiert werden konnte, so daß die Finanzlage stets desolat blieb. Wesely wendet sich sodann der "Organisation des fürstenbergischen Renovationswesens" zu und informiert ausführlich über Ausbildung, Berufspraxis, Werdegang und Besoldung der Geometer. Dieser mit zahlreichen Graphiken erschlossene personengeschichtliche Abschnitt wird ergänzt durch die Schilderung der praktischen Durchführung der Renovation - gesonderte Darlegungen gelten den beträchtlichen Kosten des Unternehmens - und der dabei verwendeten technischen Hilfsmittel. In Kapitel II (S. 242 - 333) untersucht Wesely das Katasterplanwerk hinsichtlich seiner Entstehung und nach kartographischen Gesichtspunkten. Kapitel III schließlich (S. 334 - 409) bietet eine Fallstudie anhand der Gemarkung Aach in der Grafschaft Heiligenberg. Wesely schildert, ausgehend von der Bannkarte von 1763, die verwickelten Herrschaftsverhältnisse und kann durch Vergleich mit Bodenbewertungen neuerer Zeit den Wandel der agrarischen Verhältnisse aufzeigen. Ein ergänzender personengeschichtlicher Anhang nebst einem Verzeichnis der Katasterpläne (143 Pläne !) sowie thematischen Karten, die auf Folie kopiert und übereinandergelegt werden können, beschließen die Studie.

Leider muß angemerkt werden, daß die Lektüre des Buches durch zahlreiche orthographische und grammatikalische Fehler sowie nicht korrekte Zeichensetzung, auch durch unvollständige oder sinnlose Sätze (S. 76, S. 170 Anm. 2, S. 267) erschwert wird. Auch ist die Darstellung nicht frei von sachlichen und formalen Fehlern: der fürstenbergische Archivar F.K. Barth hieß Franz Karl, nicht Karl Friedrich oder Karl Siegfried (so S. 9); Georg Tumbült schrieb sein Werk "Das Fürstentum Fürstenberg von seinen Anfängen bis zur Mediatisierung im Jahre 1806, Freiburg 1908" mitnichten in "der Anfangszeit" des "Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar..." (S. 9); Archivalien müssen mit genauer Signatur zitiert werden - der Vermerk "FFA" (S. 19) ist unzureichend; welche Teile der Darstellung auf den auf S. 511 angeführten Beständen aus dem Haus- (nicht "Haupt-", so S. 230 Anm. 3), Hof- und Staatsarchiv Wien beruhen, ist unklar - zitiert werden sie im Text nicht; Sigmund Riezlers Buch "Geschichte des Fürstlichen Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen bis zum Jahre 1509, Tübingen 1883" kann, wie schon der Titel zeigt, nicht für den Zeitraum 1630 - 1744 herangezogen werden (S. 65); eine auf S. 14 angeführte Darstellung von Mann findet man im Literaturverzeichnis nicht; das berühmte Lexikon des 18. Jahrhunderts ist der "Zedler", nicht der "Zeydler" (S. 268, S. 271, S. 284 Anm. 3, S. 435); auf S. 229 muß es Karl VI. heißen, nicht Karl IV.; er wurde 1711 zum Kaiser gewählt und gekrönt und war es nicht bereits 1707 (S. 230).

Insgesamt hinterläßt die Arbeit einen zwiespältigen Eindruck. Die konkreten Ursachen und Motive der Renovation vor dem Hintergrund der fürstenbergischen Verwaltungs- und Finanzgeschichte im Untersuchungszeitraum werden nicht deutlich herausgearbeitet. Es ist kein Zufall, daß eine Zusammenfassung der Ergebnisse, in der "Steuerreform und Katasterkartographie" aufeinander bezogen würden, fehlt. Die Kapitel II und III sowie die beamtengeschichtlichen Aufstellungen hingegen werden, in Verbindung mit den zahlreichen anschaulichen Graphiken und Abbildungen, der landesgeschichtlichen Forschung Anregungen zu vergleichenden Untersuchungen geben. (E. Mauerer)

## Vereinschronik

Die Vereinsaktivitäten im Veranstaltungsjahr 1994/1995, über das hier zu berichten ist, erhielten ihre besondere und über den gewohnten geographischen Rahmen hinausgreifende Note durch die große Ausstellung "Die Fürstenberger - 800 Jahre Herrschaft und Kultur in Mitteleuropa" in Weitra/Niederösterreich. Bereits geraume Zeit vor Ausstellungseröffnung waren mehrere Vorstandsmitglieder intensiv in die vorbereitenden Arbeiten eingebunden, sei es durch Fachbeiträge zum wissenschaftlichen Teil des Katalogs, sei es durch Auswahl und Beschreibung von Ausstellungsstücken. Die enge Verzahnung von Ausstellungs- und Vereinsarbeit schlug sich auch im eigentlichen Veranstaltungsprogramm nieder (ebenso übrigens auch in mehreren Beiträgen von Band 38 der Vereinsschriften). Im Zentrum stand die fünftägige Exkursion vom 15. bis 19. Mai 1994, der ein sehr gut besuchter Einführungsabend vorausging und auf die im Juli ein ebenfalls gut besuchter Rückschau-Abend im Bräunlinger "Lindenhof" folgte.

Die **Weitra-Exkursion**, die räumlich und zeitlich umfangreichste Unternehmung der gesamten Vereinsgeschichte, erfolgte in einem großen, bis auf den letzten Platz besetzten Reisebus. Begünstigt durch ausgezeichnetes Wetter wurde nach reibungsloser Anfahrt gegen Abend des ersten Tages das reizende Städtchen Weitra im österreichischen Waldviertel erreicht und den Teilnehmern im dortigen Brauhotel ein liebenswürdiger Empfang bereitet. Der zweite Tag war in erster Linie dem Besuch der Ausstellung vorbehalten, die in dem strahlend herausgeputzten und eindrucksvoll die Stadt überragenden fürstenbergischen Schloß ausgerichtet war. Die Exkursionsteilnehmer wurden vom Schloßherrn, Prinz Johannes zu Fürstenberg, und seinem Bruder, Prinz Karl-Friedrich zu Fürstenberg, mit großer Herzlichkeit empfangen. Ebenso herzlich war die Gruß- und Dankadresse gehalten, die der Berichterstatter namens der Teilnehmer und des Vereins an die Vertreter des Hauses Fürstenberg richten durfte.

Die aufwendig gestaltete Ausstellung, die in Konzeption, Darbietung und materieller Ausstattung weit über den Rahmen einer Provinzausstellung hinausging und im internationalen Vergleich ohne weiteres bestehen konnte, schlug die Exkursionsteilnehmer für Stunden in Bann. Hervorragende Dienste leisteten hierbei als Ausstellungsführer die Herren Dr. ERWEIN H. ELTZ und GEORG GOERLIPP, beide aus dem innersten Zirkel der "Ausstellungsmacher". Nicht ohne Stolz wurden auch etliche Stücke aus der Frühgeschichte des Baarvereins in dieser bemerkenswerten Ausstellung präsentiert.

Der Nachmittag dieses Tages galt der Besichtigung von Weitra selbst und mündete dann in eine Exkursion, die unter der fachkundigen Leitung von Oberforststrat BERNOT nach Alt-Weitra mit seiner romanischen Kirche und der Fürstenberger-Grablege und durch die nähere Umgebung führte. In einer speziell auf die Erwartungen der Baarvereins-Teilnehmerschaft abgestimmten Themenreihe erläuterte Herr BERNOT Landschaft, Wirtschaft und Strukturen und gab einen vorzüglichen Einblick in die dortige Forst- und Fischwirtschaft und ihre Probleme.

Hauptziel des dritten Tages war die tschechische Hauptstadt Prag. Dort übernahmen Frau Dr. TURKOVÁ, Direktorin am Prager Nationalmuseum, und Dr. MAŠEK, für die Schloßbibliotheken zuständiger Fachwissenschaftler am Nationalmuseum, die Führung und Erklärung der Hauptsehenswürdigkeiten von Prag.

Der vierte Tag war komplett den noch bis in die Zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts hinein fürstenbergischen Besitzungen mit ihren riesigen Waldungen, Bergwerken, Hütten und Schlössern gewidmet. Die landes- und forstkundlichen Exkursionsteile wurden von Dr. KWASNITSCHKA betreut, der durch seine außerordentlichen Orts- und Sprachkenntnisse ein berufener Cicerone war; speziell auf Burg Pürglitz dagegen war es nochmals Dr. MAŠEK, der hier in der unverändert erhaltenen ehemals fürstenbergischen Bibliothek einen Arbeitsschwerpunkt seiner Forschungstätigkeit hat und dem überraschten Teilnehmerkreis die interessanten und zahlreichen Querverbindungen zur FF Bibliothek in Donaueschingen darlegte. Neben Burg Pürglitz wurden an diesem Tag noch die Schlösser Lana (heute Sommerresidenz des tschechischen Staatspräsidenten) und das liebenswerte Grund, Geburtsstätte von S.D., Joachim Fürst zu Fürstenberg, besucht. Bereits am frühen Vormittag hatte die lohnenswerte Besichtigung der Glashütte von Nischburg stattgefunden.

Der fünfte Exkursionstag bot vor der Heimfahrt zum Abschluß noch die Möglichkeit zu einem hochinteressanten Abstecher in die ehemalige Benediktinerabtei Kladruby - zur Zeit unseres Besuchs leider in teilweise erbarmungswürdigem Zustand -, die in der mittelalterlichen Geschichte des Landes eine herausragende Rolle gespielt hat. So konnten auch die Verquickungen von Profan- und Kirchengeschichte noch feiner herausgearbeitet werden und die geschichtlichen Komponenten, die ohnedies auf der ganzen Reise ständig präsent waren, noch vollends abgerundet werden.

Im folgenden sei kurz das gesamte **Jahresprogramm** aufgeführt, das mit der Jahresversammlung am 24. März 1995 seinen Abschluß fand:

1. Donnerstag, 14. April: Einführungsvortrag für die Teilnehmer der Exkursion nach Weitra. Referenten: G. GOERLIPP: Weitra, Pürglitz, Grund und Lana; ausgewählte Ausstellungsbeispiele im Bild. Dr. K. KWASNITSCHKA: Der fürstenbergische Besitz um Weitra und die ehemals fürstenbergischen Liegenschaften in Tschechien und ihre wirtschaftliche Nutzung. W. HILPERT: Organisatorische Hinweise.
2. Sonntag, 15. Mai, bis Donnerstag, 19. Mai: Exkursion nach Weitra zur Fürstenberg-Ausstellung, nach Prag, Pürglitz, Grund und Lana.
3. Dienstag, 31. Mai: Vortrag von Herrn F. VÖGELE, Immendingen: "Geschichte des Klosters Amtenhausen".
4. Samstag, 2. Juli: Halbtagesexkursion "Amtenhausen - Bachzimmern" (Geschichtliches, Geologisches, Waldnutzung, Erzgewinnung und Eisenverhüttung). Referenten waren die Herren DREYER und VÖGELE, Immendingen, sowie die Herren GOERLIPP, HILPERT und Dr. KWASNITSCHKA, Donaueschingen.
5. Samstag, 3. September: Halbtagesexkursion "Schwenninger Moos". Referent: Herr W. MARTIN, VS-Villingen.
6. Mittwoch, 28. September: "Kleiner Abend" - Vortrag von Herrn W. MARTIN, VS-Villingen: "1000 Jahre St. Wolfgang - Leben und Nachwirkung in der Kunst" (mit Dias).
7. Samstag, 8. Oktober: Halbtagesexkursion "Riedöschingen und das Aitrachtal" (Geologie, Geschichte, Strukturwandel und Ortsbild). Referenten waren Frau und Herr BARTH, Riedöschingen, und die Herren HILPERT und Dr. KWASNITSCHKA, Donaueschingen.
8. Mittwoch, 19. Oktober: "Kleiner Abend" - Lichtbildervortrag von Herrn Dr. P. OBERGFELL, VS-Villingen: "Peru dort, wo noch nie ein Arzt war".
9. Samstag, 12. November: Halbtagesexkursion "Archäologisches Landesmuseum Konstanz" mit wissenschaftlicher Führung durch Museumspersonal.

10. Donnerstag, 24. November: Vortrag von Herrn Dr. G. BRONNER, Riedböhringen: "Schadstoffe in der Umwelt - Zwischen Hysterie und Verharmlosung" (mit Dias).
11. Donnerstag, 8. Dezember: Vortrag von Herrn Dr. H. GEHRING, VS-Villingen: "Heimische Tier- und Pflanzenwelt der Baar" (mit Dias).
12. Dienstag, 17. Januar 1995: Vortrag von Herrn W. HILPERT, Donaueschingen: "Zwischen bürokratischer Enge, revolutionärem Chaos und fruchtbarem Forschen - Das facettenreiche Leben des Carl Borromäus Fickler" (mit einigen Dias).
13. Mittwoch, 8. Februar 1995: "Kleiner Abend" - Lichtbildervortrag von Herrn U. BÜCHLER, VS-Villingen: "Geologie und Vulkanismus der Pazifikküste Nordamerikas".

Die Jahresversammlung fand am 24. März 1995 im Restaurant "Donaustuben" statt. Herr Dr. K. KWASNITSCHKA erstattete den Jahresbericht des Vorstandes und informierte die Versammlung über die vom Vorstand beschlossene Neuorganisation in puncto Vereinschriften: Einrichtung eines Redaktionsstabes aus beiden Abteilungen des Vereins und künftige Schriftleitung durch Herrn Prof. Dr. G. REICHELT. Herr Dr. REICHELT umriß sodann in einem kurzen Statement Ziele und Aufgaben seiner künftigen Schriftleitertätigkeit und legte eine detaillierte Terminplanung für die nächsten Bände vor. Herr MÜNCH erstattete den überaus erfreulichen Kassenbericht, Herr BRUCKMANN den Rechnungsprüfungsbericht. Auf Antrag von Herrn Dr. J. STURM erfolgte einstimmig die Entlastung des Vorstands. Im Anschluß hieran gab Herr W. HILPERT eine Vorschau auf das Jahresprogramm 1995/1996 und schlug als Leitthema und räumliches Ziel der Jahresexkursion 1995 "Das obere Kinzigtal" vor (von der Versammlung angenommen).

Im zweiten Teil des Abends führte Herr W. SATTLER, Freiburg, seinen bemerkenswerten Dokumentarfilm "Bäuerliches Leben im Schwarzwald" vor.

W. Hilpert

**Anschriften der Verfasser**

ADAMCZYK, Dr. Rainer, Erbsenlachen 54, 78050 VS-Villingen

BRUGGER, Gabriele, Mundolfstraße 6, 78183 Hüfingen-Mundelfingen

DOMDEY-KUNZ, Liane, Alfons-Käfer-Straße 3, 78056 VS-Weigheim

FRANKENBERG, Professor Dr. Peter, Geographisches Institut d. Univ., 68131 Mannheim

FRITSCHI, Kuno, Karl-Bromberger-Straße 5, 78183 Hüfingen

GEHRING, Dr. Helmut, Königsberger Straße 30, 78052 VS-Villingen

HILPERT, Wolfgang, Klenkenreute 29, 78166 Donaueschingen

KUTZLEBEN, Tilmann v., im Gupfen 21, 78199 Bräunlingen

KWASNITSCHKA, Dr. Karl, Heinrich-Feurstein-Straße 15, 78166 Donaueschingen

LANG, Frank, Alte Schulstraße 30, 71665 Vaihingen a.d. Enz

MAUERER, Esteban, Taoso-Straße 14, 81243 München

MAURER, Professor Dr. Friedemann, Hansmichel-Haus, 78595 Hausen ob Verena

REICHELT, Professor Dr. Günther, Uhlandstraße 35, 78166 Donaueschingen

SCHRÖDER, Dr. med. Konrad, Seehaldenstraße 18, 88662 Überlingen

SEIDELMANN, Dr. Wolf-Ingo, Christophstraße 15, 72072 Tübingen

SIEGMUND, Alexander, Zähringer Straße 31, 78183 Hüfingen

TRITSCHLER, Edgar Herm., Am Wurstberg 15, 76332 Bad Herrenalb

WILTS, Dr. Andreas, F.F. Archiv, 78166 Donaueschingen

... and the ...

